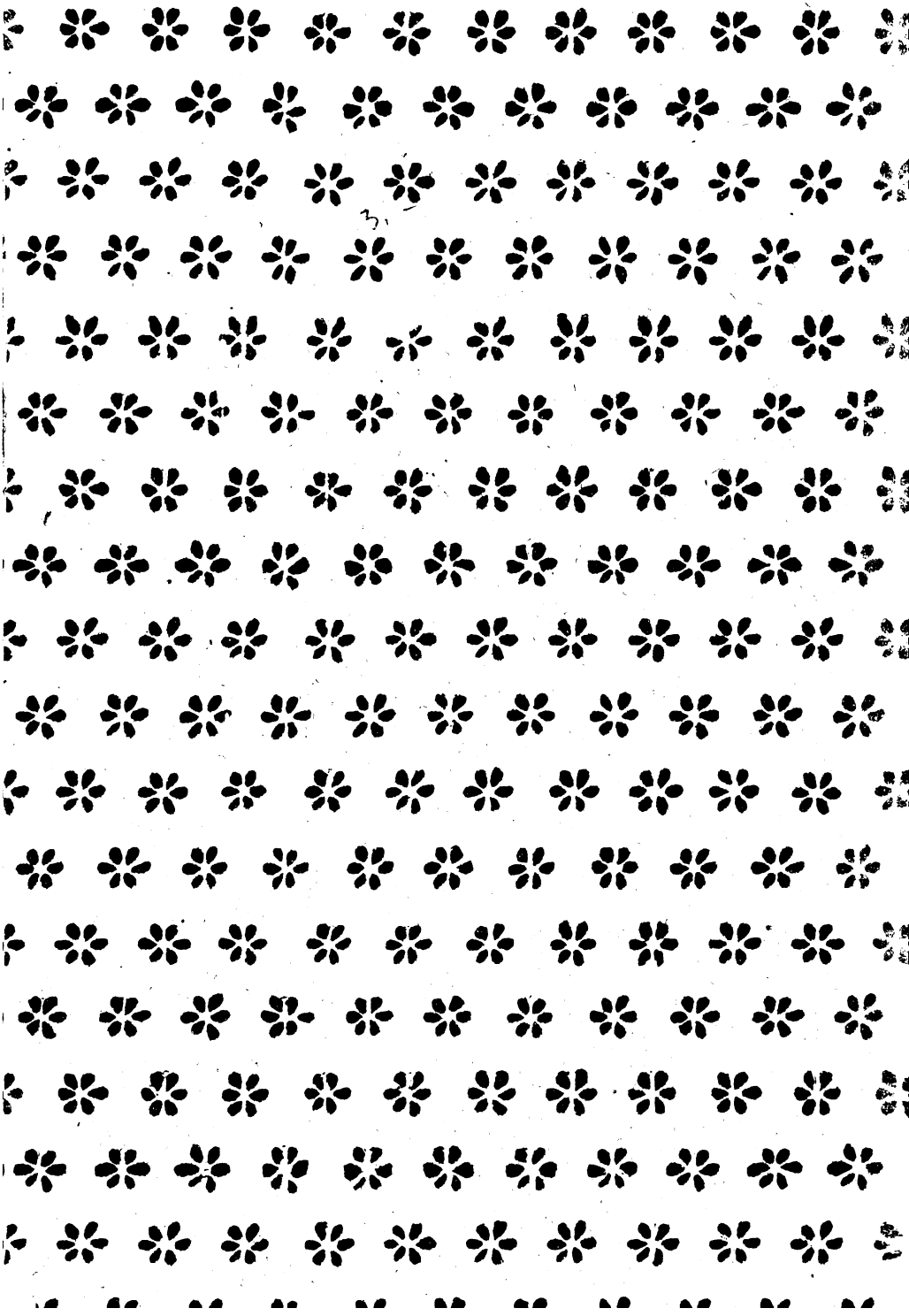
Basler Jahrbuch

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES



Dr. phil. E. A. GESSLER
Zürich.

Basler Jahrbuch

1912

Herausgegeben
von
Albert Geßler und Auguſt Huber.

Baſel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn
vorm. Reich-Detloff.

DQ
381
B29
1912

Druck von Friedrich Reinhardt in Basel

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Hans Barth: Albert Burckhardt-Finsler. 18. Nov. 1854 bis 2. Aug. 1911 1

Ed. A. Geßler: Ein Beitrag zur Kenntnis des Armbrustschützenwesens in Basel 40

Paul Meyer: Aus den Aufzeichnungen von Pfarrer Daniel Kraus. 1786—1846 53

Blätter der Erinnerung an den alemannischen Dichter Joh. Peter Hebel 139

F. Zschokke: Professor Eduard Hagenbach-Bischoff . . . 146

August Huber: Miscelle 192

Carl Roth: Der ehemalige Basler Besitz der Markgrafen von Baden 195

Emanuel Probst: Jakob Probst, geb. 4. Sept. 1848; gest. 28. Mai 1910 246

Hans Joneli: Private Arbeitslosenfürsorge im alten Basel 254

Emil Dürr: Itel Reding der Aeltere. Fünfzig Jahre eidgenössischer Geschichte 260

Albert Geßler, E. Th. Markees, Rob. Grüninger: Das künstlerische Leben in Basel 293

Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. November 1910 bis 31. Oktober 1911 309

Vorwort.

Das gegenwärtige Jahrbuch richtet zwei vortrefflichen Baslern größere Denkmäler auf, das eine dem in hohem Alter gestorbenen Professor Dr. Eduard Hagenbach-Bischoff, das andere dem zu früh von uns gegangenen alt Regierungsrat Professor Dr. Albert Burckhardt-Finsler.

Beide haben ihrer Vaterstadt schätzenswerteste Dienste geleistet, beide werden unvergessen bleiben, und das Jahrbuch ist stolz darauf, daß es die Stelle sein darf, wo solchen Ehrenmännern die endgiltigen, ausführlichen Lebensbeschreibungen zuteil werden.

Der eine der beiden Toten hat oft genug mitgeholfen, für solch edle Basler im „Jahrbuch" Raum und Gelegenheit zu dauernder Ehrung zu schaffen: Albert Burckhardt-Finsler hat das Jahrbuch, zuerst zusammen mit Herrn Staatsarchivar Dr. Rudolf Wackernagel, dann mit den Unterzeichneten, 29 Jahre hindurch redigiert. Es ist also in wahrem Sinne sein Werk. Nicht nur, daß er mit Eifer immer nach guten Mitarbeitern gespäht und viele gediegene Beiträge gewonnen hat, er selbst hat mit mehr als zwanzig bedeutenden Arbeiten diesem Buche gedient; wir können ihm nicht genug dafür danken. Noch den Jahrgang 1911 hat er mitschaffen helfen; denn über alles, was den Band betraf, haben wir seinen Rat einholen können. Er wird uns von nun an sehr mangeln.

Eines tröstet uns ein wenig. Wir haben lange in seine freie und gute Schule gehen dürfen und glauben daher zu wissen, was sein Ideal von Jahrbuch war. Nicht daß er es für erreicht gehalten hätte; nicht daß wir nun glaubten, es erreichen zu können; aber in seinem Geist und mit seinem

Eifer weiterzuarbeiten, um dem Basel, das wir lieben, jedes Jahr eine Anzahl historischer und kulturgeschichtlicher Aufsätze, dann und wann auch Modernes vorlegen zu können, das wird unser Bestreben sein, wie es das unseres verehrten Verstorbenen gewesen ist.

Ein zweites kommt uns zu Hilfe. Albert Burckhardts langjähriger treuester Mitarbeiter am Jahrbuch, Herr Dr. Wackernagel, den wir mit staunender Freude an seinem Lebenswerk, der Geschichte Basels, schaffen sehen, steht dem Jahrbuch mit Wohlwollen nahe, und wir dürfen, wie dies auch bisher oft geschehen ist, uns seines Rates erfreuen.

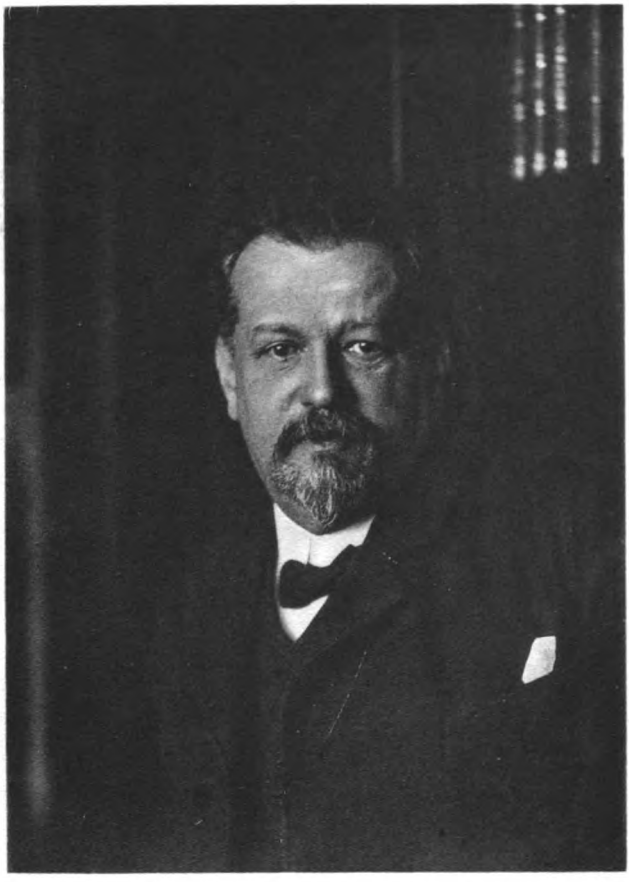
Das läßt uns die Hoffnung aussprechen, daß wir das Unternehmen werden weiterführen können.

An Eifer und Treue soll's uns nicht fehlen; auch die Verleger werden das mögliche tun, dem Buche die alten Freunde zu erhalten und ihm neue zuzuführen.

Basel, am Elisabethentage 1911.

Die Herausgeber:

Albert Geßler. August Huber.



Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel, nach Phot. v. Fried. Bernoulli.

Albert Burckhardt-Finsler

18. November 1854—2. August 1911.

Von Hans Barth, Zürich.

Als Redaktor dieses Jahrbuches hat Albert Burckhardt stets großes Gewicht darauf gelegt, daß allen Baslern, die sich in Schule und Kirche, Handel und Industrie, Verwaltung und Wissenschaft einen Namen gemacht hatten, nach ihrem Tode im Jahrbuch ein biographisches Denkmal gesetzt werde. Und jetzt ist, viel früher als man noch vor wenig Jahren gedacht und gehofft hatte, der Moment gekommen, wo ihm selbst dieser letzte Dienst erwiesen werden muß, auf Grund der Erinnerung, die für den Schreiber dieser Zeilen über mehr als dreißig Jahre zurückreicht und die er zum Besten zählt, was das Leben ihm gebracht hat, auf Grund seiner Briefe und Aufzeichnungen, seiner gedruckten Arbeiten und Aufsätze, von Akten und Publikationen verschiedener Art. Albert Burckhardt hat es oft beklagt, daß die Kunst des Briefschreibens, die im achtzehnten und noch bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein so reizvolle Blüten zeitigte, unserer schnelllebigen Zeit immer mehr verloren gehe. Er selbst hat sich stets bemüht, mit seiner Familie und denen, die ihm das Leben besonders nahe geführt hatte, in brieflichem Verkehr zu bleiben und die Eindrücke einer Reise oder eines Landaufenthaltes in Briefen festzuhalten.

Wenn man Albert Burckhardts Stammbaum nach aufwärts verfolgt, so stößt man vor allem auf den aus der Basler

Geschichte bekannten Oberstzunftmeister Christoph Burckhardt. Vertritt dieser in der Ahnenreihe das staatsmännische Element, so gehören die beiden Pfarrherren Bonifacius Burckhardt 1656—1708, Pfarrer in Riehen und Christoph Burckhardt 1728—1803, Pfarrer in Rotenflue, dem gelehrten Stande an. Pfarrer Christoph Burckhardts Vater, ebenfalls Christoph geheißen, übte das Handwerk eines Hosenlismers, Wollen- und Seidenstrumpfwebers aus und sein Sohn war der Pastetenbäcker Sebastian Burckhardt 1779—1853, der Ahnherr eines zahlreichen Geschlechtes. Albert Burckhardts Vater, Achilles Burckhardt, war ursprünglich zu gelehrten Studien bestimmt und hatte das Gymnasium und Paedagogium bis zur zweitobersten Klasse mit Auszeichnung besucht, hatte dann aber das väterliche Geschäft übernommen und durch Geschicklichkeit und Arbeitslust zu hoher Blüte gebracht. Im Jahre 1842 verlegte er dasselbe aus dem väterlichen Hause am Bäumlein in das Zunfthaus zu Brodbecken an der Freien Straße und führte 1844 Margaretha Miville als Gattin heim, eine Kleinbaslerin, Tochter des Fuhrhalters Achilles Miville im Hattstätterhof, der von denen, die ihn noch kannten, als jovialer Mann und guter Gesellschafter geschildert wurde. Im Zunfthause zu Brodbecken wurde Albert Burckhardt am 18. September 1854 als drittes Kind seiner Eltern geboren und an der alten „recht anmutigen“ und „gar lustigen“ Freien Straße hat er frohe Jugendtage verlebt. Als er später der Stätte seiner Jugend ein freundliches Andenken widmete, da empfand er es als besondern Reiz der heimeligen, nach unsern heutigen Begriffen etwas schmalen und krummen Straße, daß die fast ausschließlich dem Mittelstand angehörige, aus Handwerkern und Geschäftsleuten bestehende Bevölkerung sich gegenseitig kannte, daß man sich als Nachbar fühlte und für die Tugenden und noch mehr für die Schwachheiten seiner Mitmenschen ein lebhaftes Interesse an den Tag legte. Und etwas Bürgerliches, ein lebhaftes, liebevolles Verständnis für den Handwerkerstand und seine Freuden und Leiden ist der

Denk- und Anschauungsweise Albert Burckhardts zeitlebens eigen geblieben.

Im elterlichen Hause herrschten Gewissenhaftigkeit und Fleiß; die Erholung des Vaters bestand in Spaziergängen in die nähere und fernere Umgebung Basels und größeren Märschen in der inneren Schweiz, an denen er frühzeitig auch seine Knaben teilnehmen ließ und ihnen so ohne viel Worte die Heimat und ihre Umgebung lieb machte. Trotz anfänglicher Kränklichkeit durchlief Albert Burckhardt mit gutem Erfolge die Basler Schulen und besuchte in der obersten Klasse des Gymnasiums den Konfirmationsunterricht bei Antistes Stockmeyer, dessen feine, aller Ueberschwänglichkeit abholde Einführung in die christliche Gemeinde auf ihn einen bleibenden Eindruck machte. Nach Absolvierung des Gymnasiums entschied er sich zum Bezuge des Paedagogiums und damit zum Studium. Der Vater, der zwar gerne gesehen hätte, wenn einer der beiden Söhne das Geschäft übernommen hätte, legte ihrer Berufswahl keinen Widerstand in den Weg. Im Paedagogium, das Albert Burckhardt von 1870 bis 1873 besuchte, fesselten ihn besonders Jakob Burckhardts Geschichtsstunden, und ohne den Umstand, daß bereits sein älterer Bruder Achilles das Studium der Geschichte und Philologie ergriffen hatte, wäre er wohl ohne den Umweg über die Jurisprudenz Historiker geworden. Seine Aufsätze in der Pädagogia und die Mitteilungen, die er in Briefen über seine Lektüre macht, verraten keine besondere Vorliebe zur Jurisprudenz, sondern eher eine solche für Kunstgeschichte. Dennoch ließ er sich im April 1873 als Studiosus juris an der Basler Universität immatrikulieren. Er schätzte es stets als ein Glück, daß er von Andreas Heusler in die deutsche Rechtsgeschichte eingeführt wurde und hat in Basel und späterhin in Leipzig seine juristischen Studien, wenn auch nicht mit besonderer Liebe, so doch mit lebhaftem Eifer betrieben. Daneben hat er allerdings Geschichte und Kunstgeschichte nicht zu kurz kommen lassen; bei Jakob Burckhardt wurden jedes Semester

mehrere Stunden gehört, die historischen Kollegien und Uebungen Wilhelm Vischers nicht vernachlässigt, und gelegentlich wurde auch ein Abstecher in entferntere Gebiete, wie griechische Geschichte und römische Topographie oder altdeutsche Dichtung unternommen.

Schon im Mai 1873 trat Albert Burckhardt dem Zofingervereine bei, und dieser Schritt wurde für seine ganze geistige Entwicklung so bedeutsam, daß seine Zofingerjahre nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. Mit seiner ganzen Lebhaftigkeit erkannte und erfaßte er sofort namentlich den Teil der Aufgabe des Zofingervereins, der ihn anweist, Bande der Freundschaft zwischen den Studierenden aller Kantone zu knüpfen und zu pflegen. So hat er gelegentlich in diesem Satze im Protokoll das Wörtlein aller dick unterstrichen, ist aber dabei nicht stehen geblieben, sondern hat damals und später immer wieder betont, daß die Bekanntschaft und Freundschaft mit Schweizern anderer Kantone für die Basler, die durch die exzentrische Lage der Stadt jenseits des Jura, ihre historische Entwicklung und ihre übrigen Charaktereigenschaften einen sehr scharf ausgeprägten Typus darstellen, von größter Wichtigkeit sei. „Es war", wie ein Freund Albert Burckhardts aus der Ostschweiz schrieb, „seiner Zeit sein besonderes Charisma, sich ostschweizerischer Mitzofinger mit einer wohltuenden Freundlichkeit anzunehmen, die ihnen den Aufenthalt in Basel ganz wesentlich erleichterte". Zu einem guten Teile war es sein Verdienst, wenn in der Zofingia Basel in jenen Jahren zwischen Baslern und Nichtbaslern ein ungetrübtes Einvernehmen bestand. Mit Ausnahme des Quaestorats hat er alle Vereinsämter bekleidet; Fuxmajor ist er sogar zweimal gewesen und hat es trefflich verstanden, seine Untergebenen in das Vereinsleben einzuführen und auch zurückhaltende und kritische Naturen nachhaltig dafür zu begeistern. Schon damals hat er manches gute vaterländische Wort gesprochen und hat in zwölf fließenden Nibelungenstrophen den Eintritt Basels in den Schweizerbund besungen. Mit Nach-

druck trat er dafür ein, daß der Kaiser Heinrichstag, als Tag der Aufnahme Basels in den Schweizerbund, von der Sektion Basel festlich gefeiert werde, als die Feier des Tages von St. Jakob der verlängerten Ferien wegen mußte aufgegeben werden. Durch Anordnung fröhlicher Pfingstbümmel und Sonntagsausflüge suchte er auch die Nichtbasler mit der schönen Umgebung seiner Vaterstadt bekannt zu machen; mit seinem sprühenden Witz und seinen treffenden Bemerkungen hat er diese und viele andere fröhliche Anlässe gewürzt. Neben der Fröhlichkeit kam aber auch die Arbeit nicht zu kurz; Albert Burckhardt hat in der Zofingia Basel nicht weniger als acht Vorträge über schweizergeschichtliche und kunsthistorische Themata gehalten, und eine eifrige Besprechung seiner manchmal stark subjektiv gefärbten Aufstellungen pflegte sich anzuschließen. So wich seine Arbeit über die Revolution des Standes Basel im Jahre 1798 von der damals herrschenden Schulmeinung nicht unbeträchtlich ab, und enthielt die Keime für eine neue Betrachtung dieser Epoche, die er später bedeutend erweiterte und vertiefte. Seine Kenntnisse und seine Beherrschung des gesprochenen Wortes fanden die ungeteilte Anerkennung seiner Freunde, als er einmal für einen plötzlich erkrankten Freund einsprang und aus dem Stegreif in dreiviertelstündigem Vortrage eine Vergleichung der antiken, romanischen und gotischen Baukunst durchführte.

Auch im spätern Leben hat Albert Burckhardt dem Verein Treue gehalten, sich gerne und freudig zu den Bestrebungen und Freuden seiner Jugend bekannt und sich über jeden Anlaß gefreut, der ihn mit den alten Freunden zusammenführte.

Im Herbste des Jahres 1875 verließ Burckhardt die Basler Universität, um seine Studien in Leipzig fortzusetzen. Im Verein mit einigen gleich gestimmten Freunden wurden die Stätten deutscher Kunst und Kultur am Rheine, Speier, Worms, Mainz und Köln besucht und ein goldener Herbsttag in Laach und an seinem großen, stillen See zugebracht. Die

Briefe, in denen Albert Burckhardt jene Reisetage schildert, verraten eine für einen Juristen nicht geringe kunsthistorische Schulung und zeigen den bestimmenden Einfluß, den Jakob Burckhardt auf weite Kreise ausübte. In Leipzig, wo neben den Studien auch das Theater fleißig besucht wurde, zog ihn besonders Windscheids Pandektenkolleg an. „Da versteht man doch auch etwas von der Sache und bekommt Respekt vor der ganzen römischen Jurisprudenz", schrieb er an seinen Bruder. Binding wollte ihn zur Herausgabe der Basler Urkunden und zu einer Geschichte des Basler Strafrechts veranlassen und auch in den historischen Uebungen bei Arndt, wo die Geschichte der deutschen Königswahl von Heinrich I. bis zu den Hohenstaufen behandelt wurde, verschaffte sich der Jurist unter den Historikern einen guten Platz und durfte seine Vermutungen offen aussprechen und belegen. Eine um Neujahr ausgeführte Fußreise nach Merseburg und eine größere Reise durch Norddeutschland in den Frühlingsferien vermittelten ihm die Kenntnis von Land und Leuten.

Nach zwei Semestern kehrte Albert Burckhardt von Leipzig nach Basel zurück und erwarb am 25. Juli 1878 den juristischen Doktorhut magna cum laude; seine Dissertation behandelte die Gaugrafschaft im Sisgau. Dem Examen folgte nun aber nicht die Aufnahme beruflicher juristischer Tätigkeit, sondern zwei weitere Studiensemester in Zürich. Unter Leitung von Georg von Wyß, Gerold Meyer von Knonau und Rudolf Rahn vertiefte und erweiterte er seine historischen und kunsthistorischen Kenntnisse und legte den festen, schulgemäßen Boden für seine spätere Arbeit auf diesen Gebieten. „Ich merke," schrieb er an seinen Bruder, „daß man bei Georg von Wyß Dinge über Schweizergeschichte zu hören bekommt, welche sonst niemand weiß, und daß ich für die ältere schweizerische Dynastengeschichte Schätze mit nach Hause tragen werde". Eifrig betätigte er sich in Gerold Meyer von Knonau's historischem Seminar, und die Frucht seiner kunsthistorischen Studien bei Rudolf Rahn war eine Geschichte und Beschrei-

bung des Schlosses Vufflens bei Morges, die in den Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft Zürich gedruckt wurde. Er hat die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, mit der er von diesen Gelehrten aufgenommen wurde, stets mit großem Danke anerkannt und erfreute sich in Zürich, wo er ausschließlich dem obliegen durfte, wozu er sich geschaffen fühlte, vollkommenen Glückes und äußerster Zufriedenheit. Zu dieser Gemütsbeschaffenheit trug jedenfalls auch nicht wenig der Umstand bei, daß er in Zürich seine Braut kennen lernte, die er im Herbste 1882 als Gattin nach Basel führte.

Mit großer Freude ergriff er die Gelegenheit, eine wenn auch wenig einträgliche so doch definitive Stellung zu erhalten, als sich ihm im Juni 1879 die Aussicht auf die Stelle eines Bibliothekssekretärs an der Basler Universitätsbibliothek eröffnete. Sie war ihm auch darum erwünscht, weil sie ihm genügend Zeit ließ zu weitern Studien und zur Präparation eines Kollegs und ihn mit der historischen Literatur in nahe und tägliche Berührung brachte. Damit war die Jurisprudenz für immer verabschiedet und Albert Burckhardt war „ganz glücklich über den Gedanken, daß nun das für ihn schreckliche Gespenst einer Advokaturstube endgiltig verscheucht sei." Er hat die Stelle an der Bibliothek bis zum Frühjahr 1883 bekleidet und sie aufgegeben, als zu seiner Tätigkeit am Gymnasium und an der Universität noch die Wahl zum Konservator der mittelalterlichen Sammlung kam. Als er zurücktrat, so geschah es unter rückhaltloser Anerkennung seiner erfolgreichen Wirksamkeit und bester Verdankung der Sorgfalt und Zuverlässigkeit bei Verrichtung der übertragenen Arbeiten von Seiten der Bibliothekkommission. Mit dem damaligen Vorsteher der Universitätsbibliothek Dr. Ludwig Sieber, dessen Dienstfertigkeit und Liberalität er sich später bei der Verwaltung der mittelalterlichen Sammlung zum Vorbild nahm, war er bis zu dessen Tode in dankbarer Freundschaft verbunden.

Am Gymnasium begann Albert Burckhardt seine Tätigkeit im Jahre 1881 als Vikar und wurde am 13. April 1882 von der Inspektion als Lehrer an dieser Anstalt gewählt. Er erteilte Unterricht in Geschichte und Geographie, zuerst an der untern, später an der obern Abteilung des Gymnasiums. Mit der seinem Wesen eigenen Lebendigkeit und Frische erfaßte er auch diese Aufgabe, ohne Vorbereitung durch pädagogische Uebungen und Seminarien wurde er ihr auf das Beste gerecht. Die Schuldisziplin hat ihm keine Stunde Schwierigkeiten gemacht. In seinem ganzen Wesen war in jenen Jahren eine so natürliche, sonnige Fröhlichkeit, daß die Schüler ohne jede Spur von Respektlosigkeit in ihm den Lehrer vergaßen. Ein fröhlicher Ton herrschte in seinen Stunden, und wenn gelegentlich ein Schüler einen Witz des Lehrers mit einem solchen beantwortete, so geschah dadurch der Disziplin kein Abbruch. Da Albert Burckhardt selbst über rasche Auffassungsgabe und ein sicheres Gedächtnis verfügte, so freute es ihn, wenn er bei seinen Schülern auf die gleiche Veranlagung stieß, ohne darum gegen schwächer begabte Schüler hart oder ungerecht zu sein. Nur wo sich zu mangelhaften Leistungen hochmütige Blasiertheit gesellte, da konnte er sehr scharf werden. Mit besonderer Freundlichkeit nahm er sich der Schüler an, die von auswärts kamen, um am Basler Gymnasium ihre Vorbildung für die Universitätsstudien zu holen und die vielleicht gelegentlich unter den scharfen Zungen ihrer Basler Mitschüler zu leiden hatten. Da war es sein eifriges Bestreben, gerade diesen Schülern die Schule und damit den Aufenthalt in Basel lieb zu machen.

Sein Pensum umfaßte die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit und die Schweizergeschichte. Er verstand es trefflich, vergangene Zeiten lebendig zu machen, souverän verfügte er über das freie Wort, und manches treffende Bild stellte sich ungesucht ein. In der Weltgeschichte beschränkte er sich auf die Kulturnationen und schenkte ohne Schaden für seinen Unterricht den Völkern, die weit hinten in der Türkei auf-

einander schlagen, nur nebensächliche Beachtung. Mit einer auch dem Schüler einleuchtenden Liebe behandelte er besonders die deutsche Kaiserzeit, die Reformation, die französischen Glaubenskriege und den Kampf Englands und der Niederlande gegen Spanien. Bei der Behandlung der Schweizergeschichte verstand er es, die Quellen in einer auch dem Schüler von vierzehn bis fünfzehn Jahren verständlichen Weise reden zu machen und so ein überaus farben- und lebensreiches Bild vornehmlich des 14. bis 16. Jahrhunderts zu entwerfen. Aus seinen Sympathien und Antipathien, die er zum Teil mit seinem großen Lehrer Jakob Burckhardt gemein hatte, so aus seiner Vorliebe für gewisse Epochen der französischen Geschichte, machte er auch im Unterricht keinen Hehl. Das gesteckte Lehrziel hat er bei seiner Vorliebe für breite, farbige Behandlung einzelner Epochen oft nicht erreicht; es war ihm nicht darum zu tun, seinen Schülern leere Namen und Zahlen einzutrichtern.

Neben der politischen Geschichte kam auch die Kunstgeschichte in seinen Stunden nicht zu kurz. In einer Zeit, da die Schule noch nicht über einen reichen Bilderapparat verfügte, mußte seine eigene, seit den Studentenjahren sorgfältig gepflegte und geäufnete Photographiensammlung das nötige Anschauungsmaterial liefern. Ausgehend von den heimischen Bauwerken verstand er es, auch die Schüler des untern Gymnasiums in die Geschichte der Architektur einzuführen und ihnen das Wesen der verschiedenen Baustile an sorgfältig gewählten Beispielen klar zu machen. Viele seiner Schüler danken ihm in diesen Dingen die sichere Grundlage, die zur guten Stunde, in einer Zeit, wo das Aufnahmevermögen des jungen Geistes noch fast unbeschränkt ist, gelegt wurde.

Im Geographieunterricht hat er seine Schüler nicht stark mit der ihm selbst ferner liegenden physikalischen Geographie geplagt und mit besonderer Vorliebe die Länder, die er aus eigener Anschauung kannte, Frankreich und Deutschland, behandelt. Auch hier nahm er seinen Ausgang von der nähern

und fernern Umgebung Basels, und dem Zwecke seine Schüler mit dieser bekannt und vertraut zu machen, dienten die vielen Sonntagsspaziergänge, denen er, solange er am untern Gymnasium unterrichtete, Sommer für Sommer einige Sonntage widmete. Es waren sehr einfache Spaziergänge, die Eisenbahn wurde nur im Notfall benützt, und Lehrer und Schüler trugen den Mundvorrat für den ganzen Tag im Schulsack mit. Der Blauen mit allen seinen Ruinen, Mariastein und Landskron, Burg und der Rämel, das Gempenplateau, das Pelzmühletal und die einsame Ruine Gilgenberg waren die Ziele, und manchem Teilnehmer sind damals die Augen für die Schönheit dieser Gegenden aufgegangen. Albert Burckhardt liebte es, die Mittags- oder noch eher die Abendrast an einen historisch bedeutsamen Ort zu verlegen und dann in knapper, anschaulicher Weise die Geschichte und Bedeutung des Ortes zu schildern. Wenn er so auf Blochmont die Geschichte von der Eroberung der Burg durch die Basler erzählte, am Bruderholzdenkmal des Gefechtes im Schwabenkrieg gedachte oder an einem leuchtenden Sommerabend auf Schloß Dornach vor unserm Auge das österreichische Heer aus dem Sundgau sich heranwälzen und die Eidgenossen von den Waldhängen des Gempenstollens gegen Dornach herunterbrechen ließ, auf Pfeffingen Usteris Gedicht über den Zerfall der Burg im Erdbeben, auf Röteln Hebels Vergänglichkeit vorlas, so waren das Augenblicke, deren Eindruck sich auch die trockenen Baslerbuben nicht entziehen konnten, und wo das kurze vaterländische Wort, das Burckhardt seiner Erzählung anzuschließen pflegte, auf guten Boden fiel.

Aber auch die jugendliche Fröhlichkeit kam auf diesen Ausflügen zu ihrem Rechte. So konnte es vorkommen, daß die Schüler, um den langen Weg von Burg nach Basel durch das Leimental zu kürzen, in jedem Dorfe einen Brunnen besetzten und mit reichlichen Wassergüssen gegen den heranrückenden Lehrer und seine Begleiter verteidigten, sodaß sich die Nachhut den Weg mit einiger Gewalt freimachen mußte.

Eine große Freude war es für Albert Burckhardt, als ihm die Aufgabe zufiel, am 13. Juli 1891 in der Gedächtnisfeier der Knaben-Mittelschulen zum 600jährigen Jubiläum der Eidgenossenschaft die Ansprache im Münster zu halten; in eindrucksvollen, von warmer vaterländischer Begeisterung getragenen Worten hat er den jungen Leuten die Bedeutung des Tages vor Augen gestellt.

Im Laufe der Jahre nahmen die Tätigkeit am historischen Museum und an der Universität Burckhardt immer stärker in Anspruch, sodaß er auf den Herbst 1892 vom Schuldienste zurücktrat. Er selbst bedauerte lebhaft, daß er gerade diesen Teil seiner Tätigkeit aufgeben mußte, und das Gymnasium sah den anregenden Lehrer sehr ungern scheiden.

Die Sporen für seine spätere Tätigkeit an der mittelalterlichen Sammlung und am historischen Museum erwarb sich der damalige Studiosus juris durch die Besprechung einer historischen Ausstellung für das Kunstgewerbe, die im Frühling 1878 vom Kunstverein in den Räumen der Kunsthalle veranstaltet wurde, in den Spalten der damaligen Allgemeinen Schweizer-Zeitung. Geschmack und Urteil, sowie gute Kenntnisse in der Basler Geschichte und Kulturgeschichte zeichnen schon diese erste Arbeit Burckhardts auf kunstgewerblichem und kunsthistorischem Gebiete aus. Sie stellt als praktisches Ergebnis fest, daß das Kunstgewerbe jener Zeit trotz aller Vorzüge und aller Fertigkeiten noch manches bei der Vergangenheit zu lernen habe und schließt mit der in jener Zeit gewiß nicht unangebrachten Mahnung an Künstler, Handwerker und Besteller ihren Geschmack an den mustergiltigen Schöpfungen der Vorfahren zu bilden, damit auch das 19. Jahrhundert auf ebenbürtige Leistungen zurückblicken könne. Möglich, daß diese Arbeit Burckhardt nach seiner Rückkehr aus Zürich im Herbst 1879 die Wahl zum Mitglied der Kommission für die mittelalterliche Sammlung eingetragen hat. Durch diese Wahl begann er Anteil zu nehmen an der Verwaltung des Instituts, dem späterhin ein gutes Stück seiner Lebensarbeit gewidmet

war, und als im Jahre 1883 der Vorsteher der mittelalterlichen Sammlung, Professor Moritz Heyne, einer Berufung nach Göttingen Folge leistete, war Burckhardt aufs beste vorbereitet, als sein Nachfolger die Konservatorstelle zu übernehmen. In den ersten Jahren dieser Tätigkeit beschäftigte ihn neben den laufenden Arbeiten in der Sammlung vornehmlich die Frage einer nähern Verbindung derselben mit der damaligen Zeichnungs- und Modellierschule und mit dem Gewerbemuseum. Ferner suchte er sie unter Wahrung ihres Charakters als wissenschaftliches Institut mehr als bis dahin dem Handwerkerstand zugänglich zu machen. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, die Benützung durch Künstler und Handwerker steigerte sich von Jahr zu Jahr, Holzarbeiter, Goldschmiede, Zinngießer und zeichnende Künster holten immer mehr ihre Vorbilder in der mittelalterlichen Sammlung. Durch eßbare Nachbildungen künstlerischer Gebäckmodelle suchte er die Sammlung auch bei denen bekannt zu machen, die nach guter Basler Art den Freuden einer wohlbesetzten Tafel nicht abgeneigt sind.

Burckhardt suchte Verbindungen mit verwandten Anstalten und Bestrebungen in der Schweiz und der übrigen Umgebung Basels, so vor allem mit der in jenen Jahren gegründeten Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler. Bald wußte er auch die Eidgenossenschaft für die von ihm verwaltete Sammlung zu interessieren; in der Rechnung über das Jahr 1886 figuriert zum erstenmal ein Bundesbeitrag in der Höhe von 1275 Franken.

Einige Zahlen werden wohl am besten die Entwicklung der mittelalterlichen Sammlung illustrieren. Für das Jahr 1883 stellte sich die Summe der für die Zwecke der Sammlung verfügbaren Gelder auf 6000 Franken und ging in den beiden folgenden Jahren auf 3700 Franken zurück. Von 1886 an, wo 7200 Franken zur Verfügung standen, ist dann ein beständiges Steigen der verfügbaren Mittel zu konstatieren. Mit dem Jahre 1895 wird die Summe von 30,000 Franken über-

schritten und erreicht im Jahre 1902, wo Albert Burckhardt vom Amte des Konservators zurücktrat, die respektable Höhe von 45,000 Franken, darunter 10,000 Franken Bundesbeitrag.

Im Jahre 1887 trat Rudolf Wackernagel an die Spitze der Kommission für die mittelalterliche Sammlung und förderte mit großer Energie vornehmlich die Bestrebungen der Sammlung ein neues würdiges Heim und die Mittel zu ausgiebiger Vermehrung zu verschaffen. Die Nebenräume des Münsters, in denen sich die Sammlung seit ihrer Gründung durch Wilhelm Wackernagel im Jahre 1856 befand, waren ihr dank der eifrigen Sammeltätigkeit ihres Gründers und auch ihres zweiten Vorstehers Moritz Heyne längst viel zu eng geworden. Frühe schon zog die verwahrloste Barfüßerkirche die Augen der Museumsleiter auf sich, und als das Projekt einer lokalen Vereinigung der mittelalterlichen Sammlung mit der allgemeinen Gewerbeschule und dem Gewerbemuseum auf dem Kornhausareal mangels an verfügbarem Raume fallen gelassen werden mußte, erhielt der Plan, die Barfüßerkirche für die Zwecke der Sammlung auszubauen und einzurichten, neue Zugkraft.

Das Jahr 1887 war für die mittelalterliche Sammlung auch darum bedeutungsvoll, als damals das Projekt eines schweizerischen Nationalmuseums dank der Initiative Salomon Vögelins greifbare Gestalt annahm. In Basel waren alle beteiligten Kreise sofort darüber einig, daß sich die Stadt um den Sitz des zu gründenden schweizerischen Nationalmuseums bewerben müsse. In der den Bundesbehörden noch im Jahre 1888 übergebenen Bewerbungsschrift betitelt „Basel und das schweizerische Nationalmuseum" finden sich an erster Stelle die von Albert Burckhardt verfaßten Ausführungen des engern Initiativ-Komitees. Burckhardt führt aus, daß Basel nicht um materieller Vorteile, sondern um einen idealen Gutes willen an den Bund gelange. Die Stadt ist bereit, große Opfer für ein National-Museum zu bringen, 150,000 Franken sind in kurzer Frist von der Bürgerschaft zu-

sammengelegt worden. Dazu kommt die ausgezeichnete Verkehrslage Basels, kommen seine Leistungen und seine Bedeutung für Wissenschaft, Kunst und Kunstgewerbe. Die mittelalterliche Sammlung, die den Grundstock des schweizerischen Nationalmuseums bilden soll, ist längst über den Rahmen einer speziell baslerischen Sammlung hinausgewachsen und enthält eine Reihe hervorragender schweizerischer Altertümer. In der Barfüßerkirche mit ihrem gewaltigen Chor, dem höchsten Klosterchor am Rheinstrom, anerbietet Basel einen stimmungsvollen und wohlgeeigneten Ausstellungsraum und dazu ist der Platz für Erweiterungsbauten vorhanden. Burckhardt schloß mit den Worten: „Als im Jahre 1501 die eidgenössischen Boten zum Bundesschwur in Basel einritten, da schallte ihnen von allen Seiten ein fröhliches und stolz bewußtes: Hie Basel, hie Schweizerboden entgegen. Basel hat jenen Ruf im Lauf von bald vierhundert Jahren nie bereut und nie vergessen. Heute vernehmen wir denselben Ruf; mahnend und bittend klingt es auch jetzt von Basel her den Eidgenossen entgegen: Hie Basel, hie Schweizerboden.“ Es sollte nicht sein; der Entscheid der Bundesversammlung fiel zu Gunsten von Zürich. Albert Burckhardt hat die Zurücksetzung Basels schwer empfunden, aber er ist nicht bitter geworden und hat späterhin mit dem neugegründeten schweizerischen Landesmuseum die besten Beziehungen unterhalten. Immerhin empfand er sie als Sporn, alle Kräfte für die Entwicklung der seiner Obhut anvertrauten Sammlung einzusetzen.

Schon am 29. Oktober 1890 hatte der Basler Große Rat in richtiger Vorahnung des Entscheides der Bundesversammlung den Beschluß gefaßt, die Barfüßerkirche unter allen Umständen für die Zwecke der mittelalterlichen Sammlung umzubauen. Die folgenden drei Jahre brachten durch die Vorbereitung einer neuen Organisation, die gesetzliche Regelung derselben und den Umbau selbst dem Konservator eine reiche Fülle von Arbeit. Da auch die im Museum befindliche antiquarische Sammlung in der Barfüßerkirche Platz finden sollte,

ſo wurde der alte Name Mittelalterliche Sammlung hinfällig und durch den eines hiſtoriſchen Muſeums erſetzt. Mit dem Beginn des Jahres 1894 waren die Bauarbeiten in der Barfüßerkirche abgeſchloſſen und konnte mit der Einräumung begonnen werden. Burckhardt leitete dieſe Arbeit mit Geſchmack und Geſchick, und der Jahresbericht konſtatiert mit Befriedigung, daß außer einem bereits mehrfach geflickten Glasgefäß nichts beim Umzug zu Schaden gekommen ſei. Am 21. April 1894 fand die feierliche Eröffnung des hiſtoriſchen Muſeums, an der ſich auch zwei Mitglieder des Bundesrates beteiligten, ſtatt. Dieſe Arbeit, verbunden mit ſeiner Tätigkeit an der Univerſität trug Burckhardt an der Rektoratsfeier des gleichen Jahres die wohlverdiente Ernennung zum Doctor philosophiae honoris causa ein.

Die neuen Verhältniſſe übten auf die Schenkfreudigkeit der Beſitzer von Altertümern den beſten Einfluß aus. In den Jahren 1883 bis 1891 hatte die Nummernzahl des jährlichen Sammlungszuwachſes die Zahl 150 ein einziges Mal im Jahre 1887 überſchritten. 1892 ſtieg ſie auf 234, 1893 auf 367 und im Einweihungsjahre 1894 gar auf 482 Nummern, davon 275 Geſchenke. Wenn ſich auch die Zahlen in den folgenden Jahren nicht auf dieſer Höhe hielten, ſo iſt doch die Nummernzahl des jährlichen Zuwachſes von 1895 bis 1902 ſelten mehr unter 300 geblieben. Durch ſeine gewinnende Liebenswürdigkeit verſtand es Albert Burckhardt, dem hiſtoriſchen Muſeum manch ſchönes Stück zuzuführen, und es gelang ihm, für größere Ankäufe, zu denen die ordentlichen Mittel des Muſeums nicht ausreichten, immer wieder, bei Freunden und Gönnern desſelben die nötigen Summen flüſſig zu machen. So brachte faſt jedes Jahr eine oder mehrere wichtige Erwerbungen. Im Jahre 1886 wurde eine Scheibe aus der Kirche in Läufelfingen an der Gant der Sammlung Felix in Köln erworben, und bereits das folgende Jahr ſah die Ueberſiedelung des Altares von Santa Maria Calanca nach Baſel; 1891 wurden wiederum mit freiwilliger Beihilfe aus der Vincent-

schen Sammlung in Konstanz fünf Scheiben gekauft. In das Jahr 1892 fällt der Ankauf einer Zimmereinrichtung des 17. Jahrhunderts aus Schwyz und ins Jahr 1893 derjenige der keramischen Sammlung Scheuchzer. Als im Jahre 1897 die berühmte Douglas'sche Sammlung von Glasgemälden auf Schloß Langenstein bei Stockach zum Verkaufe kam, gelang es Albert Burckhardt, für den Ankauf der Wolfgang- und der Christophscheibe die nötigen Mittel zu finden und für sechs weitere Stücke ein Konsortium von Freunden des Museums zu interessieren, das die sechs für Basel wichtigen Stücke erwarb und dem Museum im Laufe der nächsten Jahre abtrat. Damit nicht genug. Es wurden im gleichen Jahre noch eine silberne Monstranz aus Liestal und die bekannte Tapete von Sitten für das Museum erworben. Bei den auswärtigen Erwerbungen kamen dem Konservator seine Beziehungen zu vielen hervorragenden Schweizern trefflich zu statten. So hat, als im Jahre 1887 der prächtige Altar von Santa Maria Calanca, ein Meisterwerk oberdeutscher Holzschneidekunst, erworben wurde, der damalige Bischof von Basel, Friedrich Fiala, beim Bischof von Chur die Abtretung an die mittelalterliche Sammlung in Basel befürwortet.

Aber nicht nur den Hauptstücken wandte Burckhardt seine Aufmerksamkeit zu. Die Sammlung baslerischer Hausaltertümer, die schon von seinen Vorgängern eifrig gepflegt worden war, fand durch ihn eingehende Vermehrung und ebenso diejenigen schweizerischer Holzskulpturen und Textilien. Eine Sammlung von Uniformen und Kostümen wurde begonnen, die alten Waffen des Zeughauses fanden mit der Eröffnung der Barfüßerkirche ihren Weg in das historische Museum.

Aber nicht allein das Sammeln lag Burckhardt am Herzen, er war ebenso sehr bemüht, die gesammelten Schätze weiteren Kreisen nutzbar zu machen. Mit Vergnügen sah er, wenn im Museum gezeichnet und Kolleg gelesen wurde, wenn sich Handwerker und Künstler dort ihre Vorlagen holten, wenn Vereine und Schulen aus Basel und der Fremde dasselbe auf-

suchten. Er freute sich auch, wenn seine Bemühungen anerkannt wurden, wenn er Liebhabern und Sachverständigen die Schätze des Museums zeigen durfte, und hat mit sichtlicher Befriedigung im Bericht über das Jahr 1886 einen Besuch des Bischofs von Basel und des damaligen deutschen Kronprinzen, spätern Kaisers Friedrich notiert.

Soviel als seine Zeit erlaubte, war Albert Burckhardt auch für die wissenschaftliche Beschreibung der gesammelten Materialien tätig; in der wissenschaftlichen Beilage des Gymnasiums zum Jahresbericht 1884/85 hat er die Glasgemälde, in der Gratulationsschrift der mittelalterlichen Sammlung zum fünfzigjährigen Jubiläum der historischen Gesellschaft die kirchlichen Holzschnitzwerke, und als Begrüßungsschrift zur Jahresversammlung der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, die 1894 in Basel tagte, vier Becher aus der mittelalterlichen Sammlung beschrieben.

Auch dem Verein für das historische Museum hat sich Burckhardt stets zur Verfügung gestellt und seine Jahresversammlungen oft mit Vorträgen belebt. Mochte er den Zuhörern eine Basler Haushaltung des Jahres 1500 vorführen, oder über Stammbücher, über Ofleten- und Waffeleisen, über Spiele und Spielbretter sprechen, immer verstand er es, das Wesentliche herauszuarbeiten und scheinbar Kleines und Abgelegenes in den richtigen kulturhistorischen Zusammenhang zu rücken.

Im Dezember 1901, als er wohl schon daran dachte, das Museum zu verlassen, hat er in einem öffentlichen Vortrage gleichsam Rechenschaft abgelegt über seine Verwaltung des Museums und ausgeführt, wie er sich die Zukunft desselben denke. Dreiteilig ist nach seiner Ansicht die Aufgabe eines historischen Museums; es soll die äußere Geschichte, die künstlerische Tätigkeit und das tägliche Leben, die Kultur einer Bevölkerung zur Darstellung bringen. Es soll sein „eine Stätte der Belehrung und Bildung für das Volk, eine Rüstkammer für Gelehrte, Künstler und Handwerker, eine Ergän-

zung des Schulunterrichtes und eine Heimstätte für den guten Geschmack". Planloses Aufspeichern möglichst großer Quantitäten von Altertümern verdient nicht den Namen eines Museums, sondern den eines Hamsternestes. Burckhardt hat oft betont, daß ein Museum in vieler Hinsicht ein Notbehelf sei, daß nur da, wo es sich um Rettung gefährdeter Altertümer und den Rückkauf von ins Ausland verschleppten Stücken handle, die Versetzung in die Museen ihre volle Berechtigung habe. Er hat sich stets gefreut, wenn er auf Altertümer traf, die sich an der Stelle befanden, wofür sie geschaffen worden waren, und die von ihren Besitzern pietätvoll gepflegt und gehütet wurden.

Infolge seiner Wahl in den Regierungsrat trat er im Mai 1902 von der Stelle als Konservator des historischen Museums zurück; die Kommission bezeugte, daß die Umwandlung der mittelalterlichen Sammlung in das historische Museum, die Ueberführung in die neuen Räume und der Ausbau der Sammlung zum guten Teile sein Werk sei und anerkannte seine erfolgreiche Vertretung des Museums nach außen und die glücklichen Erwerbungen.

Den Plan, sich an der Basler Universität für das Fach der Schweizergeschichte zu habilitieren, faßte Albert Burckhardt im Verlaufe der beiden Zürcher Studiensemester, und die Habilitation erfolgte im Verlaufe des Jahres 1880 auf Grund der beiden Neujahrsblätter über Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Im Wintersemester 1880/81 erscheint Burckhardts Name zum ersten Mal im Vorlesungsverzeichnis. Seine Vorlesungen umfaßten anfänglich die ganze Schweizergeschichte und von dem Momente an, wo er zum Konservator der mittelalterlichen Sammlung ernannt wurde, traten dazu Kollegien über kirchliche Baukunst, kirchliche Altertümer, Waffenkunde und Glasmalerei. Mit der Zeit trat die ältere Schweizergeschichte immer mehr in den Hintergrund, und Burckhardt widmete der Geschichte der Jahre 1798 bis 1848 eine immer breiter und eingehender werdende Behandlung. Ein

einziges Mal hat er auch die Jahre 1848 bis 1860 im Kolleg behandelt. Lebendig und anschaulich schilderte Burckhardt den Untergang der alten Eidgenossenschaft, mit Sympathie und Liebe behandelte er die Helvetik und verstand es trefflich, den Zuhörern die Zerrissenheit der Restaurationsepoche, die Kämpfe der Sonderbundszeit und die Entstehung der neuen Bundesverfassung vorzuführen. Und wenn auch gelegentlich bei der Verteilung von Licht und Schatten zwischen die kämpfenden Parteien, die Anhänger des Alten mit etwas zu dunkeln Farben bedacht wurden, so merkten die Zuhörer doch, daß die starke Liebe zum geeinigten Vaterlande auch aus diesen Ausführungen Burckhardts sprach.

Am 8. Februar 1890 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, und diese Anerkennung seiner bisherigen akademischen Tätigkeit war für ihn ein Sporn zu weitern Leistungen. Schon als Privatdozent hatte er hin und wieder Uebungen und Repetitorien abgehalten, vom Sommersemester 1890 an kehren sie regelmäßig fast jedes Semester wieder; Johannes von Winterthur, Matthias von Neuenburg, Valerius Anshelm, Basler Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts, Quellen zur schweizerischen Reformationsgeschichte und Streitfragen aus der neueren Schweizergeschichte wurden in diesen Uebungen behandelt, und es war für Albert Burckhardt eine große Freude, als allmählich im Laufe der neunziger Jahre ein Kreis von Schülern, die meist schon auf dem Gymnasium seinen Unterricht genossen hatten, sich um ihn bildete, und eine Anzahl von Doktordissertationen unter seiner Leitung entstanden. Durch die Ansetzung seiner Kollegien suchte er den Gedenkfeiern an die großen Ereignisse der Vergangenheit Basels bei seinen Zuhörern die unerläßliche historische Fundierung zu geben; im Sommersemester 1901 behandelte er die Geschichte Basels von 1444 bis 1501.

Er lehrte seine Schüler das Große und Wichtige vom Kleinen zu unterscheiden, das Charakteristische herauszusuchen und das menschlich Interessante zu finden; daneben war er

stets bemüht, für das spätere Fortkommen seiner Schüler zu sorgen und ihnen die Wege im Leben zu ebnen. So kam es, daß eine Anzahl seiner Schüler und andere junge Historiker sich nach bestandenem Examen unter Albert Burckhardts Leitung als „historisches Kränzchen" versammelten, um in zwangsloser Weise historische Fragen zu besprechen und die Resultate von Forschung und Lektüre auszutauschen. Burckhardt verstand es trefflich, diesen Kreis, in dem auch die Fröhlichkeit nicht zuletzt in seinem gastfreien Hause zu ihrem Rechte kam, zu leiten und die jungen Leute zu selbständiger Arbeit in der Geschichte des engern und weitern Vaterlandes zu begeistern. Um dieser Arbeit ein gemeinsames Ziel zu geben, regte er die Begründung der „Basler Biographien" an, von denen zu seinem Leidwesen nur drei Bände erscheinen konnten. Zunehmende amtliche Belastung der Mitglieder und schließlich auch Burckhardts Eintritt in die Regierung brachten es mit sich, daß sowohl die Versammlungen des historischen Kränzchens als auch die Herausgabe der Basler Biographien nicht fortgeführt wurden.

Als sich im Verlaufe der Jahre die Regierungsgeschäfte immer mehr häuften, trat Albert Burckhardt am 17. Juni 1905 von seiner Professur für Schweizergeschichte zurück, nachdem er fünfundzwanzig Jahre lang der Universität treu und uneigennützig gedient hatte.

Mit politischen Fragen hatte sich Albert Burckhardt schon in der Studentenzeit gerne befaßt; er stand dank seiner starken Betonung des gesamtschweizerischen Standpunktes und seiner Freundschaft mit Mitgliedern anderer in ihrer Mehrheit freisinniger Sektionen, schon in der Zofingia Basel nicht auf dem rechten Flügel. Späterhin hat ihn seine Beschäftigung mit der neuern und neuesten Schweizergeschichte innerlich immer mehr von den konservativen Traditionen losgelöst. Aus der Geschichte schöpfte er die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer starken Bundesgewalt und glaubte zeitweise an ein in absehbarer Zeit bevorstehendes Verschwinden der Kantons-

grenzen, an eine Wiederkehr der Helvetik, allerdings unter beſſern äußern Umſtänden als hundert Jahre zuvor. Auch die Frage der Wiedervereinigung der beiden Baſelſtäbe hatte ihn ſchon in ſeiner Studienzeit beſchäftigt; in einem Aufſatze über die Zuſammenſetzung der Kantone aus heterogenen Beſtandteilen hatte er ſie zum erſten Mal geſtreift. Als er die Idee in den neunziger Jahren wieder aufnahm, ſo war dies eine Folge der Erkenntnis, daß in abſehbarer Zeit an ein Verſchwinden der Kantonsgrenzen nicht zu denken ſei. Am Schluſſe eines Aufſatzes über die Basler Verfaſſung der Jahre 1803 und 1814, der im Basler Jahrbuch 1896 erſchien, hat er dem Gedanken zum erſten Mal öffentlich Ausdruck gegeben. Er ſchrieb: „Man wird einer jüngern Generation zugut halten, wenn ſie jetzt nach faſt hundert Jahren, nachdem die Wunden vernarbt ſind, welche der Bruderkrieg vor mehr als ſechzig Jahren geſchlagen hat, fragend in die Zukunft und über die Birs blickt. Vor uns ſteht das vierhundertjährige Jubiläum von Baſels Eintritt in den Schweizerbund, da wird mit Feſtſpiel und Feuerwerk nicht geſpart werden, allein wäre unſrer Stadt und dem ganzen Vaterland nicht mehr gedient, wenn an Stelle des ſchnell verrauſchenden Spieles eine bleibende Handlung der Einigung treten würde, wenn an Stelle der ſo raſch erlöſchenden Lichter ein aufrichtiges Liebesfeuer verſöhnter und wieder vereinigter Brüder könnte entzündet werden?“ In einer Feſtrede am erſten gemeinſamen Schützenfeſt beider Baſel im Sommer 1897 in Siſſach und in ſeiner Rede auf dem Schlachtfelde von St. Jakob im gleichen Jahre hat Albert Burckhardt ſodann den Gedanken weiter ausgeſponnen. Es waren in der Hauptſache zwei Erwägungen, die ihn die Idee der Wiedervereinigung beider Baſel befürworten ließen. Einmal, daß es einem reinen Städtekanton wie Baſelſtadt auf die Dauer unmöglich ſein werde, den ſich ſtets mehrenden Zuſtrom von fremden Elementen zu amalgamieren und zu guten Baslern und Eidgenoſſen zu machen. Und zweitens, daß nur ein geeinigter Kanton Baſel in der eid-

genössischen Politik diejenige Stellung erlangen könne, die ihm Kraft seiner Bedeutung zukomme. „Ich darf", sagte er in Sissach, „um so mehr mich diesen Gefühlen hingeben, da keine parteipolitische Voreingenommenheit und kein persönliches Interesse mich beeinflussen, sondern allein die Liebe zum engern und weitern Vaterlande, zu einem hochangesehenen, die Nordwestschweiz repräsentierenden Kanton Basel, zu einer starken fortschrittlichen Eidgenossenschaft, die nur ganze Männer und auch nur ganze Kantone brauchen kann, mich erfüllt und beseelt." In die gleiche Zeit, auf den 20. Mai 1897, fiel die Motion einiger Großräte, an ihrer Spitze Albert Burckhardt, worin die Regierung von Basel-Stadt eingeladen wurde, sie möchte prüfen, ob nicht das hundertjährige Jubiläum der Ereignisse von 1798 gemeinschaftlich mit Baselland zu begehen sei. Die spöttische Ablehnung namentlich dieser letztern Anregung von seiten der konservativen Presse ließ Burckhardt erkennen, daß er für seine Ideen und Bestrebungen allein bei der freisinnigen Partei auf Verständnis und Unterstützung hoffen könne. Seine Rede am St. Jakobsfest 1897 wurde, und das wohl mit Recht, vielerorts als ein Bekenntnis seiner Zugehörigkeit zur freisinnigen Partei aufgefaßt.

Albert Burckhardts politische Tätigkeit hatte mit seiner Wahl in den großen Rat begonnen, die durch die Wähler des Münsterquartiers am 23. April 1893 erfolgte. Er schloß sich in dieser Behörde vielfach an Georg Kiefer an, der trotz seines Austrittes aus der freisinnigen Partei ein Mann von weitem und freiem Blick geblieben war und der sich in jenen Jahren um die Bildung einer unabhängigen Mittelpartei bemühte, mit dem ihn auch der Umstand zusammenführte, daß Kiefer sich in den siebziger Jahren für die Wiedervereinigung von Stadt und Land ins Zeug gelegt hatte.

Vom großen Rate wurde Albert Burckhardt in die Kommission für die Kleinkinderanstalten gewählt und leitete sie als Präsident von 1898 bis 1901. Er vertrat in dieser Eigen-

schaft das Gesetz, welches die Verstaatlichung der vorher privaten Kleinkinderanstalten anordnete, vor dem Großen Rate und leitete als Präsident der Kommission seine Durchführung. Auch sonst konzentrierten sich Burckhardts Interessen schon in diesen Jahren mit Vorliebe auf das Erziehungswesen; vom 18. Mai 1901 bis zu seiner Wahl in den Regierungsrat war er Präsident der Kommission für die Mädchensekundarschule. Der Prüfungskommission für den Verwaltungsbericht des Regierungsrates gehörte er vom Jahre 1896 ab an und präsidierte sie im Jahre 1898. Im Berichte dieser Kommission über den Verwaltungsbericht des Jahres 1898 rührt offensichtlich der Abschnitt über das Erziehungswesen von Burckhardt her. Er vertritt darin unter anderm den von ihm öfters geäußerten Gedanken, daß für die philosophische Fakultät methodische Studienpläne und ein zu staatlicher Anstellung berechtigendes Staatsexamen eingerichtet werden sollten.

Am 3./4. Mai 1902 erfolgte Albert Burckhardts Wahl in den Regierungsrat, und am 16. Mai wurde ihm in dieser Behörde das Erziehungsdepartement und zugleich das Präsidium der Universitätskuratel und damit die Sorge für das gesamte Basler Unterrichtswesen übertragen. Die Universität dankt seiner Fürsorge die Erhöhung des Kredites der chemischen Anstalt, die Verdoppelung der Mittel, die der Universitätsbibliothek für ihre Bücherankäufe zur Verfügung stehen, die Erhöhung der Professorengehälter, die gesetzliche Regelung der Zulassung von Frauen zu Universitätsstudien und die Errichtung neuer Lehrstühle für schweizerisches Privatrecht und Nationalökonomie. In Rücksicht auf das Mittel- und Primarschulwesen charakterisiert sich Albert Burckhardts Leitung des Erziehungsdepartements als eine Uebergangszeit. Eine Revision des Basler Schulgesetzes war im Tun, und Burckhardt sammelte mit fast ängstlicher Sorgfalt die Wünsche der verschiedenen Kreise, um sie zu prüfen und ihnen womöglich gerecht zu werden. Er hat es selbst gelegentlich ausgesprochen, daß durch die Verschiedenheit der Anschauungen, zumal der beteiligten

Kreise, der Erlaß eines Gesetzesentwurfes sehr erschwert und verzögert werde. Daneben stand allerdings die Gesetzesarbeit im Einzelnen nicht still. Burckhardt ist für die gesetzliche Zulassung von Frauen in die Schulbehörden nachdrücklich eingestanden und hat betont, daß gerade in Erziehungsfragen den Frauen Gleichberechtigung zuzugestehen sei und daß nicht nur den Schulinspektionen Frauenkommissionen für besondere Fragen beizuordnen seien. Einer Erhöhung des Stipendienkredites für Gymnasium und Realschule, sowie der Subventionierung der Lehrerwitwen- und Waisenkasse stimmte der Große Rat zu, und in der Frage der Verlängerung der Schulferien ging er sogar noch über die Vorschläge des Erziehungsdepartements hinaus und bewilligte zehn statt der vorgeschlagenen neun Ferienwochen. In der Frage der Erhebung von Schulgeld von Auswärtswohnenden, die während seiner Amtsdauer nicht erledigt werden konnte, nahm Burckhardt den Standpunkt ein, daß es für eine Stadt von der Bedeutung Basels Ehrenpflicht sei, ihre Schulen den Bewohnern der mit ihr durch Bande alter Kultur- und Interessengemeinschaft verbundenen Umgegend ohne Entgelt offen zu halten. Mit seinen Bestrebungen neu zuwandernden Elementen die Einbürgerung nahe zu legen und zu erleichtern, hing es zusammen, daß er die projektierte Ergänzungsschule, in der junge Leute, die nur die Mittelschule besucht hatten, das Gelernte in der Zeit zwischen ihrem siebzehnten und zwanzigsten Altersjahre auffrischen sollten, nicht auf die Schweizerbürger beschränkt wissen wollte. Burckhardts Anträge über die Verwendung der Bundessubvention für die Volksschule, wonach die eine Hälfte für Erhöhung der Lehrerbesoldungen und die andere für Wohlfahrtseinrichtungen aller Art an der Schule verwendet werden sollte, erhielten die Genehmigung des Regierungsrates.

Albert Burckhardt ist jedoch in der Verwaltung nie restlos aufgegangen, und ein ausschließlicher Verwaltungsmann im modernen Sinne des Wortes ist er nicht gewesen. Viel eher ein Ratsherr alten Stils, wie denn auch in manchen Dingen

seine Ansicht historisch orientiert war und sich nicht immer, so zum Beispiel in der Schulgeldfrage der Auswärtswohnenden, mit der rechnenden Staatsraison deckte. Aufrichtig suchte er das Beste seiner Vaterstandt im Großen wie im Kleinen; es war ihm Herzenssache, alle, die seiner Verwaltung unterstellt waren, zufrieden zu sehen und ihren Wünschen, so weit sie erfüllbar waren, entgegenzukommen. Dann wünschte er aber auch, daß seine Bestrebungen von zufriedenen Leuten anerkannt würden, und sah es gerne, wenn sie dieser ihrer Zufriedenheit Ausdruck gaben. So kam es, daß er hie und da sachlichen Widerspruch als persönliches Uebelwollen auffaßte und daran schwerer trug als nötig war.

Im Jahre 1905/06 stand Albert Burckhardt als Regierungspräsident an der Spitze der Verwaltung seiner Vaterstadt, und der schönste Moment in seiner Amtszeit war wohl der Tag, wo er die neue steinerne Rheinbrücke in ernstbewegter Rede dem Verkehr übergab. „Ueber den schönsten Strom des Kontinents," so führte er aus, „an althistorischer Stelle eine sowohl dem unvergleichlichen Städtebild als dem gewaltigen Verkehr entsprechende Brücke zu schlagen, das war die große Aufgabe, vor welche Volk und Behörden der Stadt Basel an der Jahrhundertwende sich gestellt sahen." Er dankte allen, die zum Gelingen des Baues beigetragen hatten und sprach die Hoffnung aus, daß die neue Brücke Sinnbild und Vorbild der Verständigung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sein möge, „damit für Basel und unsere Eidgenossenschaft die Zeit nicht allzu fern sei, da Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Und wie es beim Bau der Rheinbrücke durch redliches Zusammenwirken von Geld und Geist, von Kraft und Stoff gelungen ist, den gewaltig dahinbrausenden Strom zu überwölben und die weit auseinander liegenden Gestade fest und sicher auf Jahrhunderte zu verbinden, so soll es Volk und Behörden unserer Stadt auch gelingen, die tiefe Kluft, welche große Schichten unserer Bevölkerung von einander trennt, zu überbrücken und die durch

verſchiedene Lebensauffaſſung getrennten Gemüter einander nahe zu bringen."

Das Beſtreben, das Einigende mehr zu betonen als das Trennende war Burckhardt während ſeines ganzen Lebens und ſo auch in ſeiner politiſchen Tätigkeit eigen. Dazu kam, daß er mit Hoch und Niedrig in gleich freundlicher Weiſe zu verkehren verſtand. Bei aller Entſchiedenheit, mit der er ſich zur freiſinnigen Partei bekannte, wußte er auch politiſche Gegner, mit denen ihn die gleiche Liebe zur Vaterſtandt verband, zu ſchätzen. So konnte er einem Volksmann von der Art Wilhelm Kleins in gleicher Weiſe gerecht werden, wie einem weitblickenden Großinduſtriellen vom Schlage Rudolf Saraſin-Thierſchs.

Mit der amtlichen Betätigung war aber zu keiner Zeit Albert Burckhardts Wirkungskreis umſchrieben. Es iſt hier nicht der Ort, zu ſchildern, was er ſeiner Familie geweſen iſt, wie er ſtets zu treuem Zuſammenhalten mahnte und keine Gelegenheit, den Gliedern ſeines engern und weitern Familienkreiſes eine Freundlichkeit zu erweiſen, unbenützt ließ. Wohl aber darf daran erinnert werden, daß er an dem Feſte, das die Familie Burckhardt am 14. September 1890 zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages ihres aus dem badiſchen Münſtertal nach Baſel eingewanderten Urahns Chriſtoph Burckhardt veranſtaltete, freudigen Anteil nahm und ſein gutes Teil zum Gelingen des Feſtes beitrug. Er hielt die Feſtrede, worin er die Geſchichte der Familie und ihre Bedeutung für Baſel und die Schweiz in kurzen Zügen darſtellte und war auch der Verfaſſer des Feſtſpiels, das der Zuhörerſchaft die Aufnahme des Ahnherrn in Baſel und ſeine Brautwerbung um Gertrud Brand, die Tochter des Bürgermeiſters Theodor Brand in der Sprache jener Tage in lebensvoller Weiſe vorführte. Das Bewußtſein, einer in der Basler Geſchichte verdienten Familie anzugehören, erfüllte ihn nicht nur an jenem feſtlichen Tage mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit und war für ihn ein Sporn, ſeine Kräfte in volle Wir-

kung zu setzen. Allen Praetentionen, die sich lediglich auf Alter und Besitz stützen und auch der Scheidung in vornehm und nicht vornehm, die sich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts unter den Basler Bürgerfamilien vollzogen hatte, war er von Herzen abhold. So hat er in Festrede und Festspiel darauf Gewicht gelegt, daß die Familie der Basler Burckhardte sich ihrer Abstammung von einem kraftvoll aufstrebenden Bauerngeschlecht bewußt bleibe. Es war für ihn eine große Freude, daß durch das Familienfest, an dem auch eine Abordnung der Gemeinde Obermünstertal teilgenommen hatte, die Beziehungen zur alten Heimat, der schönen Schwarzwaldlandschaft des Münstertales wieder lebhafter wurden. Als wenige Jahre später der Bau eines Kirchleins für die Protestanten des untern Münstertales in der Nähe von Staufen geplant wurde, nahm sich Albert Burckhardt der Sache lebhaft an. In Gemeinschaft mit einigen andern angesehenen Gliedern der Familie wurde im Februar 1896 ein Aufruf zu Gunsten des Kirchenbaues an die ganze Familie erlassen, worin ausgeführt wurde, daß die Familie Burckhardt auf evangelischem Grund und Boden aufgeblüht sei und darum die Verpflichtung habe, den Protestanten der alten Heimat zu einer Kirche zu verhelfen. Schon im Mai des gleichen Jahres konnten 6000 Franken an den Kirchenbau gegeben werden. An der Einweihung, die am 12. September 1899 stattfand, gab Albert Burckhardt seiner Freude Ausdruck über die neuen guten Beziehungen der Familie Burckhardt zu der alten Heimat, die sich aus dem Bau des Kirchleins ergeben hätten und toastierte auf die Freundschaft, die ungeachtet der Landesgrenzen seine Familie mit der alten Heimat verbinde.

Albert Burckhardt hat überhaupt stets Wert darauf gelegt, die alten historischen Beziehungen Basels zum Elsaß und zum badischen Markgrafenlande zu pflegen; so war es ihm eine große Ehre und Freude, als er im Frühling 1910 das badische Fürstenpaar anläßlich der Einweihung des Hebeldenkmals in Lörrach im Namen Basels begrüßen durfte.

Dem Vaterlande hat Burckhardt zu Ende der siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre als Soldat gedient und es meisterhaft verstanden, dem Militärdienst bei allem Diensteifer seine frohen und heitern Seiten abzugewinnen. Als Unteroffizier ist er bis zum Feldweibel vorgerückt und erfreute sich bei seiner Kompagnie um seines frohen Humors und seiner Fürsorge um ihr Wohlergehen willen einer allgemeinen Beliebheit. Da konnte es denn vorkommen, daß er am Schlusse eines Wiederholungskurses nach dem Abtreten von der Mannschaft unter lautem Jubel auf den Schultern aus dem Kasernenhofe getragen wurde. Wir Schulbuben, die wir das Bataillon auf dem Zentralbahnplatze erwartet und in die Kaserne begleitet hatten, folgten mit offenen Mäulern der ungewohnten Ehrung unseres lieben Lehrers. Alle Prügelstrafen der Welt seien nicht ausreichend, wenn wir einen solchen Mann in der Schule ärgern sollten, meinte ein Soldat, als wir uns mit nicht geringem Stolze als die Schüler des Gefeierten bekannten.

In der Zunft zu Weinleuten, wo er seit dem Jahre 1887 das Amt eines Vorgesetzten inne hatte, berief ihn im Jahre 1896 das Zutrauen seiner Zunftbrüder zu der Stelle eines Statthalters. Er verwandte sich stets für Liberalität bei der Aufnahme neuer Zunftgenossen, weil er den Zünften die Aufgabe zuwies, den Neubürgern den geselligen und politischen Anschluß an das alte Basel zu erleichtern, und war mit Erfolg bemüht, auch andere, den Zünften ferner stehende Kreise für sie zu interessieren und die traditionellen Formen des Zunftlebens durch ernste und heitere Worte geistig zu beleben.

Der Bürgergemeinde diente Albert Burckhardt auch als Mitglied des weitern Bürgerrates.

Daß er der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen angehörte, verstand sich bei seinem warmen und mitfühlenden Herzen von selbst; 1895/96 hat er die Stelle eines Vorstehers bekleidet und sich auch noch späterhin als

Statthalter und Mitglied des Vorstandes an den Arbeiten der Gesellschaft beteiligt.

In der Basler historischen und antiquarischen Gesellschaft, der Albert Burckhardt im Oktober 1879 beitrat, gehörte er von 1887 bis 1895 dem Vorstande an und leitete sie 1890/91 und 1892 bis 1895 als Präsident. Er war eifrig darauf bedacht, daß neben der strengen Wissenschaft das allgemein Menschliche nicht zu kurz komme und pflegte darum mit besonderer Liebe die von Ludwig Sieber und Achilles Burckhardt eingeführte Sitte der Gedenkreden auf verstorbene Mitglieder. So hat er dem durch seine liebenswürdige Betätigung auf dem Felde baslerischer Geschichtschreibung bekannten Bandfabrikanten Karl Vischer-Merian einen feinen und ansprechenden Nachruf gewidmet und stets darauf gehalten, daß bei festlichen Anlässen der Gesellschaft eine Vergangenheit und Gegenwart verbindende Tafelrede nicht fehlte. Er hat im Schoße der Gesellschaft manchen Vortrag gehalten und oft belebend und erfrischend in die Diskussion eingegriffen. Daneben wußte er namentlich die zweiten Akte der Gesellschaft durch kleine Mitteilungen mehr humorvollen Inhaltes aus der Baslergeschichte und durch Vorweisung und Besprechung von Neuerwerbungen für das historische Museum zu beleben.

Aber nicht nur in Basel wurde Albert Burckhardts Mitwirkung vielfach gesucht, auch schweizerische Gesellschaften machten sich seine bewegliche Arbeitskraft vielfach zunutze.

Der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz trat er im Jahre 1878 bei und wurde an der Jahresversammlung von 1895, die in Basel stattfand, in den Gesellschaftsrat gewählt. Er bekleidete das Amt eines Statthalters und als solchem fiel ihm jeweils die Aufgabe zu, am Mittagsmahl der Jahresversammlung dem festgebenden Orte den Dank der schweizerischen Historiker auszusprechen. Dieser Aufgabe ist er stets gerne nachgekommen, und seine Reden, in denen er Vergangenheit und Gegenwart, Vorzüge und Schattenseiten mit liebenswürdigem Humor zu besprechen wußte,

wurden stets mit Vergnügen angehört. So wenn er in St. Gallen ausführte, daß der in Geschichte und Entwicklung des Kantons sich geltend machende Dualismus doch auch seine sehr guten Seiten habe, indem der Kanton nicht nur einen, sondern zwei hervorragende Historiker, einen Wartmann und einen Dierauer aufzuweisen habe. Oder wenn er in Bern an den Waadtländer Ehrenwein, der am besten durch die lateinischen Worte fortiter ac suaviter gekennzeichnet werde, anschließend der Vermutung Raum gab, daß diese Eigenschaften des Waadländer Weins wohl nicht ohne Einfluß auf die Art und Politik der Herren von Bern in Vergangenheit und Gegenwart geblieben seien. Die Jahresversammlungen der Gesellschaft hat er eifrig besucht, boten sie ihm doch Gelegenheit, mit Schweizern anderer Kantone zusammenzukommen und Gedanken auszutauschen.

Der Bundesrat übertrug ihm den Vorsitz im Aufsichtsrate der schweizerischen Schillerstiftung, ein Amt, wozu ihn sein warmes Mitgefühl und seine konziliante Art vorzüglich befähigten.

Der schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz gehörte er seit ihrer Gründung an und stand ihr als erster Obmann vor. Bei seiner Liebe für Geschichte und Kultur, Natur und Volk seiner engern und weitern Heimat war es gegeben, daß er den Gedanken, die Eigenart unseres Landes gegen Ausbeutung und Verstümmelung zu schützen, mit Lebhaftigkeit erfaßte. Die Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit, womit er mit Schweizern anderer Kantone verkehrte, seine Neigung auch für die romanische Schweiz, befähigten ihn, an die Spitze der Vereinigung zu treten. Dazu kam, daß er stets den klaren Blick für das Erreichbare bewahrte, sich nicht zu übertriebenen Anforderungen und Aufstellungen hinreißen ließ, und ungestüme Dränger mit Witz und Humor in ihre Schranken wies. Die Vereinigung verdankt es seiner überlegenen, konzilianten Leitung, daß die ersten Jahre, wo naturgemäß die Meinungen am härtesten aufeinander stießen, glücklich über-

ſtanden wurden, daß ſie heute gekräftigt und gefeſtigt ihren Platz im nationalen Leben einnimmt. Albert Burckhardt hat ſeine Anſichten und Wünſche über die Frage des Heimatſchutzes in klarer und einleuchtender Weiſe dargelegt in einem Aufſatze, der im 2. Bande des ſchweizeriſchen Jahrbuches in Druck erſchien. Das Amt eines Obmanns nahm ihn zeitweilig, wo er monatlich eine Vorſtandsſitzung außerhalb Baſels zu leiten hatte, ſtark in Anſpruch. Ein Stück baslerischen Heimatſchutzes war die Rettung des Letziturmes im St. Albantal; es war ihm eine große Freude, daß dieſer letzte Reſt basleriſcher Stadtbefeſtigung zwiſchen Teich und Rhein erhalten und zu Ehren gezogen wurde.

Seine ganze Art der Naturauffaſſung, ſein Verhältnis zur Natur ließen ihn für die Beſtrebungen des Heimatſchutzes recht eigentlich prädeſtiniert erſcheinen. Von einer Landſchaft, die ihm gefallen ſollte, verlangte er eine harmoniſche Verbindung von Natur und menſchlicher Kultur. Schon in ſeinen jungen Jahren hatte er „das Studium der Kunſt über die Luſt an Gebirgspartien geſtellt und die moderne Art und Weiſe, die an den ſchönſten Bauwerken vorbei in die Alpen will", abgelehnt. Seine beſondere Liebe gehörte dem Jura, von den Höhen des Gempenſtollens und Blauens und den Schluchten des Birstales bis hinauf zu den tannenbeſäten Ebenen der Freiberge, für die er das Wort „Juraherrlichkeit" geprägt hat. „Vor allem", ſchrieb er einmal, „iſt mir die Landſchaft am Bielerſee lieb, dieſe ſanften Geſtade, die grünen Rebhänge und darüber der dunkle Tannenwald. Und dazu kommen die freundlichen alten Städtchen mit ihren Toren und Türmen, kommen die ſtattlichen Burgen und die enggebauten Dörfer. Und all das iſt umgeben von einer üppigen Vegetation. Nußbäume, zahme Kaſtanien, Lorbeer und Oleander bilden einen Schmuck, der ſchöner iſt als die künſtlichſten Guirlanden und Bouquets des erſten Hofgärtners. Und erſt jene mächtigen unvergeßlichen Eichen auf der Petersinſel". Auch die Geſtade des Genfer Sees, die er bei ſeiner Beſchrei-

bung des Schloſſes Vufflens genauer kennen gelernt hatte, blieben ihm zeitlebens lieb. Ferner war die Gegend des Unterſees und Rheins von Konſtanz bis Schaffhauſen, die Inſel Reichenau und die Baſaltfelſen des Hegaus mit ihren Burgen, wo ſich eine alte Kultur mit der lieblichſten Landſchaft paart, nach ſeinem Geſchmack; er freute ſich, von Ermatingen aus, an Hand des ihm ſeit ſeiner früheſten Jugend vertrauen Herrliberger „die luſtigen Edelſitze im Thurgau gelegen“ aufzuſuchen. Arenenberg mit ſeinen reichen Erinnerungen menſchlicher Größe und Vergänglichkeit machte auf ihn ſtets den tiefſten Eindruck.

Außer der Schweiz liebte er beſonders Frankreich, Holland und Belgien und die rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städte. Auf einer ſeiner letzten Reiſen, die ihn nach Montbéliard führte, blickte er ſehnſüchtig nach Weſten, „wo ſich die waldigen Hügel der Freigrafſchaft ausdehnen, hinter denen erſt das eigentliche echte Frankreich, la douce France, anfängt‘.

Neben der Amtstätigkeit verſchiedenſter Art ging bei Albert Burckhardt ſtets die literariſche Produktion her und ein Blick in das Verzeichnis ſeiner Arbeiten zeigt, daß ſie nicht klein war. Mit Ausnahme einiger weniger Aufſätze iſt ſie ausſchließlich der Geſchichte und Kulturgeſchichte der Vaterſtadt gewidmet, und in dieſer Bodenſtändigkeit, ſowie in der lebendigen, perſönlichen Schreibweiſe Burckhardts liegt ihr Reiz und ihre bleibende Bedeutung. Im Jahre 1882 hatte er ſich gemeinſam mit ſeinem Freunde Rudolf Wackernagel des verwaiſten Basler Jahrbuches angenommen, und die beiden Herausgeber haben dasſelbe mit vereinten Bemühungen immer reicher ausgeſtaltet zu einem ſprechenden Dokument für Baſels geſamte geiſtige Kultur an der Wende des 20. Jahrhunderts. Albert Burckhardt hat manchen Beitrag beigeſteuert, als letzten ein Erinnerungsblatt an die beiden Basler Schulmänner und Hiſtoriker Dr. Wahrmund Heß und Dr. Franz Fäh.

Zur Begründung der Basler Biographien wurde er

veranlaßt durch die Wahrnehmung, daß der kritische Sinn der Basler der biographischen Darstellung ihrer Mitbürger wenig Vorschub leiste; durch ein biographisches Sammelwerk wollte er den Verdiensten aller, die für Basel gewirkt und gelebt hatten, gerecht werden. Es war kein Zufall, das Albert Burckhardt im zweiten Bande der Basler Biographien gerade den tatkräftigen Bischof Heinrich von Neuenburg behandelte, der die Kräfte der Bürgerschaft durch Verleihung der Handfeste und Gründung von Zünften weckte und demokratisch ausgestaltete, und der im Begriffe war, seine Bischofsstadt Basel zum Mittelpunkt eines zusammenhängenden Gebietes flußabwärts an beiden Ufern des Rheins und über den Jura hinüber bis an die Ufer des Bielersees zu erheben, wenn nicht sein glücklicherer Nebenbuhler Rudolf von Habsburg seine Pläne durchkreuzt hätte.

Auch dem Kanton Baselland, der ihm neben der Vaterstadt besonders lieb war, hat er seine Feder zur Verfügung gestellt und die Festschrift des Kantons zur Bundesfeier des Jahres 1901 verfaßt.

Eine seiner letzten literarischen Gaben war die Studie über die alten Basler, eine Untersuchung über die hervorstechendsten Charaktereigenschaften seiner Mitbürger, die sowohl seinem Herzen und seiner Liebe zur Vaterstadt als auch seinem sichern Blicke für die starken und schwachen Seiten des Basler Charakters alle Ehre macht und zum Besten gehört, was über dieses Thema schon gesagt worden ist. „Ein tiefes Gemüt, welchem als praktische Früchte Frömmigkeit, Wohltätigkeit und Kunstsinn entsprießen, daneben aber als Ergänzung ein nüchterner Verstand, der alle Rührung verbietet und in Kälte, in Zurückhaltung sich äußert, dazu ein stark entwickelter Humor und eine treffende Satire, Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitssinn, das sind die markanten Züge des Baslers, die natürlich bei den einzelnen Individuen in unzähligen Variationen und Mischungen auftreten.“ Und nun sucht er diese Eigenschaften aus der Basler Geschichte und Kul-

turgeſchichte, aus dem Werden und Wachſen der Basler Bevölkerung zu verſtehen. Wenn er zum Schluß die Forderung aufſtellt, daß ein böſes Maul mit einem guten Herzen gepaart ſein müſſe und zu kräftiger Betätigung der guten Charaktereigenſchaften, zu energiſchem Zurückdrängen der Unliebenswürdigkeiten auffordert, ſo ſtellt er ſich dabei ſelbſt in die Reihen ſeiner Mitbürger. Seine gemütvolle Art, der Kälte und Zurückhaltung fremd war, hat ihm nicht nur in Familien- und Freundeskreiſe, ſondern auch unter ſeinen Schülern und vielen andern die ihr Weg mit ihm zuſammenführte, viel Liebe und Freundſchaft erworben. Den Sinn für das Wohl ſeiner Mitmenſchen hat er in verſchiedenſter Weiſe betätigt, nicht zuletzt in der feinen und wohltuenden Art, in der er mit allen verkehrte, die ihm in dienender und untergeordneter Stellung gegenübertraten. Mit großer Liebe nahm er ſich als Vorſteher des Erziehungsdepartements namentlich der Kinder an, denen ihre Eltern kein freundliches Heim bieten können, und ſuchte Sonnenſchein in ihre Jugendtage zu bringen durch Beförderung aller Einrichtungen, die der Wohlfahrt gerade dieſer Kinder dienen. Und wenn ihm als Angebinde der Vaterſtadt ein gutes Teil von Witz und Satire beſcheert war, die ſich namentlich in jüngern Jahren gelegentlich in ſcharfen und treffſichern Bemerkungen äußerten, ſo hat er ſich in ſeinem ſpätern Leben redlich bemüht, ſeinem Witz das Bittere zu nehmen und hat ſich verſchiedentlich für ſolche gewehrt, von denen er glaubte, daß ſie durch die ſcharfen Zungen ihrer Mitbürger allzuſehr mitgenommen würden. Es war ſein ernſtes Beſtreben, die Widerſprüche, die auch ſeinem Weſen anhafteten, auszugleichen.

So wächſt dieſe Studie über die alten Basler über den Rahmen eines hiſtoriſchen Aufſatzes hinaus und wird zum Vermächtnis und Bekenntnis.

Wenn er neben der vielfachen Arbeit, die ſein Amt, die vielen Ehrenämter und ſeine literariſche Tätigkeit von ihm verlangten, ſich ſtets noch für öffentliche Vorträge im Ver-

noullianum und im Engelhof zur Verfügung stellte, und die großen Repräsentationspflichten, welche die Stellung als Regierungsrat mit sich brachte nur allzu willig auf sich nahm, so war seine Gesundheit auf die Dauer dieser Belastung nicht gewachsen. Um die Jahreswende 1908/09 machten sich mit Kopfweh und Müdigkeit die ersten deutlichen Vorboten seiner Krankheit bemerkbar. Er hielt sich tapfer aufrecht, bis im Frühsommer 1910 ein erster Schlaganfall seine Kraft brach. Ein banges Jahr der Krankheit folgte. Was treue Pflege seiner Familie zur Linderung seines Zustandes vermochte, das wurde mit Freuden getan; dankbar und ohne zu klagen nahm er die Zeichen der Liebe und Teilnahme entgegen. Im September 1910 legte er sein Amt nieder. Von Freunden und Bekannten durfte er viele Zeichen der Freundschaft und Anhänglichkeit erfahren und etwa wollte es scheinen, als ob seine Augen in ihrer alten Lebhaftigkeit wieder aufleuchten wollten. Es sollte nicht sein; sein Zustand verschlimmerte sich, wenn auch langsam, und in der Morgenfrühe des 2. August traf ihn ein neuer Schlaganfall. Er entschlief ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben am Nachmittag des gleichen Tages.

In den Abendstunden des 4. August wurde er zur letzten Ruhe geführt; ein strahlender Augustabend wölbte sich über seiner Vaterstadt, die er so sehr geliebt, der er sein Bestes gegeben und mit deren Geschichte Albert Burckhardts Name in treuem Angedenken verbunden bleibt.

Verzeichnis

der wissenschaftlichen Arbeiten und Aufsätze und wichtigeren Zeitungsartikel Albert Burckhardts.

1. Revolution des Standes Basel im Jahre 1798. In: Centralblatt des Zofingervereins, Jahrg. 14, 1873/74.
2. Basels Verhältnis zu den Eidgenossen bis zum Eintritt in den Schweizerbund 1501. Ebendort, Jahrg. 15, 1874/75.
3. Hans Burckhardt J. U. D. Stadtschreiber zu Basel. Ebendort Jahrg. 17, 1876/77.
4. Historische Ausstellung für das Kunstgewerbe, April 1878 Separatabdruck aus der Allg. Schweizer-Zeitung. Basel 1878.
5. Das Beinhaus bei St. Theodor in Basel. In: Anzeiger für schweizer. Altertumskunde, Bd. 3. Zürich 1879.
6. Eine karolingische Evangelienhandschrift auf der Universitätsbibliothek zu Basel. In: Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. 4. Zürich 1880.
7. Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. 2 Theile. 58 und 59. Neujahrsblatt hg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Basel 1880 und 1881.
8. Das Schloß Vufflens. (Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 46). Zürich 1882.
9. Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahrhunderts. In: Basler Jahrbuch 1882.
10. Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch. Ebendort.
11. Die Gauverhältnisse im alten Bisthum Basel und die Landgrafschaft im Sißgau. In: Beiträge zur vaterländ. Geschichte N. F. Bd. 1 = 11. Basel 1882.
12. Bischof Burchard von Basel 1072—1107. In: Jahrbuch f. schweizer. Geschichte Bd. 7. Zürich 1882.
13 Ein politisches Gedicht aus dem Elsaß vom Jahre 1743. In: Basler Jahrbuch 1883.
14. Der Antheil Basels an dem Hussitenkrieg von 1421. Ebendort 1884.
15. Basels Baugeschichte im Mittelalter. Ebendort 1885.
16. Die Glasgemälde der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. (Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium 1884/85.) Basel 1885.
17. Baugeschichte Basels im 16. Jahrhundert. I. In: Basler Jahrbuch 1886.

18. Kirchliche Holzschnitzwerke. 16 Tafeln Abbildungen aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. Hg. und mit einer Einleitung versehen. Basel 1886.

19. Geschichte und Beschreibung des Rathauses zu Basel. Von Alb. Burckhardt und Rud. Wackernagel. (Mitteilungen der histor. und antiquar. Gesellschaft zu Basel N. F. III.) Basel 1886.

20. Eine Charwoche im alten Basler Münster. In: Basler Jahrbuch 1887.

21. Romanische Kirchen am Rheinstrom. In: Jahresheft des Vereins schweizer. Gymnasiallehrer 19. Aarau 1887.

22. Die Glasgemälde aus der Kirche zu Läufelfingen. In: Basler Jahrbuch 1888.

23. Aus dem Basler Zunftwesen. Ebendort.

24. Die Heiligen des Bisthums Basel. Ebendort 1889.

25. Ein Glasgemälde des Laurenz von Heidegg, Abtes von Muri, in Basel. In: Anzeiger für schweiz. Altertumskunde, Bd. 6. Zürich 1889.

26. Ivo Strigels Altarwerk von Sta. Maria-Calanca in der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. Ebendort.

27. Die Schweiz unter den salischen Kaisern. 68. Neujahrsblatt hg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen 1890. Basel 1889.

28. Basels Eintritt in den Schweizerbund. In: Denkschrift der histor. und antiquar. Gesellschaft zu Basel zur Erinnerung an den Bund der Eidgenossen vom 1. Aug. 1291. Basel 1891.

29. Gedächtnisfeier zum 600jährigen Jubiläum der Eidgenossenschaft. Ansprache an die vereinigten Schüler der Knaben-Mittelschulen von Basel, Montag den 13. Juli 1891 im Münster. Separatabdruck aus den Basler Nachrichten 1891 N. 189 Beilage.

30. Die Erwerbung der ennetbirgischen Vogteien durch die Eidgenossen. In: Schweizerische Rundschau 1891, 1. Zürich 1891.

31. Die Burgen des Basler- und Solothurner-Jura; 20 Blätter in Lichtdruck nach alten Originalen bearbeitet von Niklaus Pfyffer von Altishofen. Historische Einleitung von Albert Burckhardt-Finsler. Basel (1891).

32. Geschichte Klein-Basels bis zum großen Erdbeben von 1356. In: Historisches Festbuch zur Basler Vereinigungsfeier 1892. Basel 1892.

33. Eine Basler Haushaltung um das Jahr 1500. In: Verein f. die mittelalterliche Sammlung und für Erhaltung baslerischer Altertümer; Jahresberichte u. Rechnungen 1891. Basel 1892.

34. Mitteilungen aus einer Basler Chronik des beginnenden XVIII. Jahrhunderts. In: Basler Jahrbuch 1892 und 1894.

35. Das Spiel im deutschen Mittelalter und die Spielbretter und Brettsteine des historischen Museums zu Basel. In: Verein f. die mittelalt. Sammlung 1892. Basel 1893.

36. Eine Geſchichte aus dem Steinenkloſter in Baſel. In: Beiträge zur Vaterländiſchen Geſchichte N. F. Bd. 3-13. Baſel 1893.

37. Vier Trinkgefäße in dem hiſtoriſchen Muſeum zu Baſel. Den Mitgliedern der ſchweiz. Geſellſchaft für Erhaltung hiſtoriſcher Kunſtdenkmäler gewidmet. Baſel (1894).

38. Das große Spießhofzimmer im hiſtoriſchen Muſeum zu Baſel. In: Verein f. das hiſt. Muſeum 1894. Baſel 1895.

39. Carl Viſcher-Merian. In: Basler Nachrichten. 1895. No. 110. 1. Beilage.

40. Zwei Basler Verfaſſungen aus dem Anfang unſeres Jahrhunderts. In: Basler Jahrbuch 1896.

41. Die Ofleten- nnd Waffeleiſen des hiſtoriſchen Muſeums. In: Verein für das hiſtor. Muſeum 1896. Baſel 1897.

42. Die Stammbücher des hiſtoriſchen Muſeums zu Baſel. In: Verein für das hiſt. Muſeum 1897. Baſel 1898.

43. Der Durchmarſch der Alliirten durch Baſel. In: Jahrbuch für ſchweizeriſche Geſchichte Bd. 23. Zürich 1898.

44. Geſchichte Baſels. In: Die Stadt Baſel und ihre Umgebung. Baſel 1898.

45. Die Revolution zu Baſel im Jahre 1798. In: Basler Jahrbuch 1899.

46. Johann Heinrich Wieland. In: Allgemeine Deutſche Biographie Bd. 44. Leipzig 1899.

47. Die acht aus der gräflich Douglas'ſchen Sammlung für Baſel erworbenen Glasgemälde. In: Verein für das hiſtor. Muſeum 1898. Baſel 1899.

48. Gewirkter Wollenteppich aus Baſel mit der Geſchichte des reichen Mannes und des armen Lazarus. Ebendort 1899. Baſel 1900.

49. Baſels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert I. 1800 bis 1850. In: Basler Jahrbuch 1901.

50. Der ewige Bund der Eidgenoſſen mit Baſel 1501. Feſtſchrift zur Bundesfeier 1901. Hg. vom Regierungsrat des Kantons Baſelland. Lieſtal 1901.

51. Aufklärung und Revolution. In: Feſtſchrift zum 400. Jahrestage des ewigen Bundes zwiſchen Baſel und den Eidgenoſſen. Baſel 1901.

52. Zweck und Ziele des hiſtoriſchen Muſeums. In: Basler Jahrbuch 1902.

53. Basler bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. II. 1850 bis 1860. In: Basler Jahrbuch 1903.

54. Heinrich von Neuenburg. In: Basler Biographien Bd. 2. Basel 1904.

55. Die Umgebung der neuen Basler Rheinbrücke. In: National-Zeitung 1904 N. 204 und 205.

56. Zu Andreas Heusler's 70. Geburtstag. In: National-Zeitung 1904 N. 230.

57. Die Freie Straße zu Basel. In: Basler Jahrbuch 1905.

58. Erinnerungen eines Basler Altzofingers aus den 70er Jahren. In: Zentralblatt des schweiz. Zofinger-Vereins Jahrg. 45. Basel 1905.

59. Rudolf Sarasin-Thiersch. In: National-Zeitung 1905 N. 15.

60. Die alten Basler; eine Studie. In: Basler Jahrbuch 1906.

61. Von der Universität. In: National-Zeitung 1906 N. 14.

62. Von der Freien Straße. In: National-Zeitung 1906 N. 212.

63. Eine Kleinbasler Chronik. In: Basler Jahrbuch 1907.

64. Ein Berliner Brief. Ebendort.

65. Zum diesjährigen Basler Neujahrsblatt. In: National-Zeitung 1907 N. 7.

66. Die Entwicklung der freisinnig-demokratischen Partei im Kanton Baselstadt. In: National-Zeitung 1907 N. 113—115.

67. Die Bestrebungen der schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz. In Schweizerisches Jahrbuch Bd. 2. Zürich 1908.

68. Beschreibungen der Stadt Basel aus dem 15. und 16. Jahrhundert. In: Basler Jahrbuch 1908.

69. Zur Erinnerung an zwei Basler Schulmänner und Historiker. Ebendort 1910.

Ein Beitrag zur Kenntnis des Armbruſtſchützenweſens in Baſel.

Von Ed. A. Geßler, Zürich.

Im Basler Hiſtoriſchen Muſeum befindet ſich eine Armbruſtſchützenordnung auf einer Holztafel, ein Geſchenk der E. E. Stachelſchützengeſellſchaft. Dieſe Tafel, von viereckiger Form, weiſt auf ſchwarzem Grunde Bemalungen auf und zwar oben die Inſchrift: „Erneuwerte Schützenordnung“, darunter die Jahrzahl 1717; in der Mitte befindet ſich das Doppelwappen der E. E. Stachelſchützengeſellſchaft, überhöht vom Basler Wappen, darunter die Jahrzahl 1545. Die Rückſeite iſt vertieft und auf grobem Papier mit Tinte geſchrieben die Ordnung dareingeklebt. Auf dieſe vertiefte Rückſeite paßt ein Deckel mit der Fortſetzung der Ordnung. Das Ganze iſt ſehr gut erhalten. Die Holztafel, die ziemlich ſicher vom Jahre 1545 ſtammt, wurde 1717 neu übermalt und an Stelle einer frühern Ordnung dieſe erneuerte Schützenordnung eingeſetzt.

Ernewerte Schuetzenordnung

1717.

1.

Erſtlich ſolle wochentlich alle Montag und Donnerstag nach Mittag umb die Hoſen geſchoſſen, hierzu der Anfang längſtens biß umb Vier Uhren gemacht, zuvorn aber von dem Schützenknecht die Glockhen dreymahlen geleütet, ſolches umb

drey Uhren angefangen und umb Vier Uhren bey anfang des Schießens vollendet werden.

2.

Für das Zweyte Sollen Bey dem anschießen wenigst Sieben Schützen gegenwärtig seyn, wo aber die Zahl nicht vorhanden, kann nicht geschossen werden.

3.

Drittens muß Ein Jeglicher, der umb die Hosen oder sonst Eine Gaab schießen will, Er seye gleich Frömbd oder oder (!) Einheimbisch, ein Schütz seyn, und vor das Recht des Antritts Einen Gulden entrichten.

4.

Auch soll Viertes Ein Jeder, der an den ordenlich und außerordenlichen Schieß-Tagen umb die Gaaben schießen will, Zuvor den Jahr Doppel mit AchtZehen Batzen erlegen.

5.

Fuenfftes mögen die Jenigen Herren Schützen, so nicht Bey dem Anfang des Schießens vorhanden geweßt seind, wohl zween Einbüeß-Schütz haben und die Hosen gewünnen, daferne Sie noch zu dem Dritten Schutz gekommen seind; Die aber, so ererst bey dem Viert und Fünfften Schutz erscheinen, schießen allein umb die Gaaben; Denen aber, so spähter kommen, bleibt nichts mehr übrig, alß daß Sie mit übrigen umb die Jungfer stechen können, ob sie wollen.

6.

SoBald der Erste Schutz Sechstes geschehen, soll die Glockhen geleütet werden, der Armbruster es an Seine Laaden anzeichnen, sich mit einem der Herren Schützen zum Rain begeben, die Bölze durch den Zeyger lassen ausschießen, die getroffene Dem Jenigen, so mitgegangen behändigen und dieser dieselbe auff dem Schieß-Platz anzeigen, damit Sie auff des getroffenen Bogen mit der Kreyden marquiert werden, dann

Der Jenige, der es entweders ſelbſten anzeichnet oder anzeichnen zu laſſen vergiſſet, Seines Schutzes verluſtig wird.

7.

Wann zum Siebenden die fünff Erſte Schüſſe gethan, Solle der Schützenknecht mit Wein und Brodt aufwarten und bey dieſem Trinckhen die Herren Schützen befragen, welcher und wie viel Bey dem Abend Eſſen verbleiben? Solche ordentlich verzeichnen, und die Mahlzeit darnach einrichten, Diejenige aber, So nach Sechs Uhren ſich zum Speiſen einfinden wolten, entweders abweiſen oder ſonderbahr bedienen, Und die ſo ſich auffzeichnen Laſſen und nicht erſcheinen, ſollen angeſehen werden, alß ob ſie mit geſpeiſet hätten, und alſo die Irrten bezahlen.

8.

Damit Achtens die Herren Schützen auff dem Schieß-Platz in deſto größerer Anzahl beyſammen bleiben, So ſolle inwährendem Schießen und Biß die Hoſen gewonnen, keinem Schützen, weder Einheimbiſch noch Frömbden, under was fürwand es auch ſeye, kein Spielen noch andere Kurtzweyl, wie Sie auch Nahmen haben mögen, erlaubt, und dem Schützenknecht bey verluſt Seines Dienſtes hiemit verbotten ſeyn, weder ſolches zu geſtatten, noch weniger Carten oder andere Spiel hierzu zu verſchaffen.

9.

Neüntens iſt derjenige von den Herren Schützen, ſo die Hoſen gewünnet, mehrers nicht alß Vier Gulden zu entrichten und den Wein zur Mahlzeit zugeben ſchuldig, Das Gelt ſolle Jenigen von den Herren Vorgeſetzten, welcher die Abwarth hat, behändiget und davon drey Gulden zur Irrten und Ein Gulden Einer Ehrengeſellſchafft gewidmet, hingegen der Hoſenmann und der Armbruſter gaſtfrey gehalten ſeyn.

10.

Und weilen Zehendes bey geraumer Zeit viele der Herren Schützen die Ehren Geſellſchaft nicht mehr frequen-

tieren und hiemit bey Einigen Jahren hero die Hosen nicht gewonnen noch mitgeschossen, Hingegen zu großer Unkomblichkeit Übriger Herren Schützen Ihre Tröglin oder Kensterlin auf dem Schützenhaus vorbehalten und die ordinarj Schützen deren manglen müssen, Also sollen Jenige, so diese Tröglin und Kensterlin behalten wollen, Jährlich den Jahr Doppel mit AchtZehen Batzen Einer Ehren Gesellschaft erlegen, wiedrigenfahls geschehen lassen, daß Solche undersucht und Jenigen eingelüfferet werde, welche sich zur Ehren Gesellschaft und dem Schießen halten.

11.

Eylffens Solle sich der Armbruster an den ordinari Schießtagen umb zwey Uhren Nach Mittags auf dem Schützenhaus einfinden und so wohl vor alß innert dem Schießen den Herren Schützen mit aller Gebühr und Nohtwendigkeit also an die Hand gehen und behülflich seyn, damit Männiglichen mit Ihme vergnüegt und zufrieden seyn möge, sich auch Jetzt und zu Allen Zeiten in Seiner Arbeit der Billichkeit befleißen.

12.

Damit zum Zwölfften die Sambtliche Herren Schützen in guter Freundlichkeit und Harmonie sich Jederzeit bey dem Schießen und dem Abend Essen einfinden können; Also wolle sich ein Jeglicher gegen den anderen in gebührender Discretion so wohl mit Worten alß Geberden also erzeigen, daß Meine Hochg. Herren den Fehlbaren zur gebührenden Straaf zu ziehen nicht genöhtiget seyen.

13.

Und damit auch Letst und Dreyzehendens Der Schützenknecht in der Irrten der Billichkeit sich befleiße, So wird derjenige von den Herren Vorgesetzten, der in dem Ambt begriffen, dieselbe übersehen, nach befinden Taxieren und der Schützenknecht alßdann von Einem Jeden selbsten Sie einzuforderen wüssen.

Endlich und zum Vierzehenden, Solle keiner vor dem anderen die Hoosen gewinnen können, noch Cedieren und Überlassen, wohl aber mag die wohl der nechste vom Blatt gewinnen können.

Diese Ordnung von 1717 zeigt uns das Armbrustschützenwesen nur noch im Sinne eines Sports oder gar einer Volksbelustigung. Vom Gebrauch der Armbrust als Kriegswaffe wurde im Anfang des 18. Jahrhunderts natürlich abgesehen, wahrscheinlich wurde darum diese Ordnung erneuert und gerade die Vorschriften ausgemerzt, welche für eine Kriegswaffe galten. 1545 jedoch hatten diese Satzungen jedenfalls eine etwas andere Gestalt, da ja die Armbrust noch nicht so lange außer Gebrauch gesetzt war und Verordnungen von Gesellschaften meist ein langes Leben haben, selbst wenn sie veraltet sein sollten.

Wie aber die ursprüngliche Ordnung aussah, können wir nicht mehr ermitteln, da das Original verloren gegangen ist; wohl aber besitzt das Basler Staatsarchiv eine noch ältere Ordnung vom Jahr 1466, von der später die Rede sein wird.

Betrachten wir nun einmal die Ordnung der Stachelschützen von 1717.

Die Verordnungen selbst sind klar und ohne weiteres Kommentar verständlich, was das Schießwesen selbst betrifft.

Zweimal wöchentlich am Nachmittag wurde geschossen, und dabei nur die Anwesenheit der bescheidenen Zahl von sieben Schützen gefordert; wie man sieht, hat die Armbrust die Zugkraft zugunsten der Feuerwaffe stark verloren. Die ganze Ordnung ist nur noch auf Sportszwecke eingestellt, wobei der Gewinn, die Hosen, nicht mehr wie früher allein in Betracht kommt, sondern bereits andere Gaben zeitgemäßerer Natur überwiegen. Auch die Geldfrage spielt eine bedeutende Rolle, und die Sache scheint nach den Vorschriften nicht gerade billig

gewesen zu sein. Für den eigentlichen Zweck, die Schießausbildung mit der Armbrust zu fördern, kommen nur die sechs ersten Paragraphen, also nicht einmal die Hälfte, in Betracht. Nachdem dann der Schießpflicht Genüge getan, handelt das Weitere im großen und ganzen nur noch von der Geselligkeit.

Schon während dem Schießen wartet der Schützenknecht, der Wirt zum Schützenhaus, mit Wein und Brot auf, und das Hauptziel der ganzen Veranstaltung scheint das darauffolgende Abendessen gewesen zu sein, zu dem, wie aus dem Text zu ersehen, gewöhnlich mehr Leute erschienen, wie zur Erfüllung des Schießens.

Vielen war das Schießen nur noch Nebenzweck, daher wird mit scharfem Verbot gegen Spielen noch „andere Kurtzweyl" eingeschritten, ob's genützt hat, scheint aber zweifelhaft.

Der Hauptgewinn, die Hose, soll dem Gewinner nicht auf mehr als vier Gulden zu stehen kommen nebst Bezahlung des Weins für die ganze Gesellschaft. Das Armbrustschießen war also beim Treffen noch mit gehörigen Kosten verbunden. In früheren Zeiten war das Gegenteil der Fall, denn Ende des 15. und im 16. Jahrhundert war eine Hose ein hochgeschätzter Gewinn; eine modemäßige geschlitzte oder gepuffte Pluderhose war gewöhnlich von kostbarem Tuch oder gar von Sammet und Seide und brauchte eine ungemeine Menge Stoff, deshalb war die Pluderhose nicht nur bei Armbrustschützen, auch bei den Feuerschützen, ein begehrter Preis, sondern sogar die Regierungen stifteten oft als Belohnungen für geleistete Dienste Pluderhosen oder das Tuch dazu, meist in den Standesfarben; auch die Gewinnerhosen der Basler Armbrustschützen waren, wie zeitgenössische Abbildungen zeigen, in den Stadtfarben ausgeführt. Der Gewinn einer solchen Hose war zu jener Zeit sehr erstrebenswert, weil sie eben ein Artikel war, der ziemlich teuer zu stehen kam. Im Anfang des 18. Jahrhunderts jedoch konnte der Hosengewinn keinen so großen Wert mehr haben, da die Pluderhosen, und auch die noch immer komplizierte Hose der spanischen Tracht, in Wegfall gekommen war. Es ist über-

haupt fraglich, ob die Hose als Preis in jener Zeit nicht nur noch fiktiven Wert hatte.

Der glückliche Gewinner mußte also vier Gulden entrichten und zwar dem jeweiligen aufsichthaltenden Vorgesetzten; von diesem Gelde wurden volle 3 Gulden zur „Irrten", Rechnung, also zur Bezahlung des Essens ausgesetzt, und nur ein Gulden kam in die Gesellschaftskasse; der „Hosenmann" hatte dann noch der ganzen Gesellschaft den Wein zu spendieren; wie die Zeitverhältnisse damals waren, bei der Trinkfreudigkeit und Trinkfestigkeit unserer Vorfahren, war diese Irrten jedenfalls nicht klein; sehen wir uns nur einmal die im Basler historischen Museum befindlichen Trinkgefäße vom 18. Jahrhundert an, von denen des 16., die beinahe unheimliche Dimensionen annahmen, ganz zu schweigen. Auch Glasgemälde, Scheibenrisse 2c. jener Zeit, die etwa ein Gelage darstellen, geben uns ein gutes Bild davon. Der Preisgewinner hatte allerdings den Trost, bei dem von ihm bezahlten Essen und Trinken gratis mittun zu dürfen, ebenso der Armbruster, der das Schießzeug in Ordnung zu halten und die Schießerei zu überwachen hatte. Aber nicht immer wird der Gewinner das festgesetzte Minimum bezahlt haben, wohl meist mehr, denn er ist „mehrers nicht alß vier Gulden zu entrichten schuldig".

Den Rückgang des Armbrustschützensportes zeigt der Absatz, in welchem über die jedem Schützen zustehenden Tröglein und Kensterlein verfügt wird, wenn er die Gesellschaft nicht mehr frequentiert. Das Essen und Trinken bildete eben immer mehr den Hauptzweck. Daß es dabei auch nicht immer am friedlichsten herging, sowohl „mit Worten alß mit Geberden", zeigt die folgende Strafandrohung. Ebenso scheint sich der Schützenknecht beim Verrechnen hie und da einen Beutezug geleistet zu haben, da die Rechnungsstellung für das Betreffnis des Einzelnen dem aufsichthabenden Vorgesetzten aufgebürdet werden mußte und unter dessen Kontrolle stand.

Wir haben aus dieser Urkunde zur Genüge ersehen, daß das Armbrustschützenwesen im 18. und wohl teilweise schon im

17. Jahrhundert vom bloßen Sport zum Selbstzweck der Geselligkeit im Schützenhause herabgesunken ist. Die Feuerwaffe hatte eben die Armbrust völlig verdrängt, und die Feuerschützenordnungen hatten praktischen Zweck zur Ausbildung der Mannschaft für die Kriegsbereitschaft.

Diese Ordnung von 1717 geht, wie schon erwähnt, auf ein Original von 1545 zurück. Dieses leider nicht mehr erhaltene Stück dürfte in seinem Zuschnitt wohl noch mehr dem früheren Zweck der Armbrust als Kriegs- oder mindestens als Jagdwaffe entsprochen haben, jedenfalls war auch schon da dem Essen und Trinken eine breitere Basis eingeräumt; es war ja jene Epoche, in welcher der „Saufteufel" in Deutschland und auch in den Landen der Eidgenossenschaft den Tafelvorsitz führte.

Wie aber eine Armbrustschützenordnung zu jener Zeit aussah, in welcher dieser Waffe eine kriegsgemäße Bedeutung zukam, können wir aus der einzigen noch erhaltenen Basler Urkunde von 1466 genau ersehen. (Sie befindet sich im Basler Staatsarchiv, Vereine Q. 2.)

Staatsarchiv Basel, Vereine Q. 2.

> Der Armbrost schützen ordenung zu Basel bekennt durch die Rete daselbs uff donerstag vor sannt Bartholomeus Taghe des heiligen zwolfbotten Anno Dmi. MCCCCLXVI:

Zem ersten welcher umb die hosen schießen will so die Rete alle Jore den schützen schengkent der soll synen eigenen schießgezügh haben / ußgenommen frombde geste. Es wer denn sache daß eynem syn schießgezügh abegangen wer / und ist das die ursach ob eyn gelouff keme das man stürmpte es wer zu figend oder zu füre so soll eyn yeglicher schütz myt synem Armbrost louffen zu der Schützen fenlyn und da dannen nit kommen one syner obern willen.

Item welher schütz die hosen gewynt der soll uff dem nechsten Suntage nit dorumbe schießen denn er soll die bollt-

tragen dannet hin magh er woll dorumbe ſchießen er magh aber ouch das Rynglyn gewynnen und nit die Hoſen denn es ſoll nit me denn einer zem jore eyn par gewynnen umb daß die anderen ouch mogen gewynnen / und uff ſolichem Taghe ſoll man nit thürer ſchießen denn eyn ſpill umb IIII ß[d] wer ouch ſache als man zu ſpalen ſchüſſet. das ſich eyner für eyn nohen gebe und ſich erfünde daß er eyn witer were der ſolle umb ſyn ſchießgezügh kommen ſyn und annethyn zu der geſellen erkontniſſe ſton wie er dorumbe zu beſſeren ſye deßglichen welher nigt gewerden ſyn ſchießgelt verſchlüge der ſollte ouch dorumbe gebeſſeret werden als vorſtot.

Item uff den ſuntagen ſo man burgermeiſter eyn obriſten zunfftmeiſter und nuwe rete ſetzett ouch als man in den zünfften dem nuwen Rate ſchweret ſo ſoll man umb die hoſen nyt ſchießen.

Item wenn man umb die hoſen ſchießen will ſo ſoll nyemand an den reyn louffen denn man eyn ſeyl ziehen wirt dry ſchritt von dem reyne / und welher dorüber gienge der ſollte ſo digke das beſchee VI ß verbeſſeren es wer jm denn erloubt von dem ſchützenmeiſter oder ſyn myttgeſellen wer ouch ſache das zwen myt eynander ſtechen den magh eyn meiſter erlouben jre bollz zu beſehen die gebent ſy denn dem zeiger an und ſollent denn widerumbe dannen gan als vorſtot.

Item welher den andern uff der zylſtatt ſchlahet jn zornß wiſe es geſchee myt meſſeren armbroſten oder jn ander weghe wie ſich das machte der ſoll dorumbe gebeſſeret werden nach der ſchützen erkanntniſſe doch dem Rate altzit unſchedelich und welher den andern hieße liegen jn zornß wiſe ſo digk eyner das tette ſoll er eyn ℔ wachßes zu beſſerunghe verfallen ſyn.

Item ouch iſt zu wiſſen wenn man uff eyn verſchriben ſchießen ziehen will ſo ſollent alle die geſellen ſo doruff ziehen wellent eynem ſchützenmeiſter ſich angeben ſy ſyend burger oder hinderſeß oder dienſtknecht die ſollent es alles myteynander haben / doppel und obenthüren und hieß man denn eynen fieren ſo ſoll er das tun umb das der ſtatt nutz und ere

dorjnne bedocht und gefürdert werde und ouch den gemeynen ſchießgeſellen und welher das nit tun wollte der ſoll nit uff dem platze ſchießen und uff welches ſchießen man ziehet da ſollent die ſchießgeſellen alle by eynander jn eyner herbergen ſyn und da lieb und leyd by eynander haben und wes ſache das ſy dheynley ungehüreß da triben es wer mytt worten oder mytt werken das ſollte geſtroffet werden nach der ubrigen ſchützen erkantniſſe.

Item wenn ouch zwen glych mytteynander uffſtandent und eynen ſitz nemen wellent ſo ſollent ſy bede yeglicher eynen bolz geben und dorumbe werffen / und der nechſt ſoll denn den ſitz nemen und wenn drü ſpill geſchehent ſo mag eynander ouch den ſitz nemen ſo digh man dry ſpill geſchüſt und wenn eyner den ſitz eyneſt nympt ſo ſoll er jn deß Tages nit me nemen.

Gerhart megkynch ? under
ſchriber zu Baſel.

Diſe ordenung ſtot jn der reten
ordenung buche folio CVII°.

Schon der Eingang dieſer Urkunde zeigt ihre militäriſche Bedeutung.

Das „umb die Hoſen ſchießen“ iſt hier wirklich ein Preis, der etwas gilt, der anſpornt zur Ausbildung des Armbruſtſchießweſens.

Jeder Schütze muß ſein eigenes Schießzeug beſitzen und beim Geläut der Sturmglocken, ſei's infolge plötzlichen Angriffs auf die Stadt oder bei Feuerausbruch, mit ſeiner Armbruſt ſich zum Schützenfähnlein ſtellen und zur Verfügung der Obrigkeit bleiben.

Es folgen dann die Schießvorſchriften, deren ganzer Tenor deutlich erkennen läßt, daß es ſich hier nicht um Sport, ſondern um ernſte Waffenübung handelt. Die Strafen für nicht innehalten der Vorſchriften ſind beträchtlich, Verluſt des damals ziemlich teuren Schießzeugs, der Armbruſt ſamt der Winde zum Spannen. Die Vorſchriften bedürfen auch hier keiner weiteren

Erläuterung. Die Raufluſt des Zeitalters tritt hier wieder in Erſcheinung, aber anders als im 18. Jahrhundert-Anfang; es ſcheint eben immer Zwiſtigkeiten gegeben zu haben, die mit der Waffe ausgetragen wurden; die Strafen kennen wir nicht, aber der Friedenbrecher wird nach der „ſchutzen erkanntniſſe“ wohl nicht glimpflich weggekommen ſein.

Weitere Vorſchriften beziehen ſich „uff eyn verſchriben ſchießen“, alſo auf ein Schützenfeſt, das von einer befreundeten Stadt ausgeſchrieben wurde, nebſt allen Bedingungen, ähnlich den modernen Schießplänen. Dieſe ausziehenden Basler Schützen hatten einem gewählten Schützenmeiſter unbedingten Gehorſam zu leiſten und auch im gemeinſamen Quartier bei Strafandrohung gute Disziplin zu halten.

Der Name des Schreibers dieſer Ordnung iſt nicht mehr zu entziffern; er bemerkt noch, daß dieſe Ordnung „ſtot in der reten ordenungbuche folio CVII°“, allein auf der betreffenden Seite iſt nichts derart zu finden, und wir müſſen annehmen, daß durch irgend ein Verſäumnis dieſe Verfügung nicht ins Ordnungenbuch des Rates eingetragen wurde.

Die Urkunde beweiſt, daß noch 1466 in Baſel ein großer Wert auf die tüchtige Ausbildung der Armbruſtſchützen gelegt wurde, es war die Zeit des entſcheidenden Wettkampfes der älteren Fernwaffe, der Armbruſt, mit den neu aufgekommenen und ſich immer verbeſſernden Feuerwaffen. Waren im 14. Jahrhundert die Armbruſtſchützen in unſern Landen die einzige Art von Schützen, die regelmäßige Übungen abhielten, ſo kam mit dem Ende des 14. Jahrhunderts die neue Konkurrenzwaffe, die Feuerwaffe, auf. Nach dem Zeughausinventar von 1415 beſaß Baſel damals ſchon eine ſtattliche Anzahl von Handbüchſen und großem Geſchütz. Der Pfeilbogen hatte ſich bei uns nie eingebürgert.

Dan. A. Fechter ſchildert in ſeiner Topographie im ſog. Erdbebenbuch (Baſel im 14. Jahrhundert p. 20) das Basler Schützenweſen folgendermaßen:

„Der Platz (Petersplatz) war aber auch derjenige Ort,

wo die Armbruſtſchützen, das 14. Jahrhundert hindurch noch die einzige Art von Schützen, ihre Übungen hielten. Dort ſtand ihr „Hüſelin“, unter deſſen Dache ſie mit ihren Bolzen in den „Schutzrain“ ſchoſſen, welchen ihnen der Rath machen ließ. Der Rath war es auch, welcher ihnen wöchentlich 16 d. für einen Trunck gab und zu Anfang des 15. Jahrhunderts „Geld, um Schießtuch, Hoſen oder Kugelhüte zu machen“; ſelbſt die ſchadhaften Armbrüſte ließ er den Schützen auf ſeine Koſten durch ſeinen Armbruſter ausbeſſern . . . . . Zog die Geſellſchaft der Schützen der Oventüre wegen auf ein Schießen, ... ſo gab ihr der Rath eine Steuer an ihre Zehrung, und war ein Schießen in Baſel, ſo ſteuerte ihnen eben derſelbe an das Mahl, welches den Schützen . . . . gegeben wurde.“

Waren anfangs des 15. Jahrhunderts die Feuerwaffen in bezug auf Treffſicherheit und Schußleiſtung noch weit unter denen der Armbruſt, ſo änderte ſich dieſes Verhältnis von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu Ungunſten der Armbruſt. Die Handfeuerwaffen mußten auf jene Entfernungen, welche die bisherigen Handſchießwaffen, bei uns die Armbruſt, anderwärts der Bogen, der ja noch bis in die Zeit Kaiſer Maximilians I. Ordonnanzwaffe in den deutſchen Heeren war, wirkſam ſein. Das Beſtreben wandte ſich darauf, womöglich die Schußentfernung mit größerer Schußwirkung über die der Armbruſt zu erzielen. Die wirkſame Schußentfernung für die Armbruſt betrug um die Mitte des 15. Jahrhunderts zirka 120 Schritt, aber auch die Leiſtung der Armbruſt wurde derart verbeſſert, daß man 1468 125 bis 135 Schritt ſein Ziel ſicher und mit Erfolg treffen konnte. Am Anfang des 15. Jahrhunderts wird die Schußentfernung bei den Handfeuerwaffen kaum über 100 Schritt gegangen ſein.

Um die Zeit unſerer Schützenordnung ſtieg dann die Entfernung raſch, um die Mitte des Jahrhunderts war die Gleichwertigkeit erreicht. Während 1452 bei einem Freiſchießen in Surſee die Handbüchſe 125 Schritt Schußweite aufwies, treffen wir in Zürich 1472 ſchon 230, in Würzburg 1474 240, in Eich-

ſtädt 1487 245, und anfangs des 16. Jahrhunderts ſchwankt die Schußentfernung zwiſchen 250 und 280 Schritt. Im Laufe des 16. Jahrhunderts blieb ſie in den Grenzen von 230—300 Schritt. Alle dieſe Schußreſultate gelten aber nur bedingt, da dieſe Entfernungen an Freiſchießen vom Stand aus erzielt wurden und nicht im feldmäßigen Gebrauch; wir müſſen da weit weniger günſtige Reſultate im 15. Jahrhundert annehmen, immerhin dürfte um die Mitte des Jahrhunderts die Feuerwaffe der Armbruſt gleichwertig in ihren Leiſtungen geworden ſein; die Ladeweiſe übrigens war bei beiden gleich umſtändlich. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde dann der Streit zugunſten der Handfeuerwaffen entſchieden, man konnte über den wirkſamen Bereich der Armbruſt ſchießen, ohne ſelbſt in ihren Schußbereich zu treten; damit war im Prinzip das Schickſal der Armbruſt als Kriegswaffe beſiegelt, ſie verſchwindet gegen Ende des 16. Jahrhunderts allmählich und erhielt ſich nur noch als Jagd- und Sportswaffe. In Baſel iſt die Armbruſt als Kriegswaffe nach den Aufzählungen der Auszugrodel ſchon vor 1500 in Abgang getreten, hat aber, wie wir geſehen haben, als Sportswaffe noch bis in die Neuzeit hinein Geltung gehabt.

Aus den Aufzeichnungen von Pfarrer Daniel Kraus

1786—1846.

Zweiter Teil.

NB. Vgl. Basler Jahrbuch 1910.

Mitgeteilt von Paul Meyer.

1809. Oct. 26. Erſter Tag zu St. Leonhard. „Da wäre ich alſo in meiner neuen Wohnung![1]) Es war mir ſo traurig, wie die gute Wittwe von mir Abſchied nahm. Sie hat ihr Spiel hier ausgeſpielt — dacht' ich, und es hat tragiſch geendet. Du fängſt das Deine an, wie wird es enden? Freuden und Leiden werden hier dein Theil ſein, heitere und trübe Stunden hier über dich kommen. Gebe Gott in den heitern Beſcheidenheit und Mäßigkeit, in den trüben Muth und Fröhlichkeit! Deine Bine wird hier bey dir wohnen, du hier ſterben! Gottes Gnade in der Stunde der Geburt und des Todes!" Ich konnte den erſten Abend nicht einmal, wie ich es ſo gern gewünſcht hätte, in meinem Hauſe zubringen. Wir mußten an ein ſogenanntes Lichteſſen bey Gerichtsherrn Veſt, wo es ebenſo laut und wild herging, als ſtill und ruhig ich gern den Abend geſchloſſen hätte.

1810. Januar 11. Unſer Hochzeittag. Die Tage unſerer Brautſchaft waren verſchwunden und glänzen mir heute noch (1828) wie — nach einem ſchönen Bilde De Wettes[2]) von den akademiſchen Freundſchaftstagen — Goldfäden in dem dunkeln Gewebe des Lebens. Zwar waren die Ceremonienſchmauſereyen meiner ganzen Natur zuwider, ſo fröhlich ich

immer einem freundſchaftlichen Mahle beywohnte; hingegen waren die ſtillen Abende mit Bine deſto köſtlicher. Den Tag über wartete ich meiner Amtsgeſchäfte; um 6 Uhr, nachdem der letzte Unterricht vollendet war, ging ich dann in die Steinenvorſtadt hinunter zu Bine, wo oft die Schweſtern auch waren, oder Matthaeus[3]) noch Lektionen gab; immer ſaß die alte, heimelige Mama bey uns. Dann ſpies ich mit ihnen zu Nacht. Nach dem Eſſen ging Mama hinter ihren Vorhang, ſich auszukleiden, und wenn ſie ſich zu Bette gelegt hatte, ſo zog ſie den Vorhang wieder auf. Unterdeſſen hatte Bine den Tiſch aufgehoben und das Nöthige in der Küche beſorgt, während ich mit Matthaeus ſprach. Dann ſetzte ſich Matthaeus an den Tiſch und zeichnete, und Bine ſetzte ſich zu mir an den Ofen in den traulichen Großvaterſeſſel. Wenn wir da koſten und uns küßten, ſo rief wohl die Mama aus dem Bette: So iſt's recht, Kinder! behaltet einander nur recht lieb! und wir ſchwatzten von der Vergangenheit und träumten von der Zukunft, bis die Mitternachtſtunde kam, wo ich dann am Monden- oder Sternenſchein oder durch Sturm und Regen oder Froſt und Schnee fröhlich und ſelig auf meinen St. Leonhardskirchhof zurückwanderte.

Am 11ten alſo war unſere Hochzeit; Zollikoffer[4]) war richtig angelangt, von den alten Freunden fehlten nur aus der Nähe Stückelberger[5]) und Burckhardt[5]) — und aus der Ferne Sprüngli[4]) und Biſchoff.[5]) Der erſtere war in Holland in Geſchäften; der andere hatte in der Lengg Unterricht. Doch hatte ich von beyden liebe Briefe und von dem erſtern noch ſein Porträt erhalten. Mein treuer Vater ſchenkte mir mit innigſter Bewegung und rührenden Segenswünſchen am Altare des Kirchleins zu St. Jakob, in welchem ich zum erſtenmale gepredigt hatte, meine Bine zum Weibe. Die ungewöhnlich vielen und ſchönen Hochzeitgeſchenke zeugten von der Theilnahme unſerer Freunde ſowohl, als auch vorzüglich meiner Gemeinde. Die Hochzeit war fröhlich. Als ich Bine in mein Haus eingeführt hatte, und wir das ſtille Schlafzimmer be-

traten, warfen wir uns nieder auf unſere Kniee und empfahlen uns mit tiefbewegtem Herzen dem Segen Gottes.

1810. Juni 17. Biſchoff hier. Es war an einem Sonntagsnachmittag, als mir die Magd zu ſagen kam, es ſey ein Herr drunten, der mich ſprechen wolle; ich ging hinab, und in meinen Armen lag Biſchoff, mein theurer Biſchoff! O wie freute ich mich, ihm nun auch einmal meine Bine zeigen zu können und zu ſehen, wie ihm das Weib ſeines Freundes lieb ſey. Nach der Abendkirche führte ich ihn in den Kreis unſerer Familie ein, und nun machten wir alle zuſammen den Spaziergang, den ich einſt als ſeinen Lieblingsweg ſo oft mit ihm gemacht hatte, vor die Thore der Kleinen Stadt. Am folgenden Tage machten wir Schwäger und Dr. Stückelberger[6]) mit ihm einen Exkurs nach Arlesheim, wo wir recht fidel bey einander waren, obgleich eitel Philiſter. Faſt täglich beſuchte er mich, und wöchentlich zwey Male ſpies er mit uns an unſerm kleinen Tiſche und freute ſich unſrer trauten Liebe.

1810. Juni 27. Mit Biſchoff in Reigoldswil. Burckhardt war in Baſel, und wir hatten abgeredt, daß Biſchoff und ich Mittwoch den 27ſten nach Reigoldswil wanderten und Freytags über Lauſen zurückkehrten, wohin mir dann Freytag Morgens Burckhardt meine Bine entgegenbringen wollte. Mittwochs frühe ſchlenderte ich mit Biſchoff zum St. Albanthor hinaus. Unter traulichen Ergießungen und gegenſeitiger Mittheilung unſerer Verhältniſſe kamen wir durch die Hardt nach Pratteln zum Frühſtück ins Pfarrhaus, wo der Pfarrer ſeine altbekannte Gaſtfreundſchaft aufs neue bethätigte. Dann ſpazierten wir durch die Erlen, wo wir uns unſrer Wanderung vor 2 Jahren mit Schenkel[7]) erinnerten, über Lieſtal nach dem Bubendörferbad und ſpieſen dort mit der Badegeſellſchaft zu Mittag; dann ging's in's freundliche, heimelige Thal hinein über Bubendorf und Zyſen hinauf nach Reigoldswil zu unſerm Carl [Stückelberger], zum erſten Male mit Biſchoff, wo wir denn wieder einmal, wie in den alten Zeiten, beyſammen ſaßen.

1810. Juni 29. Mit Biſchoff und von Brunn[8]) in Lauſen. Am folgenden Morgen kam auch unſer ehmalige akademiſche Freund Waiſenprediger Ecklin[9]) von ſeinem Vater von Bubendorf her zu uns hinauf und hatte eine große Freude, uns hier anzutreffen. Nachdem wir hinter dem Pfarrhauſe gefrühſtückt hatten, ſtiegen wir über die Gillenflue hinauf und wanderten über Lauwil auf den Lauwilberg, den ich ja notwendig meinem Biſchoff zeigen mußte, und der ihm auch ſehr wohl gefiel. Aufs Mittageſſen kehrten wir, weil der Lauwilberg dieſen Sommer nicht bewohnt wurde, nach Reigoldswil zurück und gingen dann noch nach Bretzwil hinüber, wo wir aber den lieben Pfarrer [Merian] nicht bey guter Laune antrafen. Abends ein traulicher Heimweg; Ecklin ritt noch nach Bubendorf, wir blieben bey unſerm Carl. Freytag Morgens reiſten wir wieder ab, ich mit großer Sehnſucht, ſollte ich ja in Lauſen meine Bine antreffen. Biſchoff wollte das ſchöne Landgut Goris unter Reigoldswil noch beſuchen, wo er als Kind öfters geweſen war. Wir ſtiegen alſo hinauf, und er erkannte mit inniger Freude noch das Haus und einige Bänke und Bäume, aus ſeiner früheſten Jugend ihm eindrücklich geblieben. Dann wanderten wir thalabwärts über Zyſen, Bubendorf und durch den Furlenwald nach Lauſen. Es war noch niemand da; die alte Magd ſah mich mit mißtrauiſchen Augen an, als ich, gleich einer unbeliebigen Einquartierung, einen Krug Bier kommandierte, doch ward er nach einigen zweifelhaft fragenden Blicken hergeſchafft. Als wir uns daran erlabten, kam Burckhardt mit Pfarrer von Brunn von Lieſtal, aber keine — Bine! Mir ward bange; denn ich hatte gewiß darauf gezählt. Burckhardt erzählte mir: Bine ſey dieſe Nacht, durch einen Feuerlärm in der Stadt aufgeſchreckt, in der Eile über einige Balken in dem Zimmer, wo man baue, gefallen und habe ſich am Fuße verwundet, jedoch ohne weitere Bedeutung. Ich war anfangs mißſtimmt, weil ich mich auf dieſes Zuſammentreffen ſo herzlich gefreut hatte; allmählich aber überzeugte mich die Vernunft, wie thöricht es ſey, ſich

durch einen Zufall, an dem kein Menſch Schuld ſey, mißſtimmen zu laſſen, und da von Brunn theils aus der akademiſchen Zeit, theils von jenem alten Sängervereine her, dem einſt auch Louiſe[11]) angehört hatte, noch ein alter Bekannter von mir und auch von Biſchoff war, ſo wurden wir treuherziger, machten beym Eſſen Brüderſchaft und verbrachten zuſammen, theils auf einem lieblichen Spaziergange in die Zunzgerhardt, theils in fröhlicher Unterhaltung zu Hauſe, einen heitern Tag, dem endlich, als von Brunn nach Lieſtal zurückgekehrt war, und Burckhardt in ſeiner Studierſtube eine Bannſitzung hielt, ein gar traulicher Abend folgte, wo Biſchoff und ich, während die Betzeitglocke ertönte, auf der Bank vor dem Pfarrhauſe uns mit einander unterhielten. Wir reiſten des andern Tages frühe ab, frühſtückten zu Lieſtal bey von Brunn und kehrten dann nach Baſel zurück, wo mich Bine durch die Nachricht, daß ich wahrſcheinlich Vaterfreuden erwarten dürfe, reichlich entſchädigte.

1811. April 24. Abreiſe nach Bern. Biſchoff, der Traute, Redliche, hatte, als er uns vorigen Sommer beſucht hatte, gefunden, daß wir glücklich genug ſeyen, und daß er unter unſers guten, reichen Gottes Himmel neben uns auch noch Platz habe, mit einem Weibchen glücklich zu ſeyn, hatte ſeine Mariane[10]) gefunden, hatte ſein Herz wählen laſſen und wollte nun das geliebte Mädchen heirathen. Er ſchrieb mir aus der Lengg, ich möchte nach Bern kommen, um ſie zu copulieren. Zwar hatte ich um dieſe Zeit einen heftigen Keuchhuſten (blauen Huſten); aber dieſer freundliche Antrag war mir ſo theuer, ſo lieb, daß etwas Schwereres ſelbſt mich nicht abgehalten hätte, ihm zu entſprechen. Ich nahm alſo Abſchied von Weib und Kindlein und ſetzte mich Mittwoch Nachmittags in die Poſtkutſche. Es war niemand drin als eine alte, reiſende Franzöſin, die mich mit ihren faſt beſtändig offnen Riechfläſchlein gar erbärmlich quälte, während ich hingegen gar traurig von meiner Pfeife Abſchied nehmen mußte, die ich nur in den Zwiſchenminuten, wenn man in einem Wirths-

haus abſtieg, wieder zärtlich an den Mund drückte. Auf dem Hauenſtein überfiel uns ein Gewitter. Nachdem wir in Balstal zu Nacht geſpieſen und wieder in die Poſtkutſche geſeſſen waren, entſchlief meine Begleiterin und ſank mir auf die Schulter, und ich war noch unglücklich genug, nicht einmal ſoviel Galanterie aufbieten zu können, daß ich die Laſt ſüß gefunden hätte, die ich, bis wir Morgens in Bern ankamen, auf meinen Schultern fühlen mußte.

1811. April 25. Bern auf der Poſt. — Rüti. Ich ſtieg auf der Poſt ab, wo ich auch bey Biſchoffs Schwager, dem Poſt-Officianten Frey logierte; ich wurde von der ganzen Familie und vorzüglich dann von Biſchoff und ſeiner Braut überaus herzlich empfangen und war bald bey den lieben Leuten zu Hauſe. Nachmittags begleitete ich Biſchoff und ſeine Mariane nach der Rüti zu ihren Eltern. Wir ſpazierten zuerſt in die herrliche Enge; dann durch den Wald zur neuen Brücke und hierauf längs der Aare gegen Bremgarten, wo denn hieher des Dorfes auf einem freundlichen Bauernhofe die liebe Familie in patriarchaliſchem Frieden wohnt; da lernte ich denn, wie ich in Frau Frey die einte Schweſter kennen gelernt hatte, auch die ehrwürdigen Eltern, noch eine ledige Schweſter und einen jungen, kräftigen Bruder kennen. Nur die älteſte Schweſter, die Frau Pfarrerin von Zweyſimmen, von welcher ich aus Biſchoffs Briefen am meiſten gehört hatte, und durch welche er ſeine Braut gefunden hatte, lernte ich, leider! nicht kennen; ſie konnte die Reiſe nicht unternehmen. Fröhliche Tage verfloſſen uns theils unter Beſuchen bey den neuen Verwandten, theils auf lieblichen Spaziergängen, die fröhlichſten im häuslichen Kreiſe, wo einmal der Scherz ſo weit getrieben wurde, daß wir der armen Mariane ein neugekauftes, meſſingenes Hundehalsband mit Biſchoffs Namen ſo ungeſchickt anprobierten, daß das Mahlenſchloß zuging, kein Menſch mehr es öffnen konnte, bis endlich, nachdem ſie bald erſtickt wäre und man im Ernſte anfing von einem Schloſſer zu reden, es Schwager Frey gelang, mit geſchickter Hand die Schmachtende

zu erlöſen. Manche Stunde ward auch an die Zubereitung zur Hochzeit verwendet.

1811. April 29. Biſchoffs Hochzeit. Wie in Bern das Führen eines Frauenzimmers Aufſehen erregt, ſo ſucht auch eine Hochzeit, gleich als ob ſie auf Schleichwegen begriffen wäre, ſo viel möglich, incognito fortzukommen. Es iſt aber in der That auch ein arger Lärm. Wo wir unterwegs bis Bremgarten von einem Trupp Menſchen ausgewittert worden waren, da wurden Ketten geſpannt oder Böller losgeſchoſſen; jene mußten mit Geld gelöſt, dieſe damit verdankt werden. In der Kirche zu Bremgarten copulierte ich das theure Paar mit tiefgerührtem Herzen. Wunderlich, ſtörend war mir auf der Kanzel ein zärtliches Rendezvous in der Vorhalle der Kirche zwiſchen dem Vicar des alten Pfarrers und deſſen Nichte, dem ich unglücklicher Weiſe von meiner Höhe zuſehen mußte. Wir gingen noch einen Augenblick ins Pfarrhaus, wo ich von Luttringshauſen, der hier Vicar geweſen, leider! nicht viel Erbauliches hörte. Man fuhr in die Rüti zurück, wo in dem heimeligen Hauſe das Hochzeitsfeſt gefeyert wurde. Wir waren überaus fröhlich, der Speiſemeiſter war früher in England als Koch geweſen und erzählte mehreres von da! da reizte uns auf einmal der Kitzel, als der herrliche Champagner in den hohen Gläſern ſchäumte, Napoleon zum Trotze, der alles Engliſche auf dem Continente verbannte, ein volltönendes, flottes „God save the King“ erſchallen zu laſſen, was ſich wol weder Napoleon noch der great George träumen ließ. Gut war's auf jeden Fall, daß nicht eben der in Bern reſidierende franzöſiſche Miniſter vorbeyfuhr. Zum Nachtiſche kam auch das mir ſchon bekannte, verliebte Pärchen aus dem Pfarrhauſe. Es ward vom Tanzen geſprochen. Man ging in ein Nebenzimmer, wo das Klavier ſtand, Biſchoff ſetzte ſich hin und ſpielte einige ſeiner alten Walzer, das kam den jungen Leuten in die Füße, und auf der kleinen Stube eines Privathauſes, wo ein Pfarrer am Clavier Walzer ſpielte, war es für mich Fremden wol etwas Unverfängliches, meine Kunſt im Tanzen auch noch

einmal zu verſuchen. Die Luſt kam auch an Biſchoffs Schweſter, eine Herrnhuterin, und eben drehte ich mich mit ihr herum, als die Thüre ſich öffnete, und Marianes Oncle Gerber, der Vorſteher der Berner Herrnhuter, mit ſeiner Frau, einer Basler Herrnhuterin, hereintrat und gar ernſtlich zuſchaute; doch mußte er endlich lachen, und das beruhigte denn meine arme Tänzerin wieder, die gar erbärmlich erſchrocken war, gleichſam in flagranti ertappt worden zu ſeyn, und ſich ſchon all das Schreckliche vormalte, wenn der Bericht von ſolcher Laſtertat an die Societät in Baſel eingegeben würde. Erſt ſpät fuhren wir nach der Stadt zurück; Biſchoff blieb mit ſeinem Weibchen auf der Rüti.

1811. Mai 1. Heimreiſe von Bern mit dem blauen Huſten. Der junge Ehemann kam außerordentlich luſtig am andern Morgen mit ſeinem jungen Weibchen in die Stadt zurück; ich mußte huſten bis zum Beynaheerſticken; wenn ich dann blau wurde und ſolche kreiſchende Töne von mir gab, ſo lachte er ganz unbändig und ſagte denn hintendrein: ſieh Kraus, wenn ich deinen Huſten hätte und du lachteſt dazu, ſo prügelte ich dich ab; aber ich kann wahrhaftig nichts dafür. Abends war noch ein glänzendes Eſſen bey H. Gerber; als wir nun heimgingen (die Frauenzimmer waren früher fort) lief uns der muthwillige Biſchoff mit der Laterne davon, ſodaß Frey und ich, um nicht von der uns verfolgenden Patrouille arretiert zu werden, uns in einer Diligence vor der Poſt verbergen mußten, bis er uns endlich wieder erlöſte. Mittwochs war die Herrlichkeit zu Ende, ich nahm herzlichen Abſchied von der lieben Familie, Biſchoff und Mariane begleiteten mich noch bis oben an den äußern Stalden, dort ſchieden wir wehmütig von einander, und ich ſetzte mich wieder in die Poſtkutſche. Ich hatte auf dieſer Reiſe ein luſtiges und ein wunderliches Abentheuer. Das luſtige war folgendes: Es fuhr niemand mit als ein alter franzöſiſcher Emigrant, der in Freyburg im Breisgau wohnt, und unter gewaltigem Schimpfen auf die Revolution mir viel vom dort reſidirenden Biſchoff von Baſel und den

Domherren erzählte. Da er nun eine Jagdflinte und Pulver bey ſich führte, ſo durfte ich abermals nicht rauchen. Darum, als wir Nachts in Ballstal hielten, ſo benützte ich die Zeit, wo das Nachteſſen aufgetragen wurde, und ging hinaus ins Dorf, mein Pfeifchen zu rauchen; es war aber ſo kothig, daß meine Stiefel über und über beſchmutzt wurden. Als wir uns nach dem Nachteſſen wieder einſetzten und den Hauenſtein hinanfuhren, entſchlief ich. Mein Reiſegefährte fühlte ein ähnliches Bedürfnis, und um ſich's noch bequemer zu machen, legte er ſich der Länge nach auf den Sitz gegenüber. Davon wußte ich nichts, und in einem Momente des Erwachens ſetzte ich meine Füße auf den nämlichen Sitz vornen auf. Auf einmal weckte mich ein lärmendes Fluchen, mein alter Franzoſe ſchrie: sacre nom de Dieu, regardez voir. Qu'este-ce que vous avez fait? — Ich wußte nicht, was geſchehen, und ſagte: pendant la nuit je ne vois rien. Da fing er an zu lachen, und es ergab ſich, daß er bey einer Wendung, die er machte, gerade mit Mund und Naſe zwiſchen meine zwei kothigen Stiefel mitten ein gekommen war . . . .

1811. Juli 1. Abreiſe mit Bine, Süſle[12]) und Matthaeus nach S. Gallen. Schon lange hatten wir Zollikoffers[13]) verſprochen, ſie in S. Gallen zu beſuchen; um nun Schweſter Süſle in ihrem [durch den Tod ihres achtjährigen Knaben Bebbi verurſachten] Gram zu erheitern, beſchloſſen wir, ſie mitzunehmen, da ohnehin Lone[14]) mit den Ihrigen auf den Lauwilberg zog. Es war ein ſchöner, heiterer Sommermorgen, wir fuhren ſchon längs dem Rhein die Grenzacherſtraße hinaus, als die Morgenglocken unſerer Vaterſtadt fünfe läuteten; wir hatten eine 2ſpännige Chaiſe, keinen Kutſcher, der biedere Schwager Matthaeus kutſchierte ſelbſt; ſo waren wir alſo durchaus ungeniert bey einander, Bine, Süſle, Matthaeus und ich; es ward viel geſungen und der ſchönen Natur gehuldigt; außer mir hatte noch keines dieſe Gegenden geſehen, und darum fanden ſie ſchon in Laufenburg den Rheinfall gar bemerkenswerth und thaten ihm mehr Ehre an als

weiland Freund Stückelberger in seinen Knittelversen. Wir fuhren Abends noch bis Lauchringen, wo wir auf dem Posthause ein unreinliches Nachtquartier fanden; da wir versprochen hatten, sobald als möglich zu schreiben, frühe in einem unheimeligen Quartiere ankamen und diese Nacht eine Post abging, so schrieben wir alle in die Wette; ich schrieb ein freundliches Briefchen an Schwester Lone, welcher ich näher zu treten wünschte, als wir uns bisher gestanden waren.

1811. Juli 2. Schaffhausen; bei Simmler in Trüllikon—Laufen. Der Tag war noch schöner als der gestrige, ein Gewitter hatte gestern Abends die Luft erfrischt, es war alles gewaschen, frisches Grün; so kamen wir endlich auf Schaffhauser Boden beym untern Neuhause an; als Matthaeus ausspannte, legte sich eines unsrer Pferde auf den Rücken an Boden und bäumte sich, es war nicht mehr auf die Beine zu bringen, die Wirthin sagte ganz kalt: wenn jetzt mein Mann zu Hause wäre, der könnte etwas dagegen — sie war aber kaum zu bewegen, ihn ab dem Felde holen zu lassen. Der gute Matthaeus machte ein jämmerlich langes Gesicht, daß ihm das widerfahren sollte. Endlich kam der Herr Wirth und Roßdoktor und begann seinen Trostzuspruch mit den Worten: Je nu, der Tod muß einmal seinen Anfang nehmen. Doch machte er einen Trank, der dem Thiere auf die Beine half, doch rieth der Wirth, nur im Schritte nach Schaffhausen zu fahren, übrigens sey es nicht gefährlich, es habe das Lauchringer Sodawasser ihm das Bauchweh gemacht, weswegen die gewöhnlichen Kutscher immer etwas jenem Wasser beymischen ꝛc. Matthaeus nahm jenen Rath so buchstäblich, daß wir erst in 3 Stunden nach Schaffhausen kamen; es war eben Mittag, und ich hatte Simmler[15]) versprochen, zum Mittagessen in Trüllikon zu seyn. Matthaeus wollte das krank gewesene Pferd nicht gebrauchen, damit es bis morgen ruhen könne, wir suchten also in der Eile noch einen Lohnkutscher auf und fuhren Trüllikon zu. Unterwegs kömmt ein steifer Landpfarrer uns entgegen — Das ist Simmler! sagte ich zu

den Meinen, ließ halten und sprang aus der Kutsche und mit offenen Armen auf ihn los; da sah mich ein durchaus fremdes Gesicht gar verwundert an, ich entschuldigte mich und sagte ihm, ich hätte ihn für den Pfarrer von Trüllikon gehalten. Aha! antwortete er, so sind Sie der Herr Pfarrer von Basel, den er erwartet? ich werde diesen Abend also das Vergnügen haben, Sie, wie mir Herr Pfarrer von Trüllikon versprochen, bey mir zu sehen, ich bin der Pfarrer von Laufen.

Endlich, als wir nahe an Trüllikon kamen, stand der wirkliche Simmler, der leibhaftige Hans Caspar, am Wege, und ich durfte also nun meine vorhin mißglückte Umarmung recht herzhaft an den Mann bringen. Es ist doch ein seliger Augenblick — das Wiedersehen zweyer Jugendfreunde, und nun stellte ich ihm meine Bine vor, die recht herzlich empfangen wurde; nicht minder willkommen waren ihre Geschwister. Als wir in das heimelige Pfarrhaus, mit Reben umzogen, eintraten, kam uns Simmlers liebliche Frau Sara entgegen mit einer Freundlichkeit, der man's abfühlte, daß sie sich freute, einen nie gesehenen Jugendfreund ihres Mannes zum ersten Male im gastlichen Pfarrhaus zu empfangen. Simmler sagte uns, es werde noch ein Fremder mit uns essen, was mir gar nicht recht war, ich sehe in solchen Stunden nicht gerne ein Überbein. Endlich hieß es, es sey spät, man wolle nun auf den Fremden, der gestern angekommen und diesen Morgen ein wenig spazieren gegangen sey, nicht länger warten. Eben, als wir uns zu Tische setzten, kam's die Treppe hinauf getrampelt. Das ist ein unfeiner Geselle, dachte ich, als ich auf einmal mit voller Kehle singen hörte: Juhe! ich bin ein Biedermann ꝛc. Ha! das ist Christeli, schrie ich; denn ich hatte ja das Lied in meinen Burschenjahren hundertmal mit ihm gesungen, und stürzte meinem Kürsteiner[16]) in die Arme, der aus Deutschland rückkehrend auf dem Wege nach Zürich zum Examen gestern bey Simmler eingekehrt war und mich nun überraschen wollte. Daß wir ein fröhliches Mahl genossen, versteht sich wohl von selbst, und unser Hauswirth ermangelte nicht, uns

zum Nachtiſche von ſeinem Strohweine, den er aus den reichlichen Geſchenken der Bewohner des traubenreichen Trüllikons gepreßt hatte, aufzuwarten. Abends wanderte die ganze Geſellſchaft zu Simmlers Vetter, dem mir ſchon bekannten und begrüßten Pfarrer von Laufen. Ich freute mich, Bine und den Seinen den Rheinfall zeigen zu können; die liebliche Frau Pfarrerin führte uns in's Schloß, in den Pavillon, und endlich hinunter auf's Brücklein — eine ſolche große Naturſcene mußte auf ein Gemüthe, wie das meiner Bine, die an den Brüſten der Natur herangewachſen war, einen tiefen Eindruck machen. Nun gingen wir in's Pfarrhaus, dort in den Garten hinunter, und hier ſahen wir nun den Rheinfall von vorne, wo er einen beſonders prächtigen Anblick darbietet. Nach freundlichem Abendtrunke und herzlichem Abſchiede von den geliebten Wiedergeſehenen und zum erſten Mal Geſehenen ſetzten wir uns wieder in unſre Kutſche und fuhren nach Schaffhauſen zurück — es war einer der ſchönſten, genußreichſten Tage für mich vorübergegangen, einer jener Tage, die, wie de Wette ſagt, wie goldene Fäden in des Lebens dunkelm Gewebe glänzten.

1811. Juli 3. Conſtanz, Inſel Meinau. Munter fuhren wir am frühen Morgen von Schaffhauſen weg, auch das krank geweſene Pferd war wieder munter; ſchon der Weg bis Stein ward herrlich gefunden und der Rhein manchmal freundlich begrüßt und beſungen; in Stein machten wir einen kleinen Halt und genoſſen ein Frühſtück von köſtlichen Fiſchen; aber nun kamen wir erſt in das herrliche Paradies der Seeuferſtraße von Stein bis Conſtanz. Wir konnten uns nicht genug ſagen, wie ſchön dieſe Gegend, auf der einen Seite der ſchöne, helle, ſtille, herrliche See, auf der andern Seite die prächtigen Schlöſſer auf der Höhe, welche drüber hin ſchauten auf das jenſeitige Ufer. Ganz beſonders entzückte uns der liebliche Weg unter lauter Obſtbäumen längs dem Seeufer zwiſchen Steckborn und Berlingen. Die beyden Schweſtern hatten in ihrem Leben noch keinen See geſehen, und darum war ihnen dieſer Anblick an einem heitern Morgen ganz vorzüglich

reizend. Es war schon 2 Uhr Nachmittags, als wir in Constanz ankamen. Nachdem wir uns im Wirtshause erquickt hatten, bestellten wir, denn Matthaeus wollte abermals seinem Pferde schonen, und Süsle fürchtete sich vor einer Wasserfahrt, einen Kutscher, der uns bis an's Seeufer führte, wo der schwanke Steg nach der Insel Meinau hinüberführt. So hatte sie sich freilich diesen Steg nicht gedacht; denn auch Süsle gestand nun, eine Seefahrt hätte ihr wahrscheinlich nicht so viel Angst gemacht als der Weg über diesen langen, schmalen Steg, der eine einzige Lehne hatte. Nun betraten wir denn die schöne Insel, einen Aufenthalt, wie man sonst sich's nur träumt — es war uns so wol in dem schönen Garten, und dann in den Sälen des Schlosses mit der unaussprechlich reizenden Aussicht nach allen Ufern des Sees. Was mich ärgerte, war die Unverschämtheit, mit welcher beynahe jeder Theil des Sehens- und Nichtsehenswerthen uns von einem andern trinkgeldhungrigen, männlichen oder weiblichen Domestiken gezeigt wurde. Endlich kamen wir denn auch in den schönen, tiefen, großen Keller, wo ein Küfer mit einem überaus schlauen Gesichte Bine dergestalt erschreckte, daß, als er endlich bey dem großen Fasse, das nach dem Heidelberger das größeste seyn soll, uns auf erhaltenes Trinkgeld hin ganz freundlich ein Glas zum Trinken reichte, es zitterte, dasselbe abzunehmen, indem es fürchtete, wir kämen nicht mehr aus diesem Keller.

Als wir endlich die Insel verließen, kam ein Gewitter mit heftigem Sturme, unter diesem passierten wir den Steg, wo ich, um die Angst der Frauen zu beschwichtigen, anfing Knittelverse zu machen. Unser Kutscher hatte unterdessen auch nicht wollen müßig seyn und ein Glas zuviel getrunken, mit den Pferden schien etwas Ähnliches vorgegangen zu seyn, sie gingen beynahe mit uns durch, er schwankte und lachte auf seinem Bocke, die Frauen kreischten, und ich fing meine Knittelverse wieder an und fuhr so beharrlich damit fort, daß endlich ein Quartett aus dem Stegreif daraus wurde, unter welchem wir in vollem Galoppe wieder bey Nacht in Constanz anlangten.

1811. Juli 4. Zollikoffers und Hausmann in Constanz. Dottenweil. S. Gallen.

Das schöne Geläut in all den Kirchen und Klöstern von Constanz weckte mich frühe, doch eilten wir diesmal nicht mit dem Aufstehen, weil wir erst Nachmittags abfahren wollten. Nach dem Frühstück gingen wir in das unserm Wirthshaus gegenüberliegende Kloster; als wir eben dort in den Kreuzgängen umhergingen, holte man uns; es war Zollikoffer und Trinzi[17]) mit Hausmann[18]) angekommen. Welch ein freudiges Wiedersehen! Die geliebten, theuern Geschwister! und Hausmann hatte ich seit 1807 nicht mehr gesehen; sein Körper hatte sich gewaltig verändert, er war bleich und hager geworden; sein Herz war das alte, getreue. Nachdem wir mit einem frischen Trunke den Willkomm gefeyert hatten, gingen wir den alten Dom mit seinen Aposteln und dem dienstbaren Huß [?] zu besehen und stiegen dort auf den hohen Thurm, dessen unaussprechlich herrliche Aussicht uns, hätte die Zeit nicht gemahnt, dort noch lange gefesselt hätte. Dann besuchten wir den Concilienſaal, wo über Huß und Hieronymus von Prag jenes Urtheil gesprochen wurde, über das die Weltgeschichte schaudernd gerichtet hat. Als wir dann nach dem Platze fragten, wo Huß verbrannt worden, sagte uns einer ganz kurz: geht zum Galgen!

Es war hohe Zeit, zum Mittagessen zurückzukehren, weil wir frühe fort wollten. Wir saßen so traulich beysammen! Nun fuhren wir denn S. Gallen zu. Unter dem Thor wurden wir visitiert. Unsere Koffer waren nach den Gesetzen der eisernen Napoleonischen Zeit in Ordnung plombiert. Als wir bereits über die Grenzen hinaus waren, kam uns noch ein hungriger Douanier nachgelaufen und hieß uns halten; Zollikoffer und Hausmann aber, als Kaufleute geschworne Feinde aller Mauthbeamten, sprangen aus dem Wagen und bothen dem Burschen eine Tracht Prügel an, wenn er sich nicht alsobald vom Schweizerboden zurückziehe. Als wir uns dem schönen Landsitze und damaligen Curorte Dottenweil

nahten, kamen uns auch Halder[19]) und ſeine Liſette entgegen; wir ſtiegen hinauf nach Dottenweil in den ſchönen, freundlichen Speiſeſaal, wo wir aus den Fenſtern den alten Säntis und die Vorarlberger Berge begrüßten und ſo fröhlich waren, daß ich mit Liſette einen Tanz wagte, wobey ihr Hund, die Schleppe ihres Rockes in das Maul faſſend, mittanzte. Man hielt ſich hier nach Luſt und nicht nach den Forderungen der ängſtlichen Hausfrau, die an ihr aller Wahrſcheinlichkeit nach anbrennendes Nachteſſen in S. Gallen gedachte, auf, und ſo kamen wir erſt in der Nacht in S. Gallen an, wo Zollikoffers Schweſtern unſer ſchon lange mit Sehnſucht gewartet hatten.

1811. Juli 5. Freudenberg.

Matthaeus, der in S. Gallen einen Raſttag hielt und morgen wieder nach Baſel abreiſen wollte, benützte dieſen Morgen zu einem Ausfluge ins Appenzeller Land, während wir unſre Höflichkeitsbeſuche in den Häuſern von Zollikoffers Vater und Onklen abſtatteten, wo wir mit allen möglichen Titeln empfangen und „Dieſelben“ genannt wurden, aber auch hinwieder mit Junker Schwager ꝛc. um uns [ſchlugen ?], daß die armen Frauen dergeſtalt in Angſten gejagt wurden, daß ihnen einige Mal ein „Herr Junker“ entfuhr. Abends beſuchten wir allzuſammen den Freudenberg und wünſchten in Baſel auch einen ſolchen Höhepunkt zu haben. Dieſe Ausſicht von der einen Seite über den See, von der andern in die Alpen entzückte uns unausſprechlich — der Ort führt wol ſeinen Namen nicht umſonſt .... Erſt als es dunkel war, verließen wir den Berg, wo uns im Hinunterſteigen die Menge Lichter der Stadt zu unſern Füßen gar ſehr ergötzten. Ein großes, fröhliches Familieneſſen zum Willkomm und zum Abſchiede für den morgen abreiſenden Matthaeus ſchloß den Tag; nur Sprüngli[20]) fehlte, der in ernſten Geſchäften ſich in Europens Norden herumtrieb — und das trübte unſre Freude.

1811. Juli 8. Vögeliseck — Trogen — bey Schieß in Wald — Gäbris — Gais — Weißbad.

Einer der ſchönſten Tage war dieſer und der folgende. Wir machten einen herrlichen Exkurs in's Appenzellerland, verſchönt durch den Genuß der Natur und der Freundſchaft. Zollikoffer ging mit uns; es war ein ſchöner, heitrer Sommertag, nicht Ein Wölkchen trübte den Himmel, wir ſtiegen frühe die Höhe hinan nach Vögeliseck. O welch ein Anblick da oben! über den Bodenſee hin, die ſchönen S. Galliſchen und Thurgauiſchen Ufer, und drüben die fernen deutſchen! Und nun für uns welch ein Anblick die andere Seite in das liebliche Appenzellerländchen hinein, das wir noch nie geſehen hatten — die ſchönen Dörfer, die zahlloſen zerſtreuten Häuſer, die heimeligen Häge von einem Heimweſen zum andern. Ich war wie in einer andern Welt, wo mir alles ſo wunderlieblich vorkam, ich athmete mit vollen Zügen die friſche, freye Bergluft ein, jauchzte und freute mich wie ein Kind. Wir ſtiegen von Vögeliseck hinunter in das ſchöne Dorf Speicher. Wer würde wohl in einem Baſelbieter Dorfe ahnen, daß Appenzell Außerrhoden ſolche zierliche, reinliche Dörfer habe, wie ſie freylich kaum Ein andres Land hat! Dann wanderten wir nach dem prächtigen Trogen mit ſeinen Zellwegerſchen Palläſten und dann fröhlich ſingend und jauchzend Tobel hinunter und hinauf nach Wald, wo gaſtfreundlich der alte akademiſche Freund Schieß[21]) mit ſeiner Hausfrau unſer wartete. Alſo wieder ein Freund, bey dem ich nun in ſeinem eignen Hausweſen mit meiner Frau einkehrte, nachdem es noch, als wir das letzte Mal bey einander geweſen, in einem flotten Gaudeamus geheißen hatte: vivant omnes virgines. Diesmal alſo waren es mulieres bonae, laboriosae, denen es am Mittageſſen galt. Schieß entſchloß ſich, nach dem Mittageſſen mit uns ins Weißbad zu wandern. Ein einziges Wölklein ſtand am Himmel; aber das Wetterglas weisſagte beſtändig ſchönes Wetter. Als wir nach Trogen zurückkamen, fielen einzelne Regentropfen; aber alle Bauern ſtimmten überein, wir ſollen deß gar nicht achten, die Wettergläſer ſtehen gut, und es gehe der Schön-Wetterwind; wir ſtiegen alſo den

Gäbris hinan; aber der Regen kam immer ſtärker und qualifizierte ſich zu einem ausgemachten Landregen. Wir hatten keine Regenſchirme, nur die beyden Frauen hatten kleine Ombrelles, die ihnen kaum die Köpfe bedeckten, auf den ſchlüpfrigen Weiden purzelte eines um das andre, und dieſer Spaß entſchädigte uns für die durchaus verlorene Ausſicht auf dem Gäbris. Tropfnaß langten wir endlich in Gais an, die grüne ausgegangene Farbe der Ombrelles hatte die weißen Röcke der Frauen grün geflammt, und Zollikoffer tröſtete ſie über die Verlegenheit, ob es wol auch aus den Röcken wieder ausgehen werde, mit der Bemerkung, es ſey ja aus den Ombrelles auch ausgegangen. Wir erquickten uns für die ausgeſtandene und ſtärkten uns für die bevorſtehende Regennoth mit einem Glaſe guten Weines und wanderten dann in Einem fortwährenden Regenguſſe über Appenzell ins Weißbad hinein, wo es zum Glücke ſo dunkel war, daß man nicht mehr merkte, wie wir ausſahen. Im Speiſeſaal traf ich unvermuthet Freund Stockmeyer[22]) an, und es ward von einer frühen Bergwanderung in's Wildkirchlein geſprochen, ich behielt mir aber vor, das Wetter deßhalb zu Rathe zu ziehen. Wir waren alle froh, als wir aus unſern naſſen Kleidern in die warmen Betten kamen, und Zollikoffer machte mir noch mit ſeiner Perüke Späße vollauf, während im andern Zimmer unter den Frauen ein Lamento über Bauchſchmerzen ausbrach, die ſich Süſle durch die Erkältung zugezogen hatte.

1811. Juli 9. Appenzell, Gais, läſtige Rückreiſe über Teufen.

Es ſtrömte, als wir am Morgen erwachten, noch der nämliche Regenguß herab wie geſtern. Schieß und Stockmeyer ſuchten einen Führer nach dem Wildkirchlein; unſre Frauen wollten nichts davon wiſſen, und ich war auch nicht aufgelegt, im Nebel und Regen einen beſchwerlichen Weg ohne andern Zweck zu machen, als um ſagen zu können: auch ich war im Wildkirchlein. Zollikoffer ebenſo wenig; wir ließen alſo die beyden andern ihre Wanderung antreten, frühſtückten noch ganz

gemächlich und ſchlenderten endlich, immer im Regen, die Straße nach Appenzell hervor, ſahen uns dort ein wenig um und marſchierten dann Gais zu. Bine hinkte, ſie hatte ſich verkältet, und Zollikoffer gab ſich viele Mühe, ſie zu führen. Als wir in Gais beym Ochſen in den großen Saal traten, kamen unſre armen Frauen in nicht geringe Verlegenheit; es ſammelte ſich allmählich die große Welt, und da machten ſie natürlich mit ihren durchnäßten weißen Röcken mit den grünen Flammen aus der Ombrelle nicht die beſte Figur unter dieſen Staatsdamen, wurden auch ziemlich ſpöttiſch beaugenſcheinigt. Der Staatsſchreiber Lavater von Zürich fiel mir durch ſeine Stirne beſonders auf, allein ſeine Tändeleyen mit einer Dame, welcher man die Kokette in allen Zügen anmerkte, erbauten mich gar nicht. Beym Eſſen verwunderten ſich unſre Frauen ganz vorzüglich über das weiße Brot, das uns ſchon in S. Gallen auffiel, hier aber noch viel weißer war. Als wir am Nachtiſche ſaßen, kamen Schieß und Stockmeyer und erzählten von ihrer Bergreiſe. Schieß, der rüſtige Bergwanderer, hatte ſich an einigen Stellen der ſchlüpfrigen Weiden müſſen führen laſſen. Stockmeyer aber mußte immer getragen werden, ſolange es Bergab ging; geſehen hatten ſie nichts als Regen. Endlich trennten wir uns, und wir traten unſern Rückweg über Bühler und Teufen an. Das Wetter hellte ſich auf, und Zollikoffer und ich waren ſo fröhlich und mutwillig, daß ſich die Frauen bald darüber ärgerten, beſonders als ich an einer Berghalde über einen Scheuenhag durch zwei zuſammengewachſne Bäume hindurchſchloff. In Teufen machten wir noch einen kleinen Halt und kamen Abends ſpät bey eben ſo klarem Himmel, als wir beym Ausmarſchieren gehabt hatten, wieder in S. Gallen an.

1811. Juli 12. Herisau. An einem ſchönen Nachmittage fuhren wir nach dem ſchönen Herisau hinaus, wo ich Zollikoffer über ſeine Art bewunderte, mit den Appenzellern umzugehen, mit welchen er ganz Appenzeller war. Betrübend war mir im Wirthshauſe die Bemerkung, wie ſpiel-

ſüchtig dieſes Völklein ſey. Es war eine wahre Spielwuth an dem Tiſche gegen uns über, und ein hochdeutſches, naſeweiſes Bübchen, das ich für einen Barbierjungen anſah, ward jämmerlich geprellt. Endlich führte uns Zollikoffer noch zu ſeinem Freunde Heinrich Steiger, dem nachherigen Erbauer des Heinrichbades, der aus einem Bleicherknecht durch den augenblicklichen Vortheil der Zeit zu einem reichen Kaufmann geworden war und uns mit Burgunder dergeſtalt regalierte, daß wir alle bodenluſtig wurden, ſodaß Zollikoffers Frau, die keinen Burgunder zu Hauſe getrunken hatte, nicht begreifen konnte, welchen Grund wir zu ſolcher Luſtigkeit haben könnten.

1811. Juli 14. Pfauenmoos — Fahrt auf dem Bodenſee.

Der letzte Sonntag unſres Aufenthaltes in S. Gallen ward noch zu einem Spaziergange nach Pfauenmoos, einem der der Zollikofferſchen Familie zuſtehenden Güter in der Nähe von Arbon benützt; denn das hätte uns Zollikoffers treuherziger Vater, ja vielleicht, wenn man's beym Lichte betrachtete, Zollikoffer ſelbſt nicht vergeben, wenn wir das nicht beſucht hätten, das leibhaftige Beweisthum der Zollikofferſchen Junkerſchaft. Wir gingen aus dem alten Hauſe und Hofe noch bis an den See nach Arbon hinunter; da ward von einer Seefahrt geſprochen. Süſle proteſtierte erſt gewaltig, ergab ſich endlich und bedauerte zuletzt, daß die Fahrt ſchon ein Ende hatte. Wir ſpieſen in Pfauenmoos zu Mittag, was wir ſelbſt mitgebracht hatten, kegelten hernach, machten uns luſtig und kehrten endlich wieder nach S. Gallen zurück.

1811. Juli 18. Fatale Rückreiſe von S. Gallen nach Winterthur.

Die Tage in S. Gallen hatten ihr Ende erreicht. Abgerechnet die Menge von Schmauſereyen, wo man zum Eſſen und Trinken ſchrecklich genöthigt wurde, und die Junker Onkeln und Frauen Tanten ſich für beleidigt hielten, wenn man nicht aushalten konnte, waren es herrliche Tage geweſen. Der letzte

war vorübergegangen, und es erſchien der Morgen der Abreiſe. Wir ſchieden mit gerührtem Dank von Trinzi; Zollikoffer und Hausmann ſetzten ſich zu uns in die Kutſche und begleiteten uns noch einige Stunden weit, endlich trennten wir uns auch mit bewegtem Herzen, und wir fuhren allein Baſel zu. Als wir unweit des Städtchens Wyl, in der Geſchichte der Äbte von S. Gallen bekannt genug, einen Berg hinanfuhren, wollte das eine unſerer Pferde mitten am Berge nicht mehr weiter. Bitten und fluchen und peitſchen war gleich fruchtlos, endlich rutſchte unſre Kutſche wieder rücklings Bergunter, der Kutſcher konnte nicht helfen, und ſo rutſchte ſie, bis ſie mit uns in einem Zaune ſtecken blieb. Ein Winterthurer Herr, Hauptmann Steiner hieß des freundlichen Mannes Name, der eben, als wir auf unſerm Rückzuge begriffen waren, an uns vorbeygefahren, hatte die Gefälligkeit, als er auf der Höhe angekommen war; uns eines ſeiner Pferde ausſpannen und zu Hilfe ſchicken zu laſſen. So kamen wir hinauf und ſpieſen in Münchweiler zu Mittag, wo ich den elendeſten Wein fand, den ich je in meinem Leben getrunken habe. Als wir Nachmittags wieder weiter fuhren und bald wieder an einen Berg kamen, hatte unſer Pferd die vorige Laune. Als die Kutſche wieder anfing, rückwärts zu rutſchen, wollten wir ausſteigen, der Kutſcher wollte es nicht zugeben, wir thatens dennoch, und kaum waren wir draußen, ſo rutſchte die Kutſche einem Abzugsgraben zu und wollte ſtürzen, der Kutſcher bat mich um Gottes Willen, mich ſo lange daran zu hängen, bis er die Stränge gelöſt hätte; ich that's, bis ich von der unaufhaltſam ſinkenden Kutſche einige Fuß hoch gelüpft wurde, dann mußte ich rückwärts ſpringen; die Pferde und der Kutſcher waren unterdeß auch frey geworden, und nun ſtürzte die Kutſche um in den Graben hinunter. Einige Bauern am Wege und unſer freundliche Hauptmann, der eben wieder daher gefahren kam, halfen uns, ſie wieder aufrichten, und der letztere nahm uns nun, bis wir auf ganz ebne Wege kämen, wo es immer gut ging, in ſeine Chaiſe auf und ſchickte

seinen Bedienten, mit welchem er einzig fuhr, zu unserm Kutscher. Als wir endlich auf ebener Straße waren, trennten wir uns dankbar von unserm freundlichen Hülfeleister und kamen glücklich in Winterthur an, wo die Frauen noch einzukramen gingen, während ich mich rasierte und mir zu einem Teller von Obst eine Flasche Wein trefflich schmecken ließ, bis sie zum Nachtessen zurückkehrten.

1811. Juli 19. Zürich — Baden — Brugg.

Wir fuhren frühe von Winterthur ab, hatten einen schönen Blick auf die Alpen, in Bassersdorf gedachte ich Simmlers, der hier als Vicar bey einem alten mürrischen Pfarrer, der wegen seiner 70jährigen Ehefrau eifersüchtig auf ihn gewesen, jämmerliche Tage durchlebt hatte; als wir bis Wallisellen kamen, zerbrach uns vollends ein Rad, und wir mußten im Wirthshause warten, bis unser lustiges Fuhrwerk wieder flott war. Endlich kamen wir denn doch glücklich in Zürich an, wo zum Glück ein anderer Kutscher auf uns wartete. Wir stiegen zum Schwerte aus, besuchten dann die alten Bekannten der beyden Frauen, H. Heß-Merians. Der Mann hatte lange im Pfarrhause zu Reigoldswil bei ihnen gewohnt, und die Frau, unsers Antistes Tochter, hatte früher ihrem Bruder, dem Pfarrer in Bretzwil, die Haushaltung geführt und war mithin Freundin der beyden Frauen; wir wurden natürlich sehr freundschaftlich empfangen, und Frau Heß führte uns auf die Schanzpromenade, wo es Süsle und Bine gar wol gefiel. Als wir im Schwert am Nachtisch saßen, kam Heß, uns abzuholen, und führte uns erst auf den herrlichen Schützenplatz zu Geßners Denkmal. Ob wol in Basel, wo jeder alte Baum neuem Büschelchenwerk Platz machen muß, diese herrlichen Alleen stehen geblieben wären? Dann führte er uns ins Waisenhaus, wo wir, da eben sein Bruder Waisenverwalter war, alles genau besehen konnten. Endlich kam die Zeit zur Abreise, sie gaben uns noch einen ihrer Knaben mit nach Basel, und so fuhren wir nach Baden, wo Bine und Süsle von einem Manne in einem Laden, wo

ſie Handſchuhe kauften, Anfechtungen zu beſtehen hatten; endlich kamen wir nach Brugg, wo wir zum rothen Thurm übernachteten. Es ſpies ein überaus freundlicher Herrnhuter mit Herrn Spittler,[23]) Secretär der deutſchen Geſellſchaft in Baſel, mit uns, ein Württemberger, der uns unter anderm erzählte, daß der Dichter Schubart, ſcheintodt im Rauſche begraben, nachher blutend, ſo daß Blut aus dem Sarge troff, was auf die Entdeckung führte, mit zerkratztem Geſicht, zerrauften Haaren und verkehrt im Sarge liegend gefunden worden ſey.

1811. Juli 20. Stein — Ankunft in Baſel.

Wir fuhren frühe von Brugg ab über den herrlichen Bötzberg durchs Frickthal nach Stein. „Gſchauet, gſchauet, dört iſch's Großmeuſter!“ rief der kleine Heß, als er die Säckinger Thürme ſah, und wir machten einen Spaziergang hinüber nach Säckingen, beſuchten Kirche und Kirchhof und kehrten zum Mittageſſen nach Stein zurück. Unſer Herrnhuter und Spittler waren auch wieder da, aber Herr Spittler mußte ſeinen Freund recht über meine Ketzerey oder Weltſinn inſtruiert haben; denn nicht nur war die geſtrige Freundlichkeit rein weg, ſondern er mochte kaum antworten, wenn wir etwas ſagten. Endlich brachen wir auf und fuhren nach zwanzig genußvollen Tagen wieder in unſerm Baſel an.

1811. Auguſt 4. Mit Bine und Süſle auf dem [Lauwil-] Berge.

.... Wir waren benachrichtigt, daß auf den 4. Auguſt eine Chaiſe Gäſte vom Berge herab nach Lieſtal bringen würde, und daß wir mit dieſer Gelegenheit hinauf kommen ſollten. In Reigoldswil kehrten wir bey Stückelbergers ein. Er begleitete uns auf dem heimeligen Wege nach Lauwil; es war ein überaus ſchöner und milder Sonntags-Abend, endlich ſtiegen wir den Berg hinan und wurden recht freundlich aufgenommen .... Es ward von den Frauen und Herren gar viel von einem gewiſſen Chriſteli, einem jungen Sennknechte, geſprochen, deſſen Schönheit die Frauen in Entzücken,

die Herren in Ärgernis und Eifersucht versetzte. Es ward also eingerichtet, daß nach dem Nachtessen die Sennknaben, wie es zuweilen geschah, zum Singen bey einem Glase Wein eingeladen wurden. Sie kamen ab all den benachbarten Höfen, Christeli unter ihnen. Die andern fühlten's ordentlich, daß es ihn galt, es wollte keiner recht zur Thüre herein, und als sie drinnen waren, stießen sie ihn alle vor zum Niedersitzen; nicht minder merkte man den Frauen an, wie ihn jede gern neben sich sitzen gehabt hätte, als endlich Lone das Hausfrauenrecht gelten machte und sagte: setzt euch daher zu mir, Christen! Es war in der That einer der schönsten jungen Männer, die ich je gesehen, ein blühender, frischer Emmenthaler, mehr zart als herkulisch von Wuchs und Angesicht, der aber eben deßwegen, als ich ihn einige Jahre später wieder sah, bereits abgewelkt war. Sie sangen ihre Sennenlieder, unter welchen mir besonders das „steh nur auf, steh nur auf, du Schweizerbub!" so wol gefiel, daß ich mir Lied und Melodie davon aufschrieb. Ich mußte bey diesem Anlasse die Sennenknaben bewundern; Christeli ward so augenscheinlich ausgezeichnet, daß ich eine Schlägerey befürchtete und auch den Frauen deßhalb Bemerkungen machte. Nichts desto weniger gingen sie alle, als sie entlassen waren, mit einander singend ab, daß ihr Gesang noch lange aus der Ferne über die Weiden durch die Nacht erklang . . . .

1811. September. Amtserfahrungen. Durch verschiedene Leiden und Freuden war ich nun öfters in meinen Geschäften zurückgekommen, ich mußte also nun die zweite Hälfte des Jahres desto eifriger meinem Berufe leben und das um so viel mehr, weil mein Vater bald nach einer S. Galler-Reise, welche er gleich nach der unsrigen unternommen hatte, erkrankte und seine Umstände bald so bedenklich wurden, daß ich mirs zur Pflicht machen mußte, ihm seine Predigergeschäfte fast gänzlich abzunehmen, was hernach ganz ohne Ausnahme geschah, so daß ich beyde Ämter mit einander verwaltete. Das Predigen und Unterrichten war mir je und je Lieblings-

geſchäfte. Zwar hatte ſich, ſeit Herr Pfarrer Von Brunn hier war, die Menge meiner Zuhörer verloren; ich aber fühlte, daß ich beſtimmt beſſer predige als vorhin und fühlte mich überhaupt immer mehr und mehr zum Predigen berufen. Die Liebe der Jugend zu mir und die ſchönen Erfahrungen, die ich freylich neben ſo manchen traurigen in meinem Unterrichte oft machte, hatten mir eigentlich dieſes Geſchäft zur Hauptſache meines Amtes gemacht.

Die Hausbeſuche hatte eigentlich mein Vorfahr ſich widerrechtlich angemaßt, wie auch die Krankenbeſuche, weil ſie dem Pfarrer und nicht dem Helfer gehören. Überhaupt kömmt bey denſelben nichts heraus, beſonders in der Stadt. Die Seelſorge berühren ſie nicht, weil die Leute ſich zurückziehen wie die Schnecke in das Gehäuſe, ſobald man ihnen den moraliſchen Puls fühlen will. So werden ſie elende Viſiten, wo die Politik, die Hitze oder Kälte, die eben zirkulierende Tagesnouvelle ꝛc. Gegenſtand der Unterhaltung ſind, und allenfalls dem ſchwarzen Rocke zu Liebe einige in der Jugend gelernte Sprüche hergeſagt werden und einige pia desideria geäußert werden.

Eben ſo wenig Erſprießliches ſah ich leider bey den Krankenbeſuchen mit wenigen Ausnahmen. Jünglinge und Mädchen waren die, auf welche ich am Krankenbette am meiſten wirken konnte. Sonſt hüllten ſich die meiſten in ihre vermeinten Tugenden oder in ihren bequemen Glauben, daß das Verdienſt Chriſti ſchon alles gut mache, ein und übertünchten das Grab voll Geſtank und Moder, daß es nicht ſo greulich anzuſchauen ſeyn möge.

Und ſo bey dieſen engen Schranken, die dem Wirken des eigentlichen Seelſorgers allenthalben geſetzt ſind, mußte ich auch darin die Güte Gottes preiſen, daß er mir gerade dieſe Stelle gegeben, weil der Helfer der St. Leonhards-Gemeinde hauptſächlich Catechet iſt.

1812: Jan. 1. Neujahrsgruß zum Elephanten.[24])

Wie einſt mit den nun zerſtreuten Jugendfreunden ſuchte ich nun Tage, wie der Neujahrstag, im traulichen Familienkreiſe heimelig zu machen. Ich mag den kalten Rationalismus nicht leiden, der ſolcher Auszeichnungen von gewiſſen Tagen ſpottet und demonſtriert, daß ja ein Tag wie der andre ſey; wenn in einem Sterbehauſe zwei Gelehrte über theologiſche Gegenſtände disputieren, ſo mag ich lieber an's Sterbebette hinſitzen und da Theologie ſtudieren, und ebenſo will ich lieber in einer Sylveſternacht vor dem ſcheidenden Jahre den ernſten Werth der Zeit lernen als durch alle möglichen Demonſtrationen. Ich hatte auf dieſe Gelegenheit meinen [unten folgenden] „Neujahrsgruß“ gedichtet und zu 2 Duetten und Chor componiert. Wir hatten's ſo gut möglich, einſtudiert, und als wir nun zum Elephanten zu Nacht ſpieſen und die Glocke zwölfe ſchlug, ſtimmten wir unſern Gruß an. Albrecht[24]) hatte große Freude und war gerührt und Georg[25]) und Matthäus fingen ſogar an, mit herzhaften Stimmen in den Chorus zu intonieren, obgleich ſie von der Melodie keine Idee hatten.

Neujahrsgruß.

Vom Thurme herab
Tönt dumpf zum Grab
Der Glocke Ruf des Jahres letzter Stunde,
Und traut vereinet denken wir
Des fliehenden verſammelt hier
In brüderlicher, ſchweſterlicher Runde.
O, Freude voll war es und Leiden ſchwer,
Doch was es auch brachte, nun iſt's nicht mehr.

Auf, Himmelan
Erhebet dann
Fromm eure Herzen jetzt, ihr Schweſtern, Brüder!
Denn täglich war des Vaters Treu',
Ja täglich ſeine Gnade neu,

Und täglich ſchaut er ſegnend auf uns nieder.
Und war's oft auch düſter und Leiden ſchwer,
So blieb doch barmherzig und treu der Herr.

Und noch ſind wir
Verſammelt hier
Und lieben all' uns noch mit gleichem Triebe.
Ja, ſank auch gleich das Jahr hinab,
So ſank mit ihm doch nicht in's Grab
Die brüderliche, ſchweſterliche Liebe.
Nein, ſänk' auch alles und alles hinab,
So ſinkt unſre Liebe doch nie zu Grab'.

So eile dann!
Wir ſehn uns an
Und denken deines Guten bis ans Ende.
Nahmſt du uns auch Geliebte fort,
Wir denken ihres Glückes dort
Und drücken treu und bieder uns die Hände.
Wir werden die Theuern einſt wiederſeh'n,
Wenn wir auch zur himmliſchen Heimat geh'n.

Und nun hervor
Tritt aus dem Thor
Der Ewigkeit ein neues Jahr, ihr Lieben!
Iſt's freudig oder leidenſchwer?
Bringt's Gutes oder Böſes mehr?
Das weiß allein der ew'ge Vater drüben.
Drum ſorgt nicht! noch lebet im neuen Jahr
Der Gott, der ſo gnädig im alten war.

So tretet's dann
Im Glauben an
Und grüßt es froh mit lautem Jubelſchalle!
Vereint ſieht uns das neue Jahr
Vereinet jetzt und immerdar

Im ſchönen Bunde treu vereinet alle.
Drum grüßen wir's alle mit fröhlichem Muth;
So lang wir uns lieben, geht alles gut.

Dein erſter Tritt
Bringt Segen mit
O neues Jahr, ja Segen allen Landen!
Komm, heile tauſend Wunden zu!
Bring tauſend müden Herzen Ruh'!
Mach tauſend Hoffnungsvolle nicht zu Schanden!
Ja, ſegnend begrüß uns und ſcheid auch einſt ſo!
Mach fromm uns und bieder und gut und froh!

Daß ſtets bereit
Zur Ewigkeit
Uns alle jede deiner Stunden finde.
Nun, Brüder, Schweſtern! jetzt auf's neu
Geloben wir uns Lieb' und Treu',
Daß feſter noch das neue Jahr uns binde.
So geben wir alle uns Arm in Arm.
Den Kuß der Freundſchaft treuherzig und warm.

Der Neujahrstag ſelbſt war für Baſel politiſch feſtlich, indem Baſel Directorial-Ort für 1812 wurde und wir ſahen alſo zu, wie nach der Morgenkirche der Landammann unter militäriſcher Parade ſeinen Einzug hielt. Nach dem Nachteſſen beſahen wir gemeinſchaftlich auf dem Münſterplatz Illumination und Feuerwerk, nicht ahnend, welch ein Feuerwerk in dieſem Jahr noch Europa die Looſung zu ſeiner Erhebung geben würde.

1812. Juli 21. Segiſer[26]) auf dem Lauwilberge. Am Abend kam mein alter Jugendfreund Segiſer auf einen Beſuch auf den Berg, ward recht freundlich empfangen und machte uns nach ſeiner alten Art vielen Spaß. Dieſer Stadtmenſch, der das Land nicht anders kannte, als daß er

etwa auf einem Baſel benachbarten Dorfe dann und wann einen Schoppen trank, war von Baſel aus zuerſt nach Lauſen zu Freund Burckhardt zum Mittageſſen gereiſt, dort hatte er — risum teneatis, amici — einen Führer nach Reigoldswil mitgenommen und hier wieder einen nach dem Lauwilberge verlangt, der ihn dann auch glücklich hinaufbrachte. Hier verwunderte er ſich, als ob er auf dem Montblanc ſtände, über des Berges erſtaunliche Höhe; denn er war ja höher als die S. Margarethenkirche, und auf der Terraſſe vor dem Hauſe, wo denn zur Seite und von hinten die Weiden mit ihren Waldgipfeln bis zum Gaitenköpflein ſich hinan erhoben, fragte er in allem Ernſte, ob es auch noch höhere Berge gebe als dieſe. Als wir in den Eßſaal hinaufkamen, ward er ſtill und weinerlich wie ein Kind, das nicht ſagen darf, wo es ihm fehlt. Endlich ging ich mit ihm hinüber in mein Zimmer, und da beichtete er mir mit jämmerlichen Geberden, er habe gar enge Stiefel und dürfe ſie nicht ausziehen, weil er keine Strümpfe anhabe. So gab es mit dem Fremdlinge in den Bergen Spaß über Spaß.

1812. Sept. 28. Schenkels Hochzeittag. Meine Schweſter Helene und Schenkel[27]) mußten ein Paar werden. Alles deutete darauf hin. Beyde hatten vorher ganz andere Neigungen, beyde mußten ſich zerſchlagen, beyde hatten einander durchaus kennen gelernt und ihre gegenſeitigen Charactere bis auf unbedeutende Nuancen ſtudiert, beyde hätten wahrſcheinlich in einer andern Ehe ihr Glück nicht gefunden. Meine Eltern waren gegen dieſe Heirath, mein Vater hatte ſie ſelbſt Anfangs nicht copulieren wollen, und doch ſegnete er ſie an dieſem Tage mit tiefbewegtem Herzen ein. Ich war fröhlicher Gaſt; denn ich kannte Schenkel als einen der biederſten und redlichſten Männer, die auf Erden wohnen, und wußte, daß Helene mit ihm, und nur mit ihm glücklich werden würde. Und ſo hatte denn nun mein Vater, deſſen Leben ſchon vor 15 Jahren verſchätzet ſchien, auch ſein drittes und letztes Kind in der nämlichen Kirche zu S. Jakob ehelich eingeſegnet.

1812. October 2. Zollikoffers und Schenkels gemeinschaftliche Abreise.

Es hatten in meinem väterlichen Hause viele Prüfungen eingekehrt, aber auch viele Freuden, es war ein gastfreundliches Haus gewesen. Schon Trinzis[28]) Entfernung hatte eine bedeutende Lücke gerissen, dann die meine, und nun schied denn auch noch Helene als das letzte Kind. Da fühlten's alle, was in dem göttlichen Naturgesetze liege: Vater und Mutter verlassen um des Mannes oder Weibes willen. Es war ein ernster, trauriger Auftritt, als sie sich losrissen von Vater- und Mutterherzen, die weinenden Töchter, und ihren Männern folgten in den Reisewagen, der sie dahin nahm in die Ferne, und wir waren alle tief erschüttert, meine Eltern nun so einsam in dem einst so lebendigen Hause zu sehen, doch mußte mir das wohl thun, daß ich doch wenigstens in der nämlichen Stadt blieb und noch wohler die Aeußerung meines Vaters: ich habe nicht nur ein Kind, ich habe 2 Kinder noch hier in Basel, denn Bine ist auch mein Kind.

1813. Juli 12. Wasserreise nach Reigoldswil.

Die gute Bine, von langer, schwerer Krankheit sich erholend, bedurfte zu gänzlicher Wiederherstellung eines Landaufenthaltes, der ihr denn auch auf dem Lauwilberge freundlich angeboten wurde. Auch ich hatte im Frühling, da ich mit Lone[29]) eine Zeitlang Albrechts ererbte und ihm selbst unbekannte Bibliothek ordnete, wie er denn in solchen Zeiten, wo man ihm etwas Freundliches erwies, gewöhnlich besonders warm wurde, ihm versprechen müssen und gern versprochen, diesen Sommer für einige Wochen auf den Berg zu kommen. Er und seine Familie waren schon droben mit Matthes, der ihnen arrangieren half. Montags früh den 12. Juli führte ich also Bine hinauf und den kleinen jährigen Däni.[30]) Süsle begleitete uns. Es war in voriger Woche ungeheuer viel Regen gefallen. Als wir in Liestal beym Schlüssel ausstiegen, fragte mich sofort ein Basler Herr: Wollen Sie nach Reigoldswil? — Ja. — O, so kehren Sie nur sogleich um, Sie

kommen nicht durch — das Thal ſteht unter Waſſer, ich komme mit Lebensgefahr ſoeben herunter, und die Waſſer ſind ſeither noch mehr geſtiegen. — Bine jammerte, es ſey alles Leinen und Kleider für den kleinen Däni auf dem Lauwilberge, man könnte ihn in Baſel nicht einmal mehr umkleiden, und wie dergleichen Mutterſorgen weiter lauteten. Nach langem Beſinnen entſchloß ich mich, nach Bubendorf zu fahren, wohin man ſicher gelangen mochte, und dort, wie Noah, abzuwarten, bis ſich die Waſſer gelegt hätten.

Wir fuhren alſo nach Bubendorf; dort ſagte uns der Müller, es ſey unmöglich, durch das Thal nach Zyfen zu kommen, hingegen von Zyfen ſey es möglich, er wolle uns alſo ſeinen Sohn mit einem Vorſpannpferde mitgeben, um über den Berg nach Zyfen zu fahren. Ich kannte den Berg nicht und willigte im Vertrauen auf deſſen Wort ein. Alſo wurde das Pferd eingeſpannt. Der junge Burſche ſetzte ſich darauf, und nun ging's hurrah! hinter der Kirche den Berg hinauf. Bald ſahen wir, daß es ein unvernünftiges Wageſtück ſey, da hinaufzufahren; aber wir waren nun einmal im Hohlweg, konnten nicht umkehren, alſo, wenn's ſeyn muß, nil mortalibus arduum est — ich ſprach den zagenden Frauen Muth ein, der Kleine war ſtill und ruhig — und ſchreyend und peitſchend die Roſſe antreibend langten wir endlich auf dem Falkenrain an, wo die Leute, die wol noch nie eine Chaiſe da oben geſehen hatten, ſich gar theilnehmend zeigten. Da es nun ebenſo wieder auf der andern Seite bergunter ging, ſo ſpannte ich mein Pferd aus, und der Bubendörfer ſpannte ſeines ein. Es regnete; den einzigen Regenſchirm, den wir hatten, gaben wir der Lehenfrau, die uns den Kleinen nach Zyfen hinuntertrug, Bine und Süſle gingen mit einander, ich führte mein Pferd, und der rüſtige Müllersſohn ſprengte mit der Chaiſe alſo bergunter, daß wir erwarteten, in Zyfen nur noch die Rudera davon anzutreffen.

Dort angelangt, waren wir abermals ungewiß. Die einen Bauern ſagten uns, wir könnten nach Reigoldswil fahren,

die andern verneinten es. Endlich hieß es, bis einige hundert Schritte vor dem Dorfe könnten wir's wohl wagen, und dann würden wir schon sehen, ob wir weiter kommen. Das thaten wir; aber nun sahen wir wol, daß Gefahr da sey, indem Bach und Straße nicht mehr von einander zu unterscheiden waren, und wenn wir auch auf der Straße die Richtung, des Weges kundig, behalten konnten, so konnten wir hingegen die großen Steine und Felsbrocken, welche im Wege lagen, nicht sehen, und liefen Gefahr, über dieselben ins Wasser umzuleeren. Aber die boshaften Schelme hatten uns betrogen, denn umkehren konnten wir ebenso wenig, die Straße war da viel zu schmal. Ich sagte also zu den erschrockenen Frauen: wir wollen nun unsern Kleinen als unsern Schutzengel betrachten, ließ hierauf den Müllerjungen sein Pferd ausspannen und mir vorreiten, damit er den Weg sondiere und mich auf die Steine aufmerksam mache. So ging's vorwärts, die vordern Räder meiner Chaise und meine Beine bis über die Waden hinauf waren im Wasser, selbst in den Fußboden der Chaise drang es einmal ein; es war Abends um 3 Uhr, als wir endlich glücklich im Pfarrhause zu Reigoldswil anlangten, wo mich Stückelberger mit Vorwürfen über meinen Frevel empfing. Die Familie von Bretzwil war am Tische; denn der alte Herr Antistes [Merian] hatte an diesem Tage nach Basel fahren wollen, was aber niemand wagte. Nun fragte es sich, wie auf den Berg kommen? Denn von S. Romey her strömte der Bach auch wild herab. Ein kecker Reigoldswiler bespannte einen Leiterwagen mit 3 Pferden und befestigte hinten einen Aufenthalter, um am Berge anhalten zu können, wir setzten uns auf den Wagen in's Stroh, und unter der Leitung des sorgfältigen und erfahrenen Schwagers Matthes ging endlich auch diese Fahrt glücklich von Statten, und wir betrachteten uns wie Gerettete, als wir endlich im Schooße der Unsern auf dem lieben, schönen Berge fröhlich empfangen wurden.

1813. Juli 16. Begräbnis des Kapuziners zu Dornach.

Ich mußte am Tage nach jener Waſſerfahrt wieder in die Stadt und Süſle und Matthes fuhren mit mir hinunter. Aber Freytags darauf hatte ich mich von den Geſchäften losgemacht und ging nun auch für einige Wochen auf den Lauwilberg. Georg, Freuler und Lang begleiteten mich bis Dornach, um dort die Verwüſtungen anzuſchauen, welche Montags daſelbſt die Birs angerichtet hatte; es war an dieſem Tage die Dornachbrücke bis zum Bilde des heil. Nepomuk eingeſtürzt, was die Einwohner für ein beſonderes Wunder hielten, daß der Heilige ſtehen geblieben. Als wir nach Dornach kamen, war gerade die Beerdigung eines edeln Kapuzinerbruders, der über der Rettung von andrer Menſchen Leben ſein eignes in den Fluten geopfert hatte. Es war uns merkwürdig, dieſer Beerdigung zuzuſehen, den Edeln in ſeiner Ordenstracht da liegen und ſo ohne Sarg in das Grab verſenken zu ſehen; ich war tief gerührt wie meine Freunde; um ſo viel kälter hingegen verrichteten die Ordensbrüder ihre Ceremonien. Nur einer, ein junger Mann, der das Kreuz hielt, lehnte ſich, als man des Bruders Leib in das Grab ſenkte, mit heftiger Bewegung an ſein Kreuz, und es ſchien mir, das müſſe der ſein, der mit dem Toten gemeinſchaftlich das Werk der Rettung unglücklicher Menſchen verſucht hatte.

1813. Dez. 21. Einmarſch der Alliierten in Baſel.

Leipzigs herrliche Schlacht hatte mich begeiſtert wie noch nichts, mein angeborener Franzoſenhaß hatte einen Genuß erhalten, der alles reichlich erſetzte, was ich um der Franzoſen willen ſeit langen Jahren in meinem Innern gelitten hatte. Und als denn nun ganz Europa aufſtand, dem Völkerdränger den Garaus zu machen, kam mir die ſchweizeriſche Neutralitätserklärung ganz jämmerlich vor. Als die Franzoſen von 1798 bis 1802 die Schweiz beſetzt hielten, als ſie im Oktober 1802 abermals einrückten, als ſie 1809 zu Baſel über die Rheinbrücke marſchierten, als ſie in den Jahren 1812 und 1813 Teſſin beſetzten, da ward kein Wörtlein von Neutralität geſprochen,

aus Furcht, der Despot aus Corsika möchte es zürnen; aber als es nun galt, daß ganz Europa die Kette brach und seiner Gewaltherrschaft ein Ende machte, da auf einmal wollten unsre Tagherren neutral seyn, abermals aus Furcht, er möchte es zürnen, wenn man's diesmal nicht wäre, weil dießmal die Neutralität nur ihm nützte. Ich sah in dieser Neutralitätserklärung nichts anderes als eine Erklärung für den Despoten und gegen die heilige Sache der Völkerfreiheit, und darum empörte sie mich. Und als dann nun vollends die Hunderttausende alle, die gegen den Rhein zogen, von 15000 Schweizern, die von Schaffhausen bis Basel zerstreut waren, sollten aufgehalten werden, da wußte ich nicht, sollte ich mehr lachen oder mich mehr ärgern. Und dennoch hatten wir hier ein solch unvernünftiges Publikum, daß es einzig dem eidgenössischen Platz-Commandanten in Basel, Oberst Herrenschwand[31]) und seinem Berner Bataillon alle Schuld beylegte, daß man die Alliierten eingelassen habe. Abends vorher erfuhr man von einer abgeschlossenen Capitulation, und daß die Schweizertruppen in der Nacht Basel verlassen würden; alles wüthete in toller Unvernunft, die Bürger patrouillierten, wir blieben die ganze Nacht auf, eine schauerliche Nacht — das Abziehen der Truppen, der Zorn der Einwohner — am Morgen erfuhr ich erst, daß schon seit mehrern Stunden der Durchmarsch über die Rheinbrücke Statt finde; sie zogen nach allen Richtungen gegen Frankreich und die Schweiz, Genf zu. Als sie so in dichten Colonnen die Freye Straße hinaufzogen, sagte Lones Magd, eine ächte Liestalerin: das giebt ein Unglück; denn die Liestaler lassen sie gewiß nicht durch; als aber bis Abends sie nicht wieder kamen, fand sie, man habe sich scheint's in Liestal doch auch nicht gewehrt.

Unsre Regierung hatte die Bürgerschaft von nichts preveniert; von Einquartierung wußten wir kein Wort. Ich hatte Abends eben Unterricht, da klopfte man mir an die Thüre; es war meine Frau, Todes bleich, und neben ihr ein oesterreichischer Fourier, der mir ein Quartierbillet für 3 Officiers

und 5 Soldaten überreichte. Ich bemerkte, ich hätte den Platz nicht; ich habe noch eins zur Auswahl, ſagte er, und überreichte mir ein zweites für 20 Mann Gemeine; ich nahm das erſte an, die Leute kamen, ich wies ſie in das Wohnzimmer, bis ihre Zimmer geheizt ſeyn würden; zwey waren ſehr artig, der Hauptmann und der Unter-Lieutenant, hingegen ein alter Ober-Lieutenant ſchnauzte, die Zimmer ſollten geheizt ſeyn. Ich bemerkte ihm, wenn ich ſie eingeladen hätte, ſo würde ich früher haben heizen laſſen. Als ich ihnen die Zimmer wies, ſagte mir der Hauptmann, ich möchte ihn und den Unter-Lieutenant in das Zimmer mit 2 Betten legen und den Ober-Lieutenant allein, auch gab er mir im Vertrauen den Rath, wenn dieſer Herr ſchnauze, ſo ſolle ich nur noch ärger ſchnauzen. Alle 3 gingen aus, wir warteten mit dem Nachteſſen; endlich kam der Ober-Lieutenant. „Befehlen Sie zu Nacht zu ſpeiſen?“ — Nix! — „Was wollen Sie morgen frühſtücken?“ — Nix! — „deſto beſſer“ — ich ſtellte ihm das Licht auf den Tiſch und ging. Erſt gegen Mitternacht kamen die beyden andern; der eine von ihnen hatte hier einen alten Jugendfreund angetroffen, und da war in der Herzensfreude ein ſo guter Punſch getrunken worden, daß ſie mich gar inniglich umarmten und geſäftiglich küßten, und als ich ſie fragte, was ſie morgen frühſtücken wollten, es gar beſcheiden meiner Willkühr überließen. Am folgenden Morgen waren ſie alle Drey bey einander; da ſchickte ich Ihnen den Kaffee mit 2 Taſſen und 2 Kaffeelöffeln. Der Ober-Lieutenant merkte, wo das hinaus wolle, kam zu mir und fragte: muß ich kein Frühſtück haben? Ich that ihm die Gegenfrage: hat man Ihnen denn nicht gebracht, was Sie verlangt haben? — Nix hat man mir gebracht. — Das haben Sie ja verlangt. — Da geſtand er, daß er ſeinen Meiſter gefunden, und bat recht höflich auch um eine Schaale Kaffee, die ihm denn natürlich auch zu Theil ward. Von da an war er, wie die übrigen, recht fidel. Als er aber am Nachteſſen fragte, wie weit Ballstal ſey, wohin ſie morgen abmarſchieren mußten, und ich es ihm ſagte, antwortete er: o weh! Da

komme ich morgen Abends eben ſo mürriſch im Quartier an als geſtern bey Ihnen.

1813. Dez. 23. Die Erzherzog Joſeph-Huſaren.

Für die 5 Soldaten, die ich zu den 3 Officiers erhalten hatte und nicht logieren konnte, hatte ich in der Nachbarſchaft per Tag 10 Franken und noch Wein bezahlen müſſen; das kam mir zu hoch, und ich ließ nun die Kinderlehrſtube und das Holzhaus durch einige Soldaten der hieſigen Standeskompagnie räumen, um hier Platz zu erhalten. Kaum waren dieſe Abends damit fertig und noch am Abendtrunk, ſo erſchienen 6 ungariſche Huſaren ſamt ihren Pferden mit einem Quartierbillet; ich ließ die Pferde in das Holzhaus ſtellen und wies den Leuten die Kinderlehrſtube an. Kaum war ich wieder droben in der Wohnſtube, ſo kamen mir die Kerls lärmend nach und einer legte ſich gleich mit Stiefeln und Sporen auf das Kanapee. Sie fingen an mit den hieſigen Garniſonsſoldaten, die am Abendtrunk waren, anzubinden, und ſchimpften auf die Schweizer; ich fragte dieſe, ob ſie ſolches litten. Sie baten mich, ſtille zu ſeyn. Da fuhr ich in großer Erbitterung los; einer der Ungarn fing an, lateiniſch zu radebrechen; ich antwortete ihm ebenſo. Da hatten ſie etwas mehr Reſpekt und ich brachte ſie wieder in die Kinderlehrſtube. Nun aber kam unſre Nachbarin, Frau Aſſal, und bat mich um Gottes Willen, ihr zu Hülfe zu kommen, ſie hätten auch 4 Huſaren ſammt Pferden und könnten natürlich in ihrem Häuschen die Pferde nicht logieren, jetzt wütheten dieſe Leute ſo, daß ihr Mann fortgelaufen ſey und ihre Tochter ſich in den Keller verſteckt habe. Ich ging hinüber und hieß die Leute noch zu den ſechſen in mein Holzhaus bringen mit dem Anerbieten, ihnen die Hofthüre offen zu laſſen. Das geſchah; kaum aber waren die Pferde da, ſo forderten nun dieſe 4 Kerls, als ſie die meinen eſſen ſahen, auch zu eſſen und zu trinken; ich ſagte ihnen, das ſollten ſie in ihren Quartieren verlangen. Da erhoben ſich die meinen auch und trotzten: ihre Kameraden müßten bey

ihnen und bey ihren Pferden bleiben, wir kamen in Wortwechſel, ſie manoeuvrierten mich bis ins untere Sommerhaus [Hausgang], da umringten mich alle 10, und einige zogen fluchend ihre Säbel. Als meine Frau im obern Sommerhaus ſolches ſah und hörte, fiel ſie mit einem Schrey in Ohnmacht, und die Magd rief mich um Hülfe. In demſelben Augenblick fuhr einer mit dem Säbel auf mich ein und ſchimpfte: verfluchter Schweizer. Das brachte mich ſo auf, daß ich mein Leben für nichts mehr achtete, ich fiel ihm mit einer Hand in den Arm, packte ihn mit der andern an der Bruſt und drückte ihn an die Mauer; ich weiß gar nicht, was daraus geworden wäre, da trat plötzlich ein Offizier, von dem Lärm herbeygezogen, ein und fragte, was es da gebe. Der Burſche brüllte ihm etwas vor, und er ſagte zu mir: Herr, wo die Pferde ſind, da gehören die Leute auch hin! Ich nahm meinen Hausſchlüſſel hervor und antwortete: Bisher war ich Herr in dieſem Hauſe; wenn aber die allierten Truppen Kraft ihrer Übermacht uns vertreiben und uns in unſern Häuſern befehlen wollen, wolan, ſo nehmen Sie hier auch den Hausſchlüſſel, ich werde mit den Meinen das Haus verlaſſen. — Nicht ſo empfindlich! erwiderte er, erzählen Sie mir dafür den Vorfall! Ich that's da fuhr er gegen die Kerls los: Kanaillen! auf der Stelle packt euch in euer Quartier! Die 4 gingen ſogleich, — und ihr, ſagte er zu den Meinen, muckſt euch nicht mehr gegen dieſen Herrn! Sie gingen auch in ihr Zimmer, und nun entſchuldigte er ſich höflich gegen mich, und ich dankte ihm ebenſo höflich für ſeinen Schutz.

Jetzt erſt konnte ich meiner Frau zu Hülfe kommen, die ſich bald erholte und freute, mich errettet zu ſehen. Nach dem Nachteſſen kam Matthaeus in großer Angſt zu uns; auch er hatte Unannehmlichkeiten erfahren. Gegen 10 Uhr, als wir in der Wohnſtube bey einander ſaßen, kam der nämliche Kerl, den ich Abends gefaßt hatte, in bloßem Hemd und Unterhoſen, ein kurzes irdenes Pfeifenſtümpchen im Munde und verlangte Schnaps. Ich ſagte ihm, ſie hätten nun zu eſſen und zu trinken

genug und mehr gehabt, als ich ihnen ſchuldig ſey, und ſollten ſich nun zur Ruhe begeben. Da ſpie er mir das Feuer aus ſeiner Pfeife in's Geſicht und ſchrie: jetzt, Pfarrer oder Teufel, will ich Schnaps — ich ſtieß ihn vor mich hin bis an die Treppe und ſagte ihm, er ſolle jetzt in ſein Zimmer gehen ſo ſchnell als möglich, oder es gehe nicht gut. Er ging, aber unter ſolchen Drohungen, daß die gute Bine die ganze Nacht nicht zu Bette wollte, um gleich bereit zu ſeyn, wenn das Haus ſollte angezündet werden. Von da an bat ich mir bey dem Quartier-Amte Offiziers-Einquartierungen aus und war auch bis zu Ende ſo wol damit zufrieden, daß ich nicht nur nichts Unbeliebiges, ſondern manche frohe und freundliche Stunde mit ihnen zubrachte, und zwar hatte ich Offiziers von allen möglichen Völkern im Quartier.

1813. Dez. 29. Biſchoff wird Pfarrer in Muttenz.

Ich hatte ſeiner Zeit ſelbſt meinen Freund Biſchoff unter die Bewerber um die erledigte Pfarrſtelle zu Muttenz eingeſchriebn; es war aber, weil ſich viele hieſige Landpfarrer darum bewarben, wenig Hoffnung für ihn; über dieſe Kriegstage hatte ich vollends die Zeit der Wahl rein vergeſſen. Um ſo viel mehr war ich überraſcht, als Morgens zwiſchen 11 und 12 Uhr mein ehemaliger College, M. Köllner[32]) mir anſchellte und gratulierte, ich wußte nicht, zu was, bis er mir ſagte, mein Freund Biſchoff ſey Pfarrer in Muttenz geworden. Der Gedanke, nach ſiebenjähriger Trennung ihn wieder in dem Canton, und zwar in ſolche Nähe, zu bekommen, freute und rührte mich ungemein, hatte ich doch immer unter allen meinen Freunden keinen, wie ihm und Sprüngli mein ganzes Innerſtes offenbaren können und müſſen! Ich ſchrieb ihm alſogleich, damit er gerade auf den Neujahrstag die frohe Kunde erhalte.

1814. Januar 13. Einzug der 3 alliierten Monarchen in Baſel.

Der Anfang des Jahres 1814 war ſchrecklich wild für uns. Ein Theil des ruſſiſchen Hauptquartiers hatte ſeine Stallungen

in dem St. Leonhards-Kreuzgang und rings um die Kirche genommen. So ſtand mein Haus im Mittelpunkte des Zuſammenfluſſes von Koſaken, Baskiren, Kalmüken ꝛc., welche uns Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Wer hätte dieſes aber nicht gern ertragen für das einzige Vergnügen, die erhabenen Brüder Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm mit glänzendem Gefolge an der Spitze der ruſſiſchen und preußiſchen Gardes in Baſel einziehen zu ſehen? Ich beneidete oft meine unverheiratheten Freunde, wenn ſie mir erzählten, wie ſie dieſes oder jenes ſchöne, ausgezeichnet tapfere Truppenkorps geſehen hätten über die Rheinbrücke marſchieren, wie Bubna, Schwarzenberg, Barclay de Tolly[33]) ꝛc. angekommen ſeyen, während ich zu Hauſe meine Einquartierung abwarten mußte. Geſtern war der oeſterreichiſche Kaiſer angekommen, und heute ritt er ſeinen Bundesgenoſſen Alexander und Friedrich Wilhelm entgegen. Das mußte ich ſehen und konnte es um ſo viel beſſer, da ich keine neue Einquartierung zu erwarten hatte, indem 2 ſpaniſche, ſelbſtrationierte Officiers ohne Bedienten für 8 Tage in meinem Quartiere waren. Ich wartete den ganzen Morgen, keine Kälte fühlend, auf der Rheinbrücke, ſie kamen noch nicht; Nachmittags, als ich wieder ging, ſah ich eben bey der Schifflände die ruſſiſchen und preußiſchen Garden vorbeymarſchieren; da hieß es auf einmal, die Monarchen reiten über die Rheinbrücke auf den Münſterplatz — man kam aber vor Gedränge nicht zu. Ich rannte zu Schweſter Lone zum „Elephanten“, weil wir ſie dort, wenn ſie die Freye-Straße abritten, am beſten ſehen mußten, weil niemand in der Straße ſtehen durfte. Kaum war ich eine Viertelſtunde dort, ſo kamen ſie — Franz in der Mitte, Alexander und Friedrich Wilhelm ihm zur Seite, hinter ihnen die Kronprinzen, und dann die Marſchälle, Generale und Officiers in prächtigem Zuge. Bey dem Zeughauſe ließen ſie die Garden defilieren, und dann ritten ſie in ihre Quartiere zurück, und ſo war ich froh, von allem doch die Hauptſache geſehen zu haben.

1814. Februar 22. Nervenfieber.

Es war überallhin den Heerzügen das Nervenfieber nachgezogen, auch zu uns war es gekommen und dadurch, daß bürgerliche Abwärter in den Militärspitälern, sobald sie erkrankten, in ihre Wohnungen heim entlassen wurden, auch in die Bürgerwohnungen eingedrungen. Das Elend war bald sehr groß, beynahe alle Ärzte waren selbst erkrankt; ich hatte in der Steinenvorstadt eine Menge armer Kranker, darunter 7 in einem Hause, ohne Arzt. Vergebens bat ich in der Noth selbst Barbiergesellen, sie zu besuchen, ich machte einen Bericht an die Regierung, es war alles umsonst! Im kalten Winter lagen einige da in kalten Hausgängen; einem waren bereits die Zehen an den Füßen abgefault. Die meisten starben! In einem Hause, wo eben diese 7 waren, war unten eine Hurenwirtschaft; ich war aber diesmal recht freundlich mit der Wirthin; denn sie war eine Rahab, sie war die einzige Person, die ich dazu vermögen konnte, sich der armen Kranken anzunehmen.

Meine Leute, besonders eben Schwester Süsle,[34]) die vor Furcht selbst krank wurde, hatten bange für mich. Bine war die standhafteste. Am Morgen frühe ging ich, mit meinem Pestessig, Knoblauch und Tabak versehen, zuerst zu meinem kranken Vater; dort nöthigte man mir gegen meine Gewohnheit ein Glas Wein als Präservativ auf; dann ging ich zu dem einten Theile meiner Kranken und zündete unter der Hausthür jedesmal meine Pfeife an; hatte ich die Reihe vollendet, so lief ich durch einige Straßen, um meine Kleider verluften zu lassen, ehe ich zu der ängstlichen Süsle kam. Ich kam gegen Mittag heim, wo mir Bine den Rock durchräucherte. Abends machte ich die Reihe bey dem andern Theile, und entweder vor- oder nachher ging ich zu Schwester Lone,[35]) welche mit ihren Einquartierten sich zuweilen herumzanken mußte, da ihr Mann so furchtsam war, daß er sich in die Stube einriegelte, während draußen die Frau mit 6 bis 8 Kosaken oder Ungarn zu schaffen hatte. Eines Morgens traf ich auf der Straße Doct. Stückel-

berger an, der eben in Uniform aus dem Spittal kam, er jammerte ganz erbärmlich über die Noth der Zeit und ſagte: jetzt hat's mich auch gegeben, ich fühl' es, ich hatte dieſen Morgen einen Ekel, und es gibt Sie auch! Wirklich begleitete ich ſchon in wenigen Tagen des Biedern Leiche zu Grabe. An dem nämlichen Abende reichte mir noch eine ſterbende Frau ihre Schweißhand aus dem Bett hervor dar, und gleich darauf ſah ich einen Mann ſterben, und es verbreitete ſich alſobald ein fürchterlicher Verweſungsgeruch im Zimmer, daß ich Schauer ſpürte und mir der Mund wäſſerte. Von da an fühlte ich Schwindel, daß ich oft in der Straße wie ein Betrunkener wanken mußte. Ich beſuchte unſern Vetter, Major Hoſch;[36] er war im Delirium, als man ihm in die Ohren rief, ich ſey da, hob er ſich im Bette auf und winkte warnend mit dem Zeigefinger gegen mir. Es deuteten die Anweſenden alle dieſe Bewegung auf eine Warnung wie die des Dr. Stückelbergers. Bald darauf ſtarb er; ich war noch an ſeiner Begräbniß, konnte aber nicht mehr in die Kirche gehen. Schon ſeit mehrern Tagen hatte ich das ärztliche Recept zu einem Brechmittel im Hauſe, da ich aber täglich zu neuen Kranken gerufen wurde, konnte ich keinen Gebrauch davon machen.

Allein an dieſem Geburtstage meiner Bine fühlte ich beym Erwachen, daß nun das Nervenfieber im Ausbruche ſey; ich ſchickte in die Apotheke, um das Brechmittel bereiten zu laſſen. Unterdeſſen mußte ich noch predigen, ich hatte aber ſolchen Schwindel, daß ich, obgleich die Leute mir behaupteten, ſie hätten mir nichts angemerkt, nachher weder Text noch Predigt mehr wußte, vom Niederſchreiben konnte in ſolcher Zeit keine Rede ſeyn. Ich kam heim und nahm mein Brechmittel recht guten und ſelbſt heitern Muthes. Nachdem es gewirkt hatte, mußte ich mich legen. Unſer Arzt, Hr. Doct. Buxtorf,[37] war gerade dieſen Tag abweſend, wir hatten eben einen öſterreichiſchen Ober-Arzt im Quartier, der befahl mir Wein zu trinken, bis ich nichts mehr von mir ſelbſt wiſſe; ich wollte natürlich davon nichts wiſſen; da ſagte er ganz be-

ſcheiden: Wenn Sie kein Vertrauen als Arzt zu mir haben, ſo laſſen Sie mich denn Ihr Krankenwärter ſeyn, und das war er wirklich mit ſolcher Treue, daß, wenn nur im Nebenzimmer jemand ſtark auftrat, er auf den Zehen hinauseilte und Stille gebot; ich fiel gleich in ſtarke Schweiße, und mein Kopf war heftig geſchwollen. Als D. Buxtorf kam, erklärte er ſogleich das für meine Rettung, indem ſich die Krankheit nach außen geworfen habe. In der Tat war ich in wenigen Tagen auf dem Wege der Beſſerung, hingegen blieb mir mehrere Monate lang eine große Schwäche zurück, ſo daß bey meinem erſten Ausgange zu meinem kranken Vater man mich führen mußte.

1814. Mai 5. Meines Vaters Todestag.

Ein ſchwerer, trauriger Winter war für mein elterliches Haus vorübergezogen. Schon ſeit 2 Jahren hatte ich die ſämmtlichen Prediger-Funktionen meines Vaters zu den meinigen übernommen, weil ihm Engbrüſtigkeit nicht mehr geſtattete, den Weg nach S. Leonhard zu machen. Im vorigen Winter hatte er auch aus der Schule zurückbleiben müſſen, war aber im Sommer wieder fähig, ſeine Lehrſtunden zu halten. In dieſem Winter aber war eine förmliche Bruſtwaſſerſucht ausgebrochen. Zudem war auch ſeine ganze Gemüthsart geändert. Sein raſcher Muth war ganz dahin und hatte einer ihm vorher durchaus unbekannten Furcht Platz gemacht. Vor den Einquartierten fürchtete er ſich, wie wol wenige Frauen ſich fürchteten. Als der oeſterreichiſche Quartiermeiſter die ſämtlichen Häuſer der Straße beſuchte, um für des Kaiſers Hofſtaat Quartiere zu beſtellen, ſo wähnte der gute Kranke, er werde nun aus Zimmer und Bett vertrieben, und weinte wie ein Kind, ſodaß ihn der Krieger tröſten mußte. Ich war theils durch eigne Einquartierung, teils durch Krankheit oft abgehalten, ihn zu beſuchen, doch ward er mit Einquartierung ſehr verſchont. Mit dem ſinkenden Winter ward es anders, die Ängſtlichkeit verlor ſich, mit ihr das Hängen am Leben, und die Todesfurcht, die mir an dieſem Manne oft unbegreiflich geweſen war — er ſah nun ſeinem Tode ruhig entgegen, und

bey äußerlich traurigem Zuſtande durch die ſchrecklichen Beſchwerden der Krankheit verbreitete ſich in ſeinem Innern eine wohlthätige Ruhe. Wenn er nicht mehr Athem fand, ſo rief er mit dem Wandsbecker: Nur deinen Troſt! und etwas Luft — du haſt der Luft ſo viel. Er nahm wieder Theil an den öffentlichen Begebenheiten.

In den erſten Tagen des Aprils, als eben hier die Nachricht verbreitet war, die Allierten ſeyen geſchlagen und fliehen unſern Grenzen zu, kam ein ruſſiſcher Stabs-Capitain, der bey mir einquartiert war, Mittags heim, mit offenen Armen mir entgegen und rief freudefunkelnd: Victoria! das hat nicht Franz, nicht Alexander, nicht Friedrich Wilhelm, das hat Gott gethan! Die Unſern ſind in Paris! Sobald die offizielle Nachricht von dieſer herrlichen Kunde herauskam, ſo eilte ich mit derſelben zu meinem kranken Vater. Es leuchtete aus ſeinen Augen der Wunſch, nun gern zu ſterben, weil er die Errettung Europens erlebt habe. Sein Zuſtand war an dieſem Tage der eines erſterbenden Lichtes, dem auf einmal noch einige Tropfen Unſchlitts zugegoſſen worden. Nur wenige Wochen überlebte er dieſes Ereigniß, er ſah ſein Ende kommen und bereitete ſich auf dasſelbe wol zu. Sein Umgang war im höchſten Grade erbaulich; er ſagte jedem, der ihn fragte, wie es gehe, Gott Lob, der Ewigkeit entgegen! Er nahm noch Antheil an allen Weltbegebenheiten, dann ſprach er wieder von ſeinem Tode wie von einer bevorſtehenden Reiſe ſo ruhig und getroſt, daß man dabey nicht trauern konnte. Noch wenige Tage vor ſeinem Ende fuhr Napoleons Gemahlin Marie Louiſe mit ihrem Sohne vorbey; er ſaß eben im Lehnſeſſel, da ſtand er noch an's Fenſter und wollte ſie auch noch ſehen; gleich darauf ſetzte er ſich wieder nieder und ſprach von den Hoffnungen der künftigen Welt.

Am vorletzten Tage ſeines Lebens (ich hatte ihm die Nacht durch mit Georg gewacht, und ſeine Liebe ging ſoweit, daß, obgleich er wußte, daß er bey ſeiner Engbrüſtigkeit es kaum würde ausgehalten haben, er dennoch durchaus wollte,

wir ſollten rauchen, weil er unſre Neigung dazu kannte) ſagt er mir: ſchreibe heute deinen Schweſtern, es iſt der letzte Poſttag, den ich erlebe; und nun trug er mir auf, ihnen noch herzliche, wolwollende Segens- und Abſchiedsworte eines ſcheidenden Vaters zu ſenden. Am letzten Abend war ich mit Bine bey ihm, die Ewigkeit war unſer heimeliges Geſpräch; er ſprach gegen meine Mutter die troſtvolle Überzeugung aus, ihre Kinder werden ſie nie verlaſſen. Als es gegen 8 Uhr rückte, ſagte er: nun habt ihr Zeit, nach Hauſe zu gehn; wir wollten dableiben; er gab es aber durchaus nicht zu, wir würden, meinte er, die Mutter in Verlegenheit ſetzen wegen dem Nachteſſen; wir äußerten uns: ſo wollen wir gleich nach dem Nachteſſen wieder kommen; auch das wollte er zuerſt nicht zugeben, doch ſagte er endlich nichts mehr dagegen, und wir ſchieden auf Wiederſehen. Als wir aber zu Hauſe unſere Suppe eſſen wollten, ließ man uns plötzlich rufen, wir eilten hin und fanden ihn todt. Er hatte aus dem Lehnſeſſel zu Bette ſteigen wollen, ſich noch ſelbſt ausgezogen, noch ſelbſt mit gewohnter Ordnung ſeine Kleider zuſammengelegt; als er hinaufſteigen wollte, ſagte er: ich kann nicht mehr! man half ihm, er legte ſich, zog die Decke über ſich, ſtreckte ſeine Füße und ſagte: ſo! Da hauchte er ſeinen Geiſt aus. Als ich ihn ſo ſah als ruhige Leiche, da ergriff mich das Gefühl, einen Vater verloren zu haben, mit inniger Wehmuth, und ich brachte ihm ein heißes Thränenopfer.

1814. Mai 8. Meines Vaters Begräbniß.

Es war ein heiterer May-Sonntag, als ſie ihn Nachmittags um 2 Uhr forttrugen in die ſtillen Hallen des Münſterkreuzganges. Tauſend Erinnerungen gingen an meiner Seele vorüber, ich dankte Gott für allen Segen, alles Gute, alle Freuden, die er mir durch dieſen theuern Vater geſchenkt hat, es war mir Leid für jede trübe Minute, die ich ihm in ſeinem Leben verurſacht habe, ich freute mich ſeiner Erlöſung und des Segens, den er mir und den Meinigen hinterlaſſen, und als ich von ſeinem Grabe wegging, fühlte ich's, wie er im Frieden

ruhen werde; er war ein treuer Vater; ein biederer Bürger, ein würdiger Mann.

1814. Juni 6. Kaiſer Franz-Illumination.

Der große Befreyungskrieg war, wie man wähnte, ausgekämpft. Der gute Kaiſer Franz kehrte über Baſel zurück nach ſeinen Staaten und wurde hier außerordentlich feſtlich empfangen. Nachts war Illumination, und auch wir wandelten wie die ganze Stadt durch die Straßen, um die vielen Transparente mit ihren mehr oder minder bedeutenden Inſchriften und die vielen Tauſende von Lichtern zu ſchauen. Ein Altar auf dem Münſterplatze mit angezündetem Weihrauche dünkte mich doch des Guten zu viel zu ſeyn und mahnte mich an Götzendienſt. Eine drolligte Anekdote machte uns nachher oft noch zu lachen. Einer meiner Freunde, L(ucas) W(enk?), hatte den närriſchen Einfall, er müſſe mit dem Kaiſer reden; er brachte dieſem Zwecke große Opfer; denn er ließ ſich im eigentlichſten Sinne des Wortes beynahe erdrücken und erſticken, um ſich, als der Kaiſer durch die Straße wanderte, bis zu ſeiner Perſon durchzudrängen. Endlich hatte er das Glück, an deſſen Rücken zu gelangen; da wartete er denn nun auf Gelegenheit; räuſpern oder ihm auf die Schulter klopfen durfte er denn doch nicht; aber ſiehe — da wendete ſich einmal der Kaiſer um, und mein guter L., ſchon lange darauf gefaßt, ſagte ihm geſchwind, es freue ihn, daß er die Ehre habe, ihn zu ſehen. Der Kaiſer, ohne mit dem Basler Complimentierbüchlein zu antworten, die Ehre ſey ſeinerſeits, ging ſeines Wegs weiter; er aber hatte doch wenigſtens mit dem Kaiſer geſprochen.

1814. Aug. 5. Mit Freuler nach Lauſen und Lauwilberg.

. . . .Der gute Freuler hatte mit beſtändiger Kränklichkeit zu kämpfen, die ihm noch durch manche Anfälle von Hypochondrie erſchwert wurde; in ſolchen Momenten kam er dann zu uns herüber, wo er Aufheiterung fand, oder wo wir ihn, ihm nachgebend, gewähren ließen. Nun hatte ihm der Arzt die kuhwarme Milch und die Stallausdünſtung empfohlen,

und weil Albrecht und Lone mit ihrer Familie wieder auf dem Lauwilberge waren, so luden sie mich ein, Freuler dahin mitzubringen. Es war uns beyden erwünscht, da auch ich eine Cur trinken mußte; Bine hingegen blieb dießmal in Basel zurück. Es war ein schöner Morgen, als Schwager Matthaeus in einer leichten Chaise uns abholte; da ich auch gern wieder einige Stunden mit Freund Burckhardt zubringen wollte, so fuhren wir auf Lausen zum Mittagessen, und ich fand meinen Burckhardt im Schooße seiner Familie recht glücklich; dann hinauf nach dem lieben Reigoldsweil, wo Freuler die Bekanntschaft mit dem biederherzigen Stückelberger erneuerte, und endlich Abends schlenderten wir langsam den Berg hinan, wo ich die alte Luft, die alte Freude und die alte Liebe fand, und nicht minder herzlich wurde auch mein Freund aufgenommen.

1814. October 10. Segisers Hochzeit.

Endlich war denn auch unser Segiser in den heil. Ehestand eingesegelt, und ich copulierte ihn an diesem Tage zu Muttenz mit seiner Helene. Auch Bischoff kam an die Hochzeit, und wir beyde hatten noch ein Abentheuer zu bestehen. Ich hatte durch meine Magd mein Handlaternchen auf die Zunft tragen lassen; als ich nun beym Fortgehen die Aufwärter nach diesem fragte, wollte niemand darum wissen; wir mußten also ohne Laterne fort und geriethen richtig beym Kaufhause an eine Schildwache, die uns anrief. Da verließen wir uns auf unsere Beine und entwichen in solcher Eile, daß wir am Leonhardsberge fast nicht mehr athmen konnten.

1815. März 24. Schrecken vor Bonaparte am Charfreytage.

In den ersten Tagen des Januars, als noch die großen Herren getrost am Wiener-Congreß saßen, hatte ich einen wunderlichen Traum. Mir träumte, unsre ganze Familie war fröhlich beysammen am Abendessen in einem Gartenhäuschen vor dem Spahlenthore, das früher Schwager Albrecht gehörte, und wo wir oft an den Sonntags-Abenden gemeinsam waren.

Plötzlich hörten wir gewaltigen Lärm, kriegriſches Getöſe, Kanonendonner, Trommeln, Muſik, Wagengeraſſel — wir eilten an's Fenſter, da zogen unzählige Colonnen Truppen aller Waffengattungen wie im verwichenen Winter vorbey nach Frankreich, und die Dörfer des Sundgaus, ſo weit wir ſahen, ſtanden zum Theil im Brande. Wir fragten uns alle verwundert, was das ſey, da ward gewaltig an die Hausthüre gepoltert; ich ging hinunter, zu öffnen; da ſtürzte ein alter, baufälliger Mann herein und jammerte ganz erbärmlich. Ich erkannte ihn ſogleich als Ludwig XVIII., wie er auf den V Fr. thalern abgebildet iſt, und er ſagte mir auch, er ſey Ludwig XVIII., Napoleon ſey von Elba ausgekommen und habe ihn fortgejagt.

Ich erzählte den andern Tag meinen Leuten den wunderlichen Traum und alle lachten und machten die Bemerkung, das wäre ein Spektakel. Aber wie erſtaunten wir, als ſchon nach wenigen Wochen die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt ſich verbreitete, Napoleon ſey von Elba weg, bald darauf, er ſey in Frankreich gelandet. Nun durchkreuzten ſich mancherlei Gerüchte, bald, er rücke immer vorwärts, bald, er ſey geſchlagen, es rücken zahlloſe Truppen von Paris her nach Lyon, wieder, es wehe ſchon die roth und ſchwarze Fahne auf dem Wege zwiſchen Bern und Genf. Es war noch alles in Ungewißheit, als auf einmal der Bericht kam, Napoleon ſey in Hüningen proclamiert. Damit verband ſich das Gerücht, es werde Lecourbe[38]) unverzüglich über Baſel in die Schweiz einfallen, und man wettete ſchon, in 24 Stunden würden wir die Franzoſen in Baſel haben. Bleiche Furcht bemächtigte ſich aller Gemüther, und die ſtille Charfreytagsfeyer ward fürchterlich unterbrochen.

1815. Juni 11. Suſelis[39]) Geburtstag.

So kriegeriſch hatte es von Schweizeriſcher Seite noch nie ausgeſehen wie in dieſem Frühjahre; es hatte endlich die Tagſatzung eingeſehen, daß in einem Kriege, wo Europa gegen ſeinen Dränger, den es abgeſchüttelt hatte, und der nun neuer-

dings ſich erhob, es ſich nicht um jene elende Neutralität handeln könne, die ſie im Spätherbſte 1813 feyerlich proclamiert hatte, ohne ſie handhaben zu können, und war der allgemeinen Völker-Coalition gegen Napoleon beigetreten. [Für das Folgende vgl. Basler Neujahrsblatt 1878.] In und um Baſel lag eine Diviſion eidgenöſſiſcher Truppen. Der brave d'Affry, der Napoleon ſo männlich erklärt hatte, er und ſeine Truppen, die Schweizer, werden den Eid, den ſie Ludwig XVIII. geleiſtet, nicht brechen, war Diviſions-Commandant, unſer Oberſt Lichtenhahn commandierte die Brigade, die in Baſel und hieher der Birs lag, und war zugleich Platz-Commandant von Baſel, der Aargauiſche Oberſt Schmiel[40]) commandierte die Brigade jenſeits der Birs und hatte ſein Hauptquartier in Muttenz. Zürcher, Aargauer, Grau-Bündtner, Walliſer, Teſſiner, Thurgauer, Appenzeller und Waadtländer Truppen lagen nebſt unſerm Basler Bataillon Frey und dem freywillig dienenden Stadt-Bataillon Burckhardt hier und um die Stadt; von der Birs über das Bruderholz und im Halbzirkel fortlaufend bis an den Rhein ſtanden ſie verteilt, waren Schanzen aufgeworfen, Lager geſchlagen, Baracken errichtet und die Gartenhäuschen alle beſetzt. Immer erwartete man einen Überfall Lecourbes, der, im Gebirgskriege bewandert, in die Schweiz einzufallen drohte.

Unter ſolchen Umſtänden war die Erwartung einer Niederkunft allerdings etwas Bedenkliches. Es war ein Sonntag ... da ſchenkte uns Gott das liebe Mädchen, das vom erſten Moment ſeines Daſeyns an immer ein fröhliches Geſicht gemacht hat. Als alles vorüber war, ging ich ganz allein in die Wohnſtube und trank am Fenſter ein Glas Wein. Da ſprengte plötzlich der Reitknecht meines Nachbars, Major Landerers,[41]) mit ſeines Herrn geſatteltem Pferde an den Brunnen; ich öffnete das Fenſter und fragte ihn, was das bedeute. Man wird, ſagte er, Allarm ſchlagen, man erwartet dieſe Nacht den Lecourbe. Das war nun freylich keine Nouvelle für eine Kindbetterin, und doch ſchien mir, ſollte Bine preve-

niert werden auf Trommeln und Schießen; ich that es also so gut als möglich, und es ward sehr gut, ja heroisch aufgenommen. Die Truppen bivouakierten auf dem Münsterplatze, Petersplatze, an den Gräben, rings um die Stadt ertönte im Halbkreise von der Schiffmühle am Rheine bis St. Jakob an der Birs die ganze Nacht hindurch von 5 zu 5 Minuten der Schildwachen Ruf: Schildwach paß auf! Ordonnanzen sprengten durch die Straßen; ich legte mich nun von 2 bis 4 Uhr ein wenig nieder; als ich um 4 Uhr aufstand, sprengte eben Oberst Lichtenhahn mit seinen Adjutanten und Gefolge, von der Posten-Visitation zurückkommend, vorbey; Lecourbe war nicht gekommen zum Troste unserer ganzen Stadt und namentlich meiner guten Kindbetterin.

1815. Juni 25. Unsere Feyer der Schlacht bey Belle Alliance.

Endlich war die frohe Kunde von dem herrlichen Siege bey Belle Alliance hier angelangt, und zugleich wurden mehrere Brücken zum Übergange der Oestreicher über den Rhein geschlagen; es war Sonntag. Wir gingen Abends vor das S. Albanthor, um dem Schlagen der Brücken zuzusehen; in dieser Nacht sollte der Durchzug beginnen. Zu Hause angekommen, wollten wir mit einigen Flaschen Champagner jenen Sieg feyern, da erschien in Uniform auch Schwager Matthaeus; so wenig der friedliche Mahler irgend eine militärische Ader hatte, so voll Eifer hatte er sich in das neue Reservebataillon aufnehmen lassen, so thätig lernte er nun noch exerzieren, und so wol gefiel er sich jetzt in seiner Uniform. Wir waren fröhlich beysammen, bis endlich er auf seinen Sammelplatz und wir zu Bette gingen.

1815. Juni 26. Schlachtordnung der Deutschen auf der Schützenmatte.

Der Schlaf dauerte nicht lange, Schwager Georg holte mich mit grauendem Morgen ab, Süsle kam mit, es galt, etwas zu sehen, das wir in unserm Leben ja noch nicht gesehen hatten, eine Schlachtordnung im Ernste; denn die Sundgauer

drohten mit Widerſtand. Wir gingen vor die Thore, auf allen Matten und Feldern wimmelte es von Truppen. Auf der Schützenmatte ward die Schlachtordnung eben formiert; ein freundlicher, munterer Tyrolerſchütze, als er uns ſah von ferne ſtehen, rief uns, wir ſollten nur näher kommen, man dürfe alles ſehen, und war gar dankbar für eine Pfeife Tabak, welche ich ihm gab. Endlich ging's vorwärts, und es kam uns gar ſonderbar vor, daß der Marſch nicht über die Straße, ſondern, niederhauend den Zaun, quer über Matten und Feld ging. Süſle meinte, es ſey doch etwas Arges um den Krieg. Während mehrere hieſige Leute neugierig den Truppen nachgingen, zogen wir uns zurück in die Stadt und waren kaum drinnen, ſo hörten wir ſchon Kleingewehrfeuer. Ein prächtiges Cavallerie-Regiment, Heſſen-Homburg-Huſaren, zog eben ſingend durch die Stadt. Aber bald zeigte ſich ein anderes Schauſpiel: mehrere Wagen mit Verwundeten kamen hereingefahren, und Georg und ich erkannten gleich unſern muntern Tyrolerſchützen; bald ſah man Burgfelden und die Dörfer umher brennen, gerade wie ich's im Januar im Traume geſehen hatte; denn es hatten die Bauern einzelne Soldaten in Häuſern, auch verſteckt in Fruchtfeldern umgebracht, und es war eine eigene Empfindung, ſo ganz in der Nähe brennen zu ſehen und keine Anſtalten zum Löſchen treffen zu dürfen.

1815. Juni 28. Erſtes Bombardement auf Baſel.

Biſchoff hatte mich von Muttenz aus beſucht, wir gingen Abends fort, ich wollte ihn noch eine Strecke Wegs begleiten, zuerſt aber wollten wir die Anſtalten auf den Schanzen ſehen; als wir eben durch die Lottergaſſe [Spitalſtraße] der St. Johannſchanze zugingen, erſchütterte uns ein gewaltiger Knall, es war eine Hüninger Bombe, die beym Metzgerthurm gerade vor einer St. Galler Schildwache in die Erde ſchlug und wühlte; der Kerl fand, das Ding habe jetzt doch auch wüſt gethan. Mit einem nicht ganz heimeligen Gefühl und doch nicht ohne Leichtſinn zogen wir uns über die

Schanze dem Spahlenthore zu. Dort angekommen, hörten wir eine noch weit ärger thun. Aus Furcht, man möchte Allarm ſchlagen und die Thore ſchließen, mochte ich nicht weiter gehen, und Biſchoff fand, es ſey wol das Klügſte, er ziehe ſich aus der Schußweite ſeinem Muttenz zu; ſo ſchieden wir, und ich beſtieg den St. Leonhardskirchthurm, um dem Bombardement zuzuſchauen; es ſchien aber, als ob der franzöſiſche Commandant Barbenègre entweder ſeinen Bombenvorrath ſchone oder Baſel nur necken wollte; denn es war ein ſehr ſpärliches Bombardement. Als ich vom Kirchthurm herunter heimkam, war eben Herr Weniger von St. Gallen, Sprünglis Aſſocié, in meinem Hauſe, eigens um uns zu beruhigen, indem er vor dem St. Johannthor hinter Erzherzog Johann und ſeinen Officiers hergegangen ſey und von ihnen gelernt habe, wie man die Richtung, die die Bomben nehmen, ihr abmerken und derſelben ausweichen könne; wir hatten noch einen traulichen Abend, er erzählte mancherley Anekdoten von Blücher, mit welchem er früher eine Zeitlang in Hamburg den nämlichen Gaſthof bewohnte.

1815. Juni 29. Erzherzog Johann muſtert die Schweizer bey Allſchwyl.

Es war damals die ganze eidgenöſſiſche Diviſion d'Affry zu dem Belagerungs-Corps von Hüningen beſtimmt; nachher ward aber nur die Brigade Lichtenhahn dazu gezogen, und Schmiel mit ſeiner Brigade mußte zu dem Zuge nach Pontarlier, wo die Appenzeller, St. Galler und Aargauer heerflüchtig wurden. Da nun der Erzherzog Johann Commandant dieſer Belagerung war, ſo hielt er an dieſem Tage eine große Muſterung über die ganze Diviſion, bey welcher Züricher, Basler und Luzerner Artillerie, Züricher und Walliſer Scharfſchützen nebſt den früher genannten Infanteriebataillonen ſich beteiligten, welchen ſich freywillig das hieſige Stadt-Bataillon Burckhardt, welches der Erzherzog aus Vorliebe „ſein Bataillon“ nannte, anſchloß. Es war dieſe Muſterung auf dem Allſchwylerfelde für uns Basler um ſo viel intereſſanter,

als wir noch nie ſoviele eidgenöſſiſche Truppen beyſammen geſehen hatten.

1815. Juli 26. Hauptbombardement auf Baſel.

Man war an die kriegeriſche Zeit ganz gewöhnt, und während die ganze Schweiz für Baſel fürchtete; fürchtete man ſich nirgends weniger als in Baſel ſelbſt. Barbenègre hatte zwar ſchon einige Male unter Androhung eines neuen Bombardements unverſchämte Geldforderungen an Baſel gemacht, welche aber gebührend zurückgewieſen wurden.

Eben waren wir vom Mittageſſen aufgeſtanden, und der alte Gärtner Witſchy ſtand mit der Zeitung in der Hand am Fenſter, als ein furchtbarer Knall ganz in der Nähe unſers Hauſes uns auffagte; wir hielten alle dafür, es ſey der Pulverthurm auf der St. Leonhards-Schanze in die Luft geſprungen. Es zeigte ſich aber bald, daß es eine Bombe war, die über der Höhe des Haaſiſchen Gartens [Leonhardſtraße 1] zerſprang; wir eilten auf den oberſten Eſtrich und ſahen noch mehrere in Häuſer der Stadt fahren und Rauch aufſteigen; als aber noch eine ganz in der Nähe des Tagloches, unter welchem wir zuſchauten, in der Luft zerplatzte und die Stücke umherſchleuderte, da fanden Witſchy und ich, hier ſey nicht mehr gut ſeyn; denn eine Ohrfeige von ſolch einem Bombenſtücke müßte doch noch derber ſeyn als weiland vom Magiſter Stähelin; wir gingen alſo hinunter, und ich ſagte zu dem jungen Studenten Fürſtenberger, der eben bey mir logierte: hier ſind wir nicht mehr ſicher; einer von uns muß jetzt meine Frau und Kinder in Sicherheit zu Schwager Georgs führen, der andere hier dem Hauſe hüten. Er war gleich zu dem erſtern geneigt — ich aber blieb mit Witſchy im Pfarrhauſe, bis das Bombardement vorüber war. Es ging Gottlob! ſo glücklich vorbey, daß mir nachher eine alte, kranke Frau ſagte: Gott hat uns recht behütet und ſeine Engel haben den Lauf der Bomben gerichtet; denn wenn wir ja ſchon die Bomben in Hüningen geholt und in Baſel abgelegt hätten, wir hätten ſie nicht viel anders ab-

gelegt, als es jetzt durch die Luft geschehen ist. — Wirklich war der Schade unbedeutend, niemand ward getödtet, zwei einzige Menschen leicht verwundet und einige Dächer und Zimmer zerschmettert.

1815. Aug. 20. Rechenlöse auf dem Lauwilberge.

Dießmal war ich nicht von Lone, sondern von ihren Lehenleuten, des alten Jöris, eingeladen; das Emden war zu Ende, und sie feyerten die Rechenlöse, auch Lone und alle Kinder waren Gäste. Es war ein schöner Sonntag-Morgen; ich ging [als Gast von Pfr. Stückelberger in Reigoldswil] gleich nach dem [zur Kur gebrauchten] Pyrmonter-Wasser hinauf und spazierte dann mit Lone über die Lauwilerweide, wir setzten uns beim Galmhüttlein nieder; man läutete zu Bretzweil eben in die Kirche, wir schauten oben herunter zu, wie die Leute herzuwallten, wie sie sich auf dem Kirchhofe versammelten und warteten, endlich alles hineindrückte; denn es kam der wolehrwürdige Herr, wir sahen ihn in seinem gravitätischen Schritte zur Kirche hineinschreiten; wir waren dießmal andächtiger im schönen Tempel, den Gott erbaut hatte, als wir es wahrscheinlich bey einer aufgewärmten Predigt des Herrn Decan gewesen wären. Wir kehrten endlich langsam wieder heim, wo die alte Frau Lisabeth mit Backen und Braten alle Hände voll zu thun hatte. Endlich setzte man sich zu Tische in der Lehenstube, wir mußten obenan, dann Jöris, dann all die Knechte, Mägde und Ember und Emberinnen, die an der Arbeit mitgeholfen hatten. Der Tisch brach beynahe unter der Last von Schüsseln, den ungeheuern Braten und den Bergen von Kuchen. Es war bey weitem nicht so laut an diesem Tische, als es an einem ähnlichen oder auch an einem kleinern in der Stadt ist; aber da es diese Leute für eine Verachtung ansehen, wenn man nicht recht viel ißt, so war ich in dieser Hinsicht mit meinem gewöhnlich sehr kleinen Appetit in einem qualvollen Zustande an diesem Tische, und Lone mußte, so oft mir wieder zugesetzt wurde, dadurch mein Fürsprech werden, daß sie denn

allemal demonſtrierte, wie ich droben an ihrem Tiſche nicht halb ſoviel eſſe, als ich hier bereits gegeſſen hätte, daß es mir, wie es ſcheine, hier viel beſſer behage als droben bey ihr u. ſ. w. Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung, und wir gingen hinaus auf die Terraſſe und ſchauten nun zu, wie die luſtigen Emder und Emderinnen auf den abgemähten Matten ihre fröhlichen Spiele trieben. Abends ging ich wieder nach Reigoldswil.

1815. Aug. 23. Ausſicht von Heidenſtatt aufs Bombardement von Hüningen.

. . . Heute früh erzählten die Reigoldswiler Bauern, wie ſie auf Heidenſtatt geweſen und dem Bombardement zugeſchaut hätten! zugleich wurden, wie es in ſolchen Zeiten üblich iſt, Mordjo-Nouvellen verbreitet, wie Baſel brenne u. ſ. w. Dieſe wußte ich freylich zu würdigen, doch drängte es mich, auf den Berg zu kommen, um Heidenſtatt nahe zu ſeyn, wo man Baſel und Hüningen deutlich ſah. Ich ging alſo hinauf und fand Briefe droben für Lone und mich, wie geſtern das Bombardement begonnen, wie aus der Batterie Apollo in Kleinhüningen unſere Basler (Hauptmann Preiswerk[42]) und Lieutenant Müller und Wieland) die erſten Bomben hinübergeworfen u. ſ. w. Ich beſchloß, nun für einige Tage da zu bleiben, und Groß und Klein nahm meinen Entſchluß mit Freuden auf. Wir machten uns auch bald nach dem Mittageſſen auf den Weg, um ſo viel behender, weil eine friſche Nouvelle verkündete, Baſel brenne. Wir ſtiegen über Ulmatt und Aleten auf die Heidenſtatt und hatten gerade heitere Ausſicht. Mein erſter Anblick war die St. Leonhardskirche, deren Nähe wenigſtens ganz frey von Rauch war; bald ſahen wir überhaupt, daß der Rauch nicht über der Stadt liege, ſondern über Hüningen, und kaum waren wir einige Minuten da, ſo ſahen wir in Kleinhüningen den Blitz und hörten drauf den Kanonendonner, und ſo ſahen wir den ganzen Abend, wirklich weit vom Geſchütze, dem Bombardement zu und überzeugten uns, daß Baſel kein Unglück begegnet ſey. Getroſt machten wir

uns also auf den Heimweg und trafen noch verschiedene Landleute, welche hinaufstiegen, um die Nacht da oben zuzubringen, andere gingen weiter bis auf den Dornacherberg, um das Bombardement näher zu sehen ....

1815. Aug. 24. Mit Stückelbergers auf Heidenstatt, das Bombardement zu sehen.

Wir stiegen Morgens, weil die Bauern von der Nacht wieder eine Menge Schrecken erzählten, die sie wollten gesehen haben, wieder hinauf über das Schlatt und wendeten uns nun der obern St. Romey-Melchhütte zu, wo man auch auf Basel sieht, sahen aber wie gestern bloß den Rauch einzelner Schüsse; dann wanderten wir über Geitenweid auf den Bürdenboden, wo wir stark schießen hörten und ebenfalls eine freye Aussicht nach Basel und Hüningen hatten. Wir verweilten lange dort, weil aber Lone Stückelberger zum Mittagessen eingeladen hatte und darum noch einiges rüsten mußte, so mußten wir früher, als uns lieb war, und unter Protestation der Kinder unsern schönen Platz verlassen und der Heimat zuwandern. Stückelbergers erschienen nach 11 Uhr, wir saßen bey einander bis zum Mittagessen und theilten uns die beyderseits erhaltenen politischen Neuigkeiten mit, welche darin übereinstimmten, daß nun auch auf dem linken Rheinufer der Festung näher gerückt werde, und sie sich wahrscheinlich nicht lange mehr werde halten können. Als wir am Nachtische saßen, hörten wir wieder schießen; Stückelbergers hätten nun auch gern zugesehen, wir stiegen also nochmals auf die Heidenstatt hinauf und lagerten uns lange daselbst, dem gegenseitigen Schießen zuschauend.

1815. Dec. 1. Georg [Müllers] Begräbniß.

Es hatte, so sehr wir alle uns seiner Erlösung freuten, dieser Tod eine gewaltige Lücke in unsern Familienkreis gerissen. Alle Morgen war in Georgs Ladenstübchen politische Zusammenkunft gewesen. Balthasar Götz fehlte schon seit vielen Jahren nie, auch Marstaller Fäsch, ferner Doct. Stückelberger, so lange er lebte, und dann mehrere Nachbaren. Da lagen während des Kriegs die Charten auf-

geſchlagen auf dem Tiſche, die Stellungen der Armeen bezeichnet und täglich nach den Zeitungen verändert. Bulletins wurden mitgebracht, alles behandelt, die Parthie der Franzoſen und der Revolution mußte jedesmal unterliegen. Alle Abende kamen dann wir entweder in Familie oder ich allein hin, und unter Geſpräch und häuslicher Arbeit — wie oft half ich Kaſtanien ſchneiden — verging unvermerkt die Zeit. Aber dieſer Lücken ungeachtet, die ſo fühlbar waren, wer wollte nicht gerne dem armen Dulder[43]) die Ruhe gönnen, die er gefunden hatte? Ich wählte ihm zum Leichentexte die Worte: Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten und hielt ihm mit ſehr bewegtem Herzen darüber eine Leichenrede, begleitete ihn dann zu ſeinem Grabe und fühlte, als ſie ihn einſenkten, die wohlthätige Bedeutung der Worte:

Im Grabe iſt Ruhe!

[Für die nun folgenden Mitteilungen ſteht einzig das Tagebuch zur Verfügung.]

1816. Der Frühling des Jahres 1816 gewährte mir wieder manche erhebende Freude. Durch den Tod unſers wahrhaft wohlehrwürdigen Archidiacons Stückelberger, des Vaters unſers Carl, deſſen Andenken je und je unter uns im Segen bleiben wird, ward unſer Burckhardt, den das Nervenfieber im Februar dieſes Jahres an den Rand des Grabes gebracht hatte, zu dieſer Stelle befördert, und ſo erhielt ich einen Freund und bewährten Bruder mehr in der Stadt.

. . . . Eine ſchwere Prüfung wartete mir abermahls: Bine ward krank und zwar ſo krank, daß, als wir am 24. Juni nach Muttenz verreiſen ſollten, wo wir mit unſrer ganzen Familie uns bey Biſchoffs einquartierten, meine Mutter und die Schweſtern die Abreiſe mit den Worten mißrieten: wir bringen Bine nicht lebendig nach Muttenz. Bine beſtand auf der Abreiſe, auch der Doctor hoffte Gutes von der Veränderung der Luft, wir fuhren ab, und Gott ſchenkte meiner Bine Beſſerung. In Muttenz trank ich wieder das Pyrmonter Waſſer; 4 Wochen

lang lebten wir mit Biſchoffs traulich zuſammen, nachher verreiſten Biſchoffs nach Bern, und noch 4 Wochen blieben wir allein in Muttenz. In dieſen letzten 4 Wochen ging ich alle Morgen nach Baſel und Abends wieder nach Muttenz, weil ich in Baſel neben meinen Geſchäften auch die Amtsfunktionen Herrn Pfarrer Falkeyſens[44]) verſah, welcher auf's Land verreiſt war. Oft ward mir dieſe Wanderung beſchwerlich wegen des beſtändigen Regenwetters, welches dieſen ganzen Sommer ſo beſtändig anhielt, daß wir nicht ein einziges benachbartes Dorf beſuchen konnten, und daß der Knecht im Pfarrhauſe zu Muttenz ſagte: das Waſſer ſchaue zum Boden heraus.

Gegen Ende Auguſts zogen wir wieder nach Baſel. Bald änderte ſich mein Berufsleben in ſeinen collegialen Verhältniſſen gänzlich. Freund Wenk,[45]) welcher als Commun. Diac. mir ein recht treuer Gehülfe von bewährter Freundſchaft geweſen war, war einige Tage früher als Pfarrer nach Riehen erwählt worden. An dem Abend unſerer Rückkunft nach Baſel ſtarb mein lieber College und Verwandter Pfarrer Holzach zu S. Eliſabethen, und am 10. September ward vollends H. Pfarrer Falkeyſen zur Pfarrſtelle am Münſter und einige Wochen ſpäter zum Antiſtitium berufen. Und ſo ſtand ich denn allein, von 3 Collegen, die mit mir an einer Kirche gearbeitet hatten, verlaſſen und hatte ganz neue Umgebungen zu erwarten.

Mit Thränen empfing mich Falkeyſen, Thränen hemmten meine Stimme, als ich ihm gratulieren wollte; ich fühlte in dieſem Augenblicke dunkel, was ich ſpäter von Tage zu Tage deutlicher einſah: was ich in ihm verloren habe. Nun gab es wegen der Wiederbeſetzung der Pfarrſtelle zu S. Leonhard innere Kämpfe. Ich wäre ſo gern darüber ruhig geweſen, leider! war ich's Anfangs gar nicht, war im Gegentheil oft recht leidenſchaftlich. Auf der einten Seite wollte mich oft die Einrichtung ungerecht dünken, daß die Gemeine nicht, wenn ſie mit ihm zufrieden ſey, ihren Helfer zum Pfarrer wählen dürfe,

ſondern gezwungen ſey, einen andern, ihr fremden mit in die Wahl zu ziehen und die Entſcheidung dem Looſe zu überlaſſen, da ich um vieler Fälle willen dieſe Entſcheidung nicht als göttlich betrachten konnte. Zudem weckte der Gedanke: als Pfarrer wäreſt du unabhängig, als Helfer wirſt du, je nachdem einer Pfarrer wird, vielleicht abhängiger, als du es je bisher wareſt, oft den Wunſch: wenn du nur Pfarrer wäreſt! Dazu kam noch der Vorzug, dann im Kirchenrath zu ſitzen, wo eine freymüthige Stimme oft Noth thut, nach welchem aber noch mehr meine Eitelkeit gelüſtete. Auf der andern Seite war mir aber der Gedanke: wenn ich Pfarrer würde, aus der Kinderwelt geriſſen zu werden und Kinderlehre und Unterricht aufgeben zu müſſen, ein wahrhaft fürchterlicher Gedanke, und der laut ausgeſprochene Wunſch der Jugend unſrer Gemeine: wenn wir nur unſern Lehrer nicht verlieren! mußte mir meine bisherige Stelle recht lieb machen . . . .

Am 10ten October war die Pfarrwahl; mit unruhigem Herzen betrat ich noch die Kirche. Der Herr erhörte mein Gebet um Ruhe herrlich; denn ruhiger hab' ich noch keine Predigt gehalten als dieſe Wahlpredigt. Die Liebe, welche mir meine Gemeine dadurch bewies, daß ſie mich auf eine ſo ausgezeichnet ehrenvolle Weiſe den erſten in die Wahl berief, rührte mich tief, der 2te war H. Pfarrer Herzog,[46]) welcher 8 Jahre früher mit mir für das Diaconat in der Wahl geweſen war, und ihn berief jetzt das Loos zum Pfarrer. Wenn ſich, was Gott Lob! der Fall nicht war, je noch eine Niedergeſchlagenheit über dieſen Ausgang der Wahl hätte bey mir einſtellen wollen, ſo hätte ſie zerſtreut werden müſſen durch den Jubel der Kinder der Gemeine, welche in frohen Gruppen laut riefen: jetzt behalten wir unſern Lehrer! Niedergeſchlagener als ich war Freund Biſchoff, welcher mit großer Ungeduld der Wahl beygewohnt hatte . . . .

Im November des Jahres 1816, eben als der ſo ſelten mehr geſehene Sprüngli auf einen Beſuch hier war, fing ich meine akademiſchen Vorleſungen über die chriſtliche

Kirchengeſchichte an und fühlte bey der außerordentlichen Mühe und Arbeit, welche mich das Rüſten auf dieſe Vorleſungen koſtet, auf's neue ſchmerzhaft, wie gewiſſenlos ich die Zeit meiner akademiſchen Studien verſäumt und mißbraucht, und noch nie betrat ich den theologiſchen Hörſaal, ohne durch den eifrigen Fleiß der jetzigen Studenten auf eine beſchämende Weiſe an dieſe Verwahrloſung meiner Zeit erinnert zu werden.

1817. Eine ernſte, ſchwere Zeit drückte uns in dieſem Winter und Frühling. Mangel an den nöthigen Lebensmitteln und unerhörte Theuerung laſtete auf der Mittel-Claſſe und den Armen, erzeugt durch die Unfruchtbarkeit des Jahres 1816 und den Wucher vieler Reichen; oft ward mir mein Amt ſchwer, wenn ſo viele Arme (ich zählte in meinem Hauſe in einem Tage 67) den Pfarrern ihre Noth klagten und Hülfe ſuchten. Gottlob! unſre Vaterſtadt hat vieles für ſie gethan und ſich auch in dieſer Zeit (beſonders auch gegen die Armen des Cant. Glarus) als die wohlthätige bewährt.

Eben auch mit Biſchoff mit welchem ich ſchon ſo manche nähere und fernere Gegend durchwandert hatte, machte ich Ende Juli einen weiten Spaziergang, der mir vieles Vergnügen und erfreuliche Erquickung nach ſo ſchwerer Zeit verſchaffte. Wir verreiſten am 21. Juli über Augſt, Arisdorf, Winterſingen, Buus, das Farnsburger Schloß, Ormalingen, Rothenfluh, weil Biſchoff dieſe Gegend des Baſelbiets nicht kannte, und beſuchten alle dortigen Pfarrer. Von da lenkten wir über Oltingen, Kilchberg und Rümlingen nach der Landſtraße ein, gingen über den Hauenſtein nach Olten, von da nach Aarau und von Aarau zurück nach Entfelden und Rothriſt nach Niederwil, wo wir bei Pfr. Boßardt und ſeiner liebenswürdigen Gattin einen frohen Raſttag hielten; einen zweiten hatten wir bey Oncle Bachofen[47]) in Wynau, welcher uns in das Kloſter St. Urban führte, wo wir von dem alten und neuen Abte Glutz und Pfluger gaſtfrey aufgenommen wurden, an dem müßigen Schlemmerleben aber wenig Behagen fanden

Dann wanderten wir wieder das liebliche Emmenthal

hinauf nach Eriswil zu Biſchoffs Vetter, Pfr. Bruſch, welcher uns aller Schwärmerey ungeachtet recht freundlich empfing. An einem ſchönen Sonntagsmorgen wanderten wir von ihm über Berge und Felſen durch das romantiſche Sumiswald und Trachſelwald nach Lauperswil, von wo wir noch Mittags eine fröhliche Fahrt mit Pfarrer Hopf nach dem ſchönen Langnau machten. Am folgenden Morgen hatte ich die Freude, den herzigen Dichter Kuhn[48]) in ſeinem Pfarrhauſe zu Rüderswil zu beſuchen. Mit dem aus Biſchoffs Jugendgeſchichte ſo intereſſanten .... [unleſerlich] ſpieſen wir in Oberburg zu Mittag, beſuchten noch Burgdorf und wanderten dann nach Hindelbank zu dem jovialen Pfarrer Jäggi, den folgenden Morgen nach Bern zu Biſchoffs Schwager Frey, Abends hinaus zu ſeinen biedern Schwiegereltern in der Rüti, den folgenden Nachmittag über Hofwil wieder nach Hindelbank zu Jäggi und mit ihm Tags darauf über Fraubrunnen nach Leuzingen zu Pfr. König, Abends über Solothurn nach Wietlisbach und dann über Mümliswil und Reigoldswil fröhlich wieder zurück.

Noch im Spätjahr 1817 erfuhr ich durch eine Überraſchung große Freude. Ich war am 31. October mit Biſchoff und Pfr. Fritz Merian[49]) in Weil geweſen, das Reformationsfeſt der Teutſchen mit anzuſehn, ſpät kam ich mit Biſchoff zurück und war noch nicht lange hier, als Burckhardt mit einem Fremden kam; es war Spleiß[50]) von Schaffhauſen. Bey unſrer erſten Bekanntſchaft 1805 hatten wir beyde uns gar nicht verſtanden, nachher, weit aus einander gerückt, uns nur zuweilen für flüchtige Stunden geſehen. Nun kam er, uns zu beſuchen; durch die weiten Irrgänge der Schellingiſchen Naturphiloſophie war er unterdeſſen, verſehen mit eben ſo genauer in der Welt gelernter Menſchenkenntnis, als mathematiſchem, in ihm wohnenden Scharfſinn zurückgekehrt zu der lautern, frohen Einfalt des Evangeliums, und ich freue mich der ſchönen Tage, welche ich durch ſeinen wiewohl kurzen Aufenthalt hier in Baſel genoß ....

1818. Ich hatte dort [in der Sommerfrische] Anfangs einige unruhige Tage um eines Gewissensfalles willen. Schon seit mehreren Monathen war ich auf Einladung Herrn Pfr. Wicks[51]) jenem Vereine beigetreten, welcher in Verbindung mit einer zu errichtenden Armen-Schule ein Schullehrer-Seminar im evangelischen Geiste des Missions-Instituts bilden wollte. Solange der Grundsatz angenommen war und blieb: nichts übereilen noch erzwingen zu wollen, sondern die Sache als ein Senfkorn in den Boden zu legen und stille abzuwarten, was der Herr daraus machen wolle, so lange war mir wohl in diesem Vereine; aber ich merkte, daß auch hier das Menschliche einschlich unter der Maske des Göttlichen, es waren Glieder unter uns, die, gewiß in frommer Absicht, das langsam reifende Senfkorn mit Ungeduld hervorziehen wollten, daß es größer werde; es wurden Projekte ins Große gemacht, ohne daß Freund Burckhardt (auch Mitglied des Vereins) und ich davon benachrichtigt wurden, und als man die Sache reif glaubte, hieß es: der Herr habe gefügt ꝛc. ꝛc. Seit dieser Zeit fühlte ich mich nicht mehr heimelig in dem Vereine; denn auch das halte ich für Mißbrauch des Nahmens Gottes, wenn der Herr immer soll gemacht haben, was wir selbst aus menschlichen Absichten ersannen und machten, und es entstand ein Kampf in mir. Bleiben konnt' ich nicht mehr mit ganzem Herzen, und zog ich mich zurück, so konnte es mißdeutet werden, als sey die Sache selbst mir zuwider, für welche ich doch die reinste Achtung trug. Doch siegte der Entschluß, mich zurückzuziehen, über jede Bedenklichkeit und ich schrieb den Absagungsbrief. Als ich ihn geschrieben hatte, erhielt ich einen Brief von Freund Burckhardt, welcher, ohne etwas von mir zu wissen, den gleichen Schritt gethan hatte. So übel uns derselbe auch gedeutet ward, ich war von Stunde an wieder ruhig; denn ich hatte meiner Überzeugung gemäß gehandelt.

1819. Das Jahr 1819 eröffnete sich mit Zubereitung und am 3. Januar mit der Feyer des erhebenden Reformationsjubelfestes. So feyerlich dasselbe war, noch

weit rührender war für mich die große Kinderlehre, die ich an der Octave des Festes am 10. Januar zu halten hatte, und die darauffolgende Austheilung neuer Testamente. Und Gott Lob! es hatte die gesegnete Wirkung, daß seitdem die Kinderlehren fleißiger besucht wurden und manchem ein wohlthätiger Eindruck zurückblieb.

1821. Es war dieses Jahr ein Jahr angestrengter Arbeit und Versuche aller Art. Das 18te Jahrhundert, das ich in meinen akademischen Vorlesungen über Kirchengeschichte [bis zum Amtsantritt von Prof. De Wette] zu behandeln hatte, machte mir viel Mühe. Nicht weniger die Correctur der hebräischen Bibel bey meiner Schwäche im Hebräischen . . . .

Eine Erholung war mir im März ein 2tägiger Aufenthalt in Zyfen bei Linder, obgleich wir dort mit Bischoff, Stückelberger und Ecklin an dem projektierten Gesangbuch fürs Land beständig arbeiteten, ferners die Bibel- und Missionsfeste im Juni, bey welchen ich die Freunde Spleiß und Lang wieder sah, eine Fahrt mit Burckhardt nach dem Falkenrain, wo wir nebst LaRoche die Freunde aus dem Waldenburger Capitel wieder antrafen, und ein Spaziergang mit Bruckner[56]) in Binningen, der auch mein näherer Freund geworden, nach Benken, hauptsächlich die genußreichen Stunden mit meinem einzigen Bischoff, mit welchem ich so oft die Stunden glücklicher Jugend in der Erinnerung wieder genoß.

Erst Ende Augusts kam ich dazu, einen Ausflug machen zu können, und zwar eben mit meinem Bischoff. Wir wanderten, fröhlich wie immer, nach Zyfen und Reigoldswil, auf den Weißenstein, dann in die Verena-Einsiedeley und zurück nach Wallenburg, von wo Bischoff nach Hause reiste wegen der Verena-Communion. Ich half Meyer in Wallenburg und Bernoulli[52]) in Benweil functionieren genoß bey beyden süße Freundschaft, auch bei Wenk in Rümlingen, von wo ich auf den Bethtag wieder nach Basel reiste. Hier überraschte

mich Schweſter Trinzi, welche ſchon 8 Tage auf mich wartete. Nach dem Bethtage reiſte ich wieder zu den Pfarrern in Buus, Winterſingen, Rothenfluh und Oltingen, traf bey der Rückkehr auch Zollikoffer an, den Fröhlichen, Redlichen, mit welchem dießmahl auch Bine einen Ausflug nach Wynau wagte. Wir genoſſen liebliche Tage, bis die theuern Geſchwiſter Ende September wieder abreiſten.

Am Ende des Jahres 1821 keimte die erſte ſchöne Blüthe einer Pflanze hervor, deren Saame die auf voriger Seite erwähnten Bibel- und Miſſionsfeſte ausgeworfen hatten. Als nähmlich an einem jener ſchönen Tage im Juni LaRoche, Burckhardt, Biſchoff, Stückelberger und ich Abends von Klein-Riehen nach Hauſe ſpazierten, äußerte LaRoche den Wunſch, wir Freunde, durch Berufsgeſchäfte und Familienverhältniſſe ſo ſtrenge zurückgehalten in dem angewieſenen Kreis, ſollten uns doch zu beſtimmten Zeiten ſehen und genießen, ſowohl um durch ſolche Stunden die alte Freundſchaft zu wärmen, als auch um uns gegenſeitig zu fördern auf dem Wege nach dem Einen Ziele.

Dieſen Gedanken auffaſſend hatte ich daran gearbeitet, in ſolchem Sinne etwas zu Stande zu bringen, es gelang uns, und am 6ten December dieſes Jahres verſammelten ſich zum erſten Mahle in meinem Hauſe LaRoche, Burckhardt, Biſchoff, die alten Bewährten, und Theophil Paſſavant,[54]) unſer Commun. Diacon., der, unſer Altersgenoſſe, dieſes Jahr erſt unſer Freund geworden war, weil er früher als Kaufmann uns fremd geweſen, nun als Theologe, ſobald wir ihn kannten, unſerm Herzen unausſprechlich theuer ward, durch ſeine Amtsſtellung [als proviſoriſcher zweiter Helfer zu S. Leonhard] mir beſonders in lieblichen Verhältniſſen näher getreten. Unſer Zweck war und iſt einfach dieſer: in kleiner, beſchränkter Zahl (im Juni 1822 trat noch Bruckner in Binningen zu uns) monatlich Ein Mahl abwechſelnd bey einem unter uns zuſammenzukommen, 2 bis 3 Stunden dem Leſen und gegenſeitigen Mittheilungen über irgend ein bibliſches Buch (vor-

erſt den 1ten Pauliniſchen Brief an Timotheus) zu widmen und dann bey ganz einfachem freundſchaftlichem Nachtmahle uns an dem Genuſſe alter, immer treuer Liebe zu erquicken: noch nie waren wir ſeitdem bey einander ohne Genuß und innige Freude.

1822. Am 9ten Januar wohnten Burckhardt, Biſchoff und ich auch einer der ſchon früher bey den Landgeiſtlichen eingerichteten Conferenzen bey Freund Wenk in Riehen bey, allein, ſo freundſchaftlich wir uns auch hier aufgenommen fühlten, ſo lebhaft mußte ich mich überzeugen, daß ich als wirkliches Mitglied denſelben nicht beywohnen könnte, weil die Herrnhutiſchen Expectorationen mir etwas Unmögliches wären.

Das Jahr 1822 hatte durch De Wettes Erwählung zum Profeſſor der Theologie in Baſel bedeutenden Einfluß auf mein theologiſches Studium. Die Abſicht, welche diejenigen hatten, die De Wetten beriefen, kann ich nicht als gut anerkennen; ſie kannten ihn viel zu wenig und wünſchten ihn — das bewieſen ihre Aeußerungen — bloß um ſeines Rufes als Neolog willen, hieher nach Baſel, aus Feindſchaft gegen die alte Orthodoxie ſowohl, als überhaupt gegen alles, was nicht vom Rationalismus ausgeht. Eben ſo hinterliſtig und unehrlich war die Art ſeiner Erwählung ſelbſt.

Ich mußte deßwegen die herrliche Freymüthigkeit, den Ernſt und die Liebe hochpreiſen, mit welcher La Roche, gegen eine Wahl in ſolchem Sinne und Geiſte vor Erziehungsrath und vor Rathe proteſtierend, auftrat, und De Wette ſelbſt und unſere Nachkommen können ihm ihre Achtung nicht verſagen, ſo hämiſch ihn auch die inſolente Intoleranz unſerer Rationaliſten zu verleumden ſuchte.

Da ich mich aber ſchämte, ein Urtheil über einen Mann zu fällen, den ich bloß aus einigen Flugſchriften kannte, ſo fühlte ich bey dieſem Anlaſſe auf's neue, wie weit ich in unſrer neuen theologiſchen Litteratur zurückſtehe. Ich ſchaffte mir alſo nun auch die De Wettiſchen Schriften an, wie ich, ſeit einiger Zeit durch Paſſavant mit ihm bekannt geworden, mir mehrere

andere angeſchafft hatte. Da nun mit Ende Aprils in Folge von De Wettes Ernennung mein kirchenhiſtoriſches Lectorat bey hieſiger Univerſität aufhörte, und ich dadurch Zeit gewann, ſo fing ich fleißig an, die De Wettiſchen Schriften zu ſtudieren. So wenig ich jeden Frevel jener Kritik billigen kann, welche, ohne auf irgend einigem ſoliden Grunde zu ruhen, ſich anmaßt, das Wort Gottes auf ſo willkürliche Weiſe zu meiſtern, ſo wenig ich mißkennen konnte, wie De Wette hier und da Realitäten zu Idealen macht, ſo ſehr fühlte ich mich dadurch angezogen, daß er doch (wenn auch nur als Ideal) verehrt, was viele ſeiner Zeitgenoſſen verſpotten, und daß er, wo er auch wankt, doch der Wahrheit entgegen die Arme auszuſtrecken mir ſcheint, und ſo viel ich las, las ich nicht ohne Gewinn.

Ein anderes liebliches Geſchäft war mir die — vorläufig noch eigenmächtige, nur durch innere Aufforderung und die Schläfrigkeit des Antiſtitiums, welches die Commiſſion, zu welcher auch ich zu dieſem Geſchäfte ernannt ward, noch nie verſammelte, unternommene Sammlung und Bearbeitung einer neuen Kirchenagende oder vielmehr Erweiterung der alten. Die Morgenſtunden, die ich von 4 bis 7 Uhr auf dem Landgute des ehrwürdigen von Brunn, Vaters, mit dieſem theuern Collegen an dieſem Geſchäfte zubrachte, waren mir lieblich ſchöne Stunden.

Am 5. Auguſt trat ich mit Freund Burckhardt wieder eine Schweizerreiſe an; ich hatte im Sinne, bey meinen Lieben in St. Gallen, und er in der Nähe im Appenzellerlande wieder eine Pyrmonterwaſſerkur zu gebrauchen. Wir fuhren in einem Tage nach Hallau, wo wir bey Schenkels Nachtquartier nahmen und am folgenden Tage über den Berg nach Wyl im Cant. Zürich wanderten auf Beſuch zu Burckhardts Schwager, Pfr. Oeri,[57]) von wannen ich meinem Freunde Hartmann in Eglisau geſchwind einen Handſchlag brachte. Dann wanderten wir über das Kloſter Rheinau zu dem biederherzigen Simmler in Trüllikon, der uns den Tag darauf, nachdem er uns von ſeinen Höhen einen Blick in die Alpen hatte

werfen laſſen, auf Rutſchweil zu Freuler begleitete, deſſen liebenswürdige Frau ich noch nicht geſehen hatte. Solches Wiederfinden, und wenn es auch nur Stunden lang dauert, iſt gar köſtlich. Endlich langten wir in St. Gallen an, wo ſchon am erſten Nachteſſen Burckhardt das Verſprechen ablegen mußte, auch hier zu bleiben.

Dießmal war Sprüngli[58]) auch hier und wohnte auf dem Landgute ſeines Aſſocié, Hrn. Wenigers, dem Harfenberge, nach deſſen Garten wir alle Morgen, wenn es das Wetter erlaubte, unſre Pyrmonterflaſchen mitnahmen und dort unſere Cur tranken. Wir genoſſen mit den Freunden ſelige Tage in den herrlichen Umgegenden St. Gallens und dem lieblichen Appenzellerlande, beſonders zeichnete ſich aus ein Beſuch bey unſerm alten Univerſitätsfreunde Pfr. Frey in Schönengrund, einer bey unſerm noch frühern Jugendfreunde, Pfr. Kürſteiner[59]) in Heiden, und eine Alpenreiſe auf den Hohen Kaſten und Kamor.

Endlich am 22ten reiſten wir nach genußvollen Wochen wieder ab, der theure Hausmann[60]) mit uns, abermals über Schönengrund, von wannen uns Frey nach Peterszell führte; wir übernachteten in Wattwyl, ſetzten uns dann in die Glarnerpoſt, fuhren bis Schännis und wanderten wieder zu Fuße nach Glarus. Von da durch's ſtille Klönthal, über den Pragel und durch's Muottathal nach Schwyz. Mit Hausmann allein, während Burckhardt die Hedlingerſche Medaillenſammlung nicht verlaſſen konnte, an einem herrlichen Nachmittage längs dem Lowerzerſee hin und nun hinauf auf den einzigen Rigi, wo wir auf dem Kulm uns ein Quartier erzwingen mußten, weil der heſſiſche Erbprinz mit Gefolge auch da war. Erſt beym Sonnenaufgange fanden wir Burckhardt wieder und wanderten dann mit ihm Bergunter nach Wäggis, fuhren hinüber nach Stanzſtad, ſpieſen in Stanz zu Mittage und fuhren dann nach Luzern, wo wir uns von Hausmann trennten und am 2ten September wieder in Baſel anlangten.

Über die mannigfaltigen Verkümmerniſſe [„kollegialer“

Natur] meines Amtes entſchädigte mich ganz beſonders die treue Anhänglichkeit mehrerer früherer Zöglinge, männlichen und weiblichen Geſchlechtes, die ſie mir fortwährend bewieſen. Einer derſelbe, der lange kränkelnd, in düſterm Trübſinne von ſeinen Verwandten nicht verſtanden, mich vor Jahren ſchon darum gebeten hatte, ihm, da er vater- und mutterlos war, das Verſprechen in ſein Stammbuch niederzuſchreiben: ich wolle ſein Vater ſeyn, hatte Monate lang mit dem Gedanken an Selbſtmord kämpfend, Gift bey ſich getragen und auf meinen Argwohn hin mir gebeichtet, mir das Gift gegeben zugleich mit dem Verſprechen, dieſen Gedanken ganz niederzukämpfen, hatte nach vielen Religionszweifeln den Verſuch gewagt, da er nicht nöthig hatte, auf bedeutenden Erwerb zu ſehen, in einer Anſtalt zur ſogenanten Verbreitung des Reiches Gottes zu arbeiten, ſich aber bald, da er die „Kinder Gottes“ im Alltagskleide kennen gelernt hatte, zurückgezogen, nun den Glauben gefunden, umfaßt, bewahret, und iſt zu Ende dieſes Jahres [1822] mit einer herrlichen Freudigkeit geſtorben.

1823. Ein herrlich ſchönes Kind war unſere Caroline [geb. 1822] aufgewachſen, geſund und freundlich der Vollendung des erſten Jahres entgegengereift, als auf einmal, man hatte es eben aus der lieblichen Mayluft heimgebracht, eine Gehirnentzündung es überfiel und Dienstag Morgens am 6ten May wir es wieder heimgeben mußten. Fürchterlich waren ſeine Züge im letzten Kampfe entſtellt, wir beteten um ſeine Erlöſung, da mit einem Male verklärten ſich alle Züge, das blaue Auge glänzte unausſprechlich, wir riefen uns alle zu: o ſeht den lächelnden Engel! und ſeine Seele war entſchwunden. Anderthalb Stunden ſpäter mußte ich predigen. Das habe ich ſo manchmal unter den beugendſten Umſtänden, wenn ich ſelbſt krank, ſo angegriffen war, daß manche im Bette gelegen wären, wenn von meinen Geliebteſten am Tode lagen, thun müſſen und darum auch gekonnt. Als am Himmelfahrtstage Freund Paſſavant die Leiche des „königlichen Kindes“, wie er es genannt hatte, ſah, noch immer dieſes glänzend offene Auge,

das ein anderes Leben verkündete, ſagte er: das iſt die ſchönſte Himmelfahrtspredigt! und am Morgen drauf, als wir es beerdigten, hielt es der Schreiner bey 5 Minuten, ehe er's in den Sarg legte, auf den Armen vor ſich, wie zur Taufe, ſchaute in dieſes immer gleich klare Auge, und ſeine Thränen floſſen ihm über die Wangen.

1824. Einige Tage darauf, am 11ten Juli verreiſte ich mit Biſchoff, bey dem es in votis war, alle 10 Jahre mit einem ſeiner Kinder die Lengg wieder zu beſuchen, und mit ſeiner Frau und ſeinem Wilhelm, um, wenn ich auch ihn nie dort beſucht hatte, doch jetzt mit ihm ſeine Lengg zu ſehen. Wir wanderten über Langenbruck und den Buchſiberg, durch Aarwangen nach Langenthal, wo wir bey Biſchoffs Freunde, Pfr. Gruner, gar gaſtfreundliche Aufnahme fanden; am andern Tage wieder nach Oberburg. Auch den heitern Kuhn ſahen wir wieder an einem lieblichen Abende und zwar dießmal als Pfarrer von Burgdorf. Am folgenden Tage fuhren wir nach Höchſtetten, nahmen dort Abſchied und wanderten nach Dießbach, wo ich vor 17 Jahren beynahe um die gleiche Zeit Biſchoff beſucht hatte. Abends trieben wir's noch bis Thun, wo mir im Bächihölzlein einer der ſchönſten Abende lächelte, und Marianes Bruder, der kräftige, aber leider faſt nichts hörende Pfarrer Bähler zu uns ſtieß.

Frühe am folgenden Morgen fuhren wir auf Bählers Bernerwägelchen zwiſchen dem Nieſen und Stockhorn durch ins Simmenthal hinein, wohin ich einſt im Geiſte ſo oft meinem Biſchoff gefolgt war. Da beſuchten wir Pfr. Hopf, den wir vor 7 Jahren in Lauperswyl beſucht hatten, wieder in Reuttigen, da ſah ich denn Därſtetten, in deſſen Pfarrhaus ich im Geiſte ſo oft, wenn ich Biſchoffs Briefe las, mit hochklopfendem Herzen eingetreten war. In Weißenburg ließen wir Biſchoff und ſeine Frau im Dorfe, und ich ſtieg mit Bähler und Wilhelm Biſchoff hinauf in das ſchauerliche Weißenburger Bad, wo wir beym Mittageſſen angenehme Geſellſchaft fanden und dann von 2 geiſtl. Gäſten noch bis Oberwil begleitet wurden, wo

wir mit Biſchoff wieder zuſammentrafen und dann weiter nach Zweyſimmen und Tags darauf in die Lengg fuhren. Mit Biſchoff und Wilhelm machte ich am folgenden Tage eine herrliche Bergwanderung, geführt von einem kundigen Weibel aus der Lengg. Wir beſuchten die ſieben Brunnen, traten in die Hütte eines alten Sennes, der, als er ſeinen frühern Pfarrer wieder erkannte, ausrief: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, aßen dort gebratenen Käſe, gingen dann zum Rätzligletſcher, hielten auf einer Weide unter dem dumpfen Toſen der gegenüber ſich herabwälzenden Windlawinen unſer Mittagsmahl, gingen dann zum ſchönen Iffigenfall und kehrten Abends wieder zurück ins Lengger Wirthshaus.

Am Sonntage hatte ich die Freude, nach der Morgenpredigt, welche der dortige Pfarrer Neuhaus hielt, Zeuge von der Liebe zu ſeyn, mit welcher die Lengger ihren alten Pfarrer nach 11 Jahren wieder umringten und begrüßten. Ein Amt, das ſolche Erinnerungen zurückläßt, iſt ein ſchönes Amt. Wir fuhren am folgenden Tage ab, zurück nach Zweyſimmen und dann nach Saanen. Hier hatte ich beſonderes Vergnügen an dem ſchönen, collegialen Verhältniſſe; obgleich Pfarrer Rätzer in Saanen eben ſo viele Gäſte hatte, daß er mich nicht logieren konnte, ſo wollte er und ſeine Frau mich doch nicht ins Wirthshaus laſſen, ſondern ich mußte bey ihnen bleiben und im Helfershauſe, das ganz leer ſtand, weil die ganze Haushaltung im Bade war, ſchlafen, indem der Helfer eben zu ſolchem Zwecke dem Pfarrer die Schlüſſel überlaſſen hatte; eine ſolche Gaſtfreundſchaft fänden wir ſchwerlich in unſerm durch andere gute Eigenſchaften ſich auch auszeichnenden Baſel.

Folgenden Tages nahmen wir Abſchied vom lieblichen Saanenthale und den freundlichen Leuten, die uns noch über Rougemont nach Château d'Oex begleiteten, und fuhren dann, nachdem wir den Canton Waadt nur einige Stunden begrüßt hatten, durch den Cant. Freyburg und ſeine alte Hauptſtadt, wo wir uns nur ganz kurz aufhielten, nach Neueneck. Hier bey Pfr. Bähler ſpieſen wir zu Mittag, und ich freute mich auf

hiesigem Boden, wo nicht die Väter, wo meine Brüder für das Vaterland geblutet und die Franzosen geschlagen hatten. Ich nahm Abschied von meinen Reisegefährten, Bischoff begleitete mich nach Bern, wo wir folgenden Tages noch eine schöne Kunstausstellung besahen; Mittags schied ich auch von meinem Freunde, preßte mich noch in den 9ten Platz der Aarburger Diligence und wanderte am folgenden Morgen einsam von Aarburg heim.

Weil in meiner Amtswohnung einige Reparationen vorgenommen werden mußten, bezogen wir für 2 Monate eine kleine Wohnung vor dem Aeschenthore, wo eine gar freundliche Laube mit einer schönen Aussicht gegen Norden und Osten uns die mangelnden Zimmer ersetzen mußte. Ich ging alle Morgen in die Stadt an meine Geschäfte und Mittags wieder hinaus vor das Thor, wo wir gar heimelig zusammenlebten; besonders erinnere ich mich mit Vergnügen der Promenaden nach dem Nachtessen. Was uns unsern Aufenthalt gerade in dieser Wohnung dießmal genußreicher machte, als er zu jeder andern Zeit würde gewesen seyn, war das Fest der Einweihung des Denkmals an die Schlacht bey St. Jakob (26. Aug.) sammt den Zurüstungen darauf und dem 8 Tage darauf gehaltenen Kinderfeste, was uns da in der Nähe gar vieles zu schauen gab. Dieses Fest hatte indessen in unserm Ministerium unangenehme Auftritte verursacht. Unser Antistes eröffnete das vorher angestellte Capitel mit dem Vortrage: der Stadtrath hätte uns da zu einem Feste eingeladen, das in 3 Abtheilungen gehalten werde, 1) Gottesdienst, 2) Ein Umzug und 3) Eine Schmauserey. Am ersten Theile könne man Antheil nehmen, am 2ten werden wohl wenige und am 3ten, hoffe er, niemand Antheil nehmen. Es gab zum Theil lange Gesichter, doch gar dienstbar ertönten die „hoffentlich“ nach. Da erklärte ich, ich sehe dieses Fest mit ganz andern Augen an, als ein schönes Bürgerfest, an welchem ich wenigstens, wenn das Ministerium verschmähe, als Corporation daran Theil zu nehmen, als Bürger Theil nehmen und mich zu diesem Ende auf der

Zunft einschreiben werde. Oberstthelfer Burckhardt erklärte sich in gleichem Sinne, und mehreren andern ward auch Luft geschafft. Burckhardt hielt die Rede, und ich hatte das Festlied nach der Melodie: „Nun danket alle Gott“ gedichtet. Der Antistes blieb so bey seinem Sinne, daß, als wir uns bey ihm versammeln wollten, er uns im Nachtrock empfing, worauf wir das Antistitium verließen und uns auf der Lesegesellschaft versammelten. Außer ihm fehlten nur noch zwei Mitglieder; die meisten zogen auch noch in corpore mit zu der Einweihung des Denkmals. Dort desertierten dann wieder zwey, und die übrigen wohnten auch dem Festmahle in St. Jakob bey. Es war ein sehr schöner Tag.

Seit de Wette in Basel war, hatte ich, ohne nähere Bekanntschaft mit ihm zu haben, durch seine Predigten, durch nähere Einsicht seiner Schriften und durch seine Leistungen unter den Studenten, bey welchen ein ernster Eifer für das theologische Studium angeregt wurde, den man vorher hier gar nicht kannte, immer mehr Achtung für ihn gewonnen. Und so mußte ich denn auch das Streben entschieden mißbilligen, das sich einerseits die Orthodoxen, den Antistes an der Spitze, anderseits die Pietisten gaben, ihn überall zu verdächtigen und ihr „hunc tu Christiane caveto! auszurufen. Wenn sie sich dann noch solche Blößen gaben, daß ihre langen Ohren überall herausschauten, so ekelte mir. So suchte mir z. B. Pfr. Herzog de Wettes Unglauben daraus zu beweisen, daß er den Ebräerbrief nicht für paulinisch halte; als ich ihm von den Kirchenvätern und Reformatoren sprach, die ihn auch nicht dafür halten, leugnete er mir, daß es solche gebe; als ich ihm sagte: es seyen ja mehrere Bücher kanonisch anerkannt, deren Verfasser unbekannt seyen, antwortete er: ihm seyen sie wenigstens alle bekannt. Und als ich ihn fragte, wer denn z. B. das Buch der Richter, der Chronik ꝛc. geschrieben habe, antwortete er mir mit dem possierlichsten Hochmuth: Es ist mir Leid, wenn Sie das nicht einmal wissen. Der Antistes, der vorher dem Pietismus immer entgegengestanden war, sah nun

in dieſem eine Schutzwehr für den wahren Glauben und neigte ſich ganz zu dieſer Parthey, und als am Feſte der theologiſchen Leſegeſellſchaft im Bubendörferbad am 15ten September ein Landgeiſtlicher in einem Aufſatze über Toleranz ſagte: es ſey nicht untolerant, wenn ein Geiſtlicher ſich nur mit den Erweckten in ſeiner Gemeinde beſchäftige, die andern ſeyen doch verloren, ſo hieß das gar chriſtlich; als ich aber meine Briefe über Toleranz verlas, und de Wette mir dafür dankte, da ward ich auch auf die linke Seite einrangiert.

1825. Ja, als im Jahr 1825 mein Neffe Georg Müller mit 3 ſeiner Freunde[61]) Candidat wurde, vergaß ſich der Antiſtes dergeſtalt, daß er im Pfarr-Kämmerlein erzählte: jetzt ſeyen wir durch den de Wette ſoweit gekommen, daß heute 4 Candidaten admittiert worden ſeyen, von denen keiner auch nur Ein Wunder Jeſu glaube, ſo habe ihm Prof. Merian ſelbſt geſagt. Da entbrannte ich und ſagte ihm: wenn er das glaube, ſo ſey es ſchlecht von ihm und dem ganzen Kirchenrathe, ſolche Leute admittiert zu haben; ich erkläre aber dieſe Ausſage für eine ſchändliche Verleumdung! Ohne aus ſeiner Kälte zu kommen, ſagte er nur: deſto beſſer, deſto beſſer, wenn ich mich irre. Von da an aber mußte ich in dieſem Kämmerlein faſt nichts mehr als ſchneidende Anſpielungen und heulende Klagen über den neuen Unglauben hören, ſodaß ich, ſtatt im Kreiſe der Amtsbrüder Erholung zu finden, nur jedesmal Ärger über ſolche Verdammungsſucht davon trug und mich zurückzog.

. . . . Im September reiſte ich dann mit H. H. Antiſtes, Oberſthelfer und Pfr. von Brunn von Bubendorf nach Luzern auf die gemeinnützige Geſellſchaft, wo wir noch mehrere Basler antrafen, deren wir uns freuten; unter den auswärtigen Bekanntſchaften freute mich beſonders die mit Friedr. Hurter von Schaffhauſen; auch Pater Girard und Stadtpfarrer Thadd. Müller wurden von uns beſucht; Chorh. Stalder hatten wir vorher in Münſter beſucht. Er wollte von der gemeinnützigen Geſellſchaft nichts

wiſſen, ihre liberale Tendenz ward ihm nachgerade verdächtig, und in der That ward auch mir das ewige Wort der ſich hervorhebenden Notabilitäten von Pfyffer, Uſteri und Zſchokke, die ſich augenſcheinlich genug als die Großmeiſter betrachteten, bald ärgerlich ....

1826. Eine Angelegenheit, die uns zu dieſer Zeit vielfältig beſchäftigte, war der Freyheitskampf der Griechen, und ich nahm an der Griechenſache lebhaften Anteil, trat dem Griechenvereine bey und ward für denſelben Gabenempfänger. Meine Freunde, die Kaufleute in St. Gallen, konnten das nicht begreifen und ſchrieben mir, die Griechen ſeyen ein elendes, ſchlechtes Volk, und ihr Aufſtand ſey doch Rebellion. Aber das konnte ich nicht zugeben; denn wenn auch die Maſſe ſchlecht war, ſie konnte nicht anders ſeyn, und man mußte ihr zu einem Zuſtande verhelfen, wo ſie beſſer werden konnte; übrigens ſind Menſchen, wie die Helden zu Miſſolonghi keine gemeinen Menſchen. Ebenſo wenig kann ich den Aufſtand eines Volkes, das nicht durch Vertrag, ſondern durch rohe, gewaltthätige Unterdrückung unter das Joch gekommen iſt, Rebellion nennen; ich ſah darin einen Kampf für Freyheit und Glauben und betete mit mehrern Amtsbrüdern wieder alle Sonntage gegen den Erbfeind der chriſtlichen Kirche. Einen Trauer-Gottesdienſt nach Miſſolonghis Fall, auf den wir antrugen, wußte zwar der Antiſtes zu verhindern; doch konnte er mir nicht wehren, eine Predigt darüber zu halten und drucken zu laſſen, die den Griechen hier und da eine Gabe zuwies.

1827. Das Jahr 1827 bot des Gemeinnützigen und Vaterländiſchen vielerley dar. Erſt feyerte die hieſige gemeinnützige Geſellſchaft ihr Jubelfeſt, zu welchem ich ein Tiſchlied zu dichten den Auftrag hatte und auch, wol ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male, unter dem Sänger-Chor mich befand. Etwas ſpäter war das Eidgenöſſiſche Freyſchießen während 8 Tagen hier, wo alles, was gehen konnte, auch den Schützenplatz beſuchte, die Anordnungen beſchaute, die Bewillkommnungsreden mit anhörte und dem

Schießen, Eſſen und Trinken zuſah. Wenn man damals über die Treuherzigkeit der eidgenöſſiſchen Schützen und ihre ausgeſprochene Liebe zu Baſel gerührt war, wer hätte geglaubt, daß 4 Jahre ſpäter Partheyleidenſchaft und Revolutionsſchwindel viele dieſer nämlichen begeiſterten Schützen dahin bringen würde, gegen eben dieſe gaſtfreundliche Stadt Baſel mit eben dieſen Stutzen den Rebellen zu Hilfe zu ziehen! Im Herbſte war dann auch die ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft hier. Auch da glaubte man noch, das Band der ſchweizeriſchen Bruderliebe durch ſolchen Anlaß, Wunder! wie viel enger noch geknüpft, und wenn auch ich unter den Getäuſchten war und dieſe Bruderliebe beſang, ſo waren mir doch die Anmaßungen der Koryphäen und die bombaſtiſchen Trinkſprüche der Freyheitsſchreyer aus dem Aargau und Waadtlande ſo zuwider, daß ich dem Abſchiedeſſen nicht mehr beywohnte . . . . . .

1828. Das Jahr 1828 nahm uns den erſten Bruder aus unſerm engern Bunde hinweg. Schon in den erſten Wochen Januars erhielt ich Nachricht, daß Schenkels Schlagflußanfälle, die ſich verloren hatten, ſich zu vermehren anfangen, und daß ſeyn Zuſtand bedenklich ſey. Am 9ten Februar erhielt ich einige Zeilen von ſeinem Vicar, daß es für meine Schweſter recht tröſtlich ſeyn würde, wenn ich ſie beſuchen könnte, indem alle Hoffnung für die Erhaltung des Kranken verſchwunden ſey. Da ich nun am folgenden Sonntag nicht fortkommen konnte, ſo fuhr ich am 11ten frühe von hier ab, in meinen Mantel gehüllt, die Füße im Pelzſacke. Ein immerwährendes Schneegeſtöber begleitete mich auf dem ganzen Wege. Schleyermachers Monologen waren mein Reiſegefährte. Der ſchlechte Weg und die Langſamkeit des Kutſchers ließen mich erſt am folgenden Mittag in Hallau ankommen; die Ungewißheit, ob ich ihn lebend oder todt antreffen werde, marterte mich entſetzlich. Am Wirthshauſe haltend erfuhr ich ſeinen Tod. Er war ſchon an dem Tage, da ich den Brief erhielt, geſtorben. Die jammernde Wittwe und ihre Waiſen fanden in meiner

Ankunft viele Beruhigung. Ich begleitete am folgenden Tage die Leiche des theuern Geſtorbenen zu ihrer Ruheſtätte und gelobte ihm an ſeinem Grabe, den Idealen unſrer Jugend treu bleiben zu wollen. Das war denn der erſte Buſenfreund, den der Tod in der Kraft ſeiner Jahre uns entriſſen hat! Mit der innigſten Rührung ordnete ich ſeine Papiere; an was alles erinnerten mich die theuern Schriftzüge! Noch einmal beſuchte ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Hallau ſein Grab, noch einmal predigte ich auf ſeiner Kanzel zu ſeinem Angedenken, ich verſprach ſeiner Wittwe, den älteſten Sohn Daniel[62]) zu mir zu nehmen, und reiſte ebenſo einſam wieder ab, wie ich gekommen war; als ſchneidender Contraſt zu meiner Stimmung trat mir auf dem ganzen Wege in allen Orten der wilde Faſtnachtslerm entgegen.

Gegen Ende Aprils kam der neue Pflegſohn bey uns an, und während ſeines ganzen Kurſes in der 6ten Klaſſe des Gymnaſiums, in den 3 Klaſſen des Paedagogiums und dann an der Univerſität hat er mich und ſeine Lehrer, wie ſeine Mutter zu frohen Hoffnungen berechtigt, und ich denke, auch er werde mit ſeinen Pflegeltern nicht unzufrieden geweſen ſein, und Vater Schenkel mir einſt keine Vorwürfe zu machen haben.

Um der Verhältniſſe willen, wie ich ſie bereits genannt habe, beſuchte ich das hieſige Pfarrkämmerlein ſchon geraume Zeit nicht mehr, ohne mit irgend einem meiner Amtsbrüder im mindeſten Mißverhältniſſe zu ſtehen. Der Antiſtes, aus Furcht vor der neuen Theologie, lehnte ſich immer mehr an die Pietiſten an, und ſie fingen an, ihn zu ihrem Werkzeug zu gebrauchen, ohne daß er es merkte; ſo gab es hier und da auf theologiſchem Felde mißliebige Auftritte. Schon im Herbſte ereignete ſich ein ſolcher bey der theologiſchen Leſegeſellſchaft im Bubendörfer Bade. Pfr. Heß[62a]) hatte in einem Aufſatze ſich über das alte Teſtament Aeußerungen erlaubt, die mir, wie andern, ſehr wehe thaten, und über die großen, herrlichen Männer desſelben Urtheile gefällt, die allenfalls an die Nikolai-Bieſterſche Zeit oder die der franzöſiſchen Encyplopädiſten

erinnern, aber bey keinem christlichen Theologen Anklang finden konnten, obschon gerade das Christenthum auf ihre Unkosten hervorgehoben werden sollte; Pfr. Preiswerk[62b]) ward darüber so heftig, daß er sich gegen Heß Ausdrücke erlaubte, welche hingegen mit der christlichen Liebe nicht verträglich waren, und so entstand ein Streit, worein denn andre, wie kleine Pommer, nur kläfften, bis endlich Nachmittags in einer 2ten Sitzung Pfr. La Roche versöhnend dazwischen treten konnte.

Von mehrerm Belang war später im Herbste eine Kapitelsitzung, worin der Antistes darauf antrug, De Wettes Einleitung in das neue Testament dem Rathe zu verzeigen, damit ihr Verkauf im hiesigen Buchhandel untersagt werde, wobey er De Wette anklagte, als ob er damit umgehe, nicht nur den Studierenden, sondern allem Volke die Bibel wegzureden. Wie es schon vor 1800 Jahren Hohenpriestern gelang, ihre Stimme geltend zu machen, so auch da. Den ersten bestimmten Widerstand fand der Antistes bey Oberstthelfer Burckhardt, der ihm geradezu sagte: er wisse, daß er diesen Antrag nicht aus sich mache, sondern das Werkzeug einer religiösen Gesellschaft sey, und es sey dieser Versammlung unwürdig, in so etwas einzugehen; Oberstthelfer ward denn von andern wieder heftig angegriffen. Als ich mein Votum abgeben sollte, sagte ich: ich könne dieses Verfahren durchaus nicht begreifen, De Wettes Einleitung sei dasjenige seiner Bücher, in welchem wir am allerwenigsten von seiner eigenen Meinung, viel mehr die Resultate anderer Gelehrten finden, mit denen er mehr oder weniger übereinstimme; was da gesagt sey, das sey alles von Kirchenvätern, Reformatoren und Theologen aller Zeiten bis heute gesagt und eingewendet worden; Neues sey wenig darin, und doch falle niemand ein, jene Bücher verbieten zu wollen, nur das des Collegen; darin könne ich nur einen Privathaß sehen und bedauern. Auch ich sey in mehrerm nicht von De Wettes Ansicht, aber ich wolle Lehrfreyheit, nicht Unterdrückung eines

Buches, ſondern Bekämpfung desſelben vom gleichen Standpunkte aus und mit gleichen Waffen. Was dem Manne perſönlich zur Laſt gelegt werde, das müſſe ich, da er abweſend verunglimpft werde, beſtreiten; ich kenne mehrere ſeiner Zöglinge und ihren Studiengang und könne verſichern, daß De Wette ſeine Schüler nicht nur nicht von der Bibel abgeführt ſondern gründlicher und treuer in dieſelbe hineingeführt habe, als keiner von uns früher hineingeführt worden ſey. Nun ward Lerm; nur Burckhardt unterſtützte mich. Endlich mehrte der Antiſtes folgender Maaßen: wer ſich des Evangeliums von Chriſto ſchäme? und wer ſich desſelben nicht ſchäme? Es wollten ſich für letzteres einige Hände erheben, da rief ich: Pfuy einer ſolchen Abmehrung! wenn er glaube, ſolche Collegen zu haben, die ſich des Evangeliums ſchämen, ſo ſey er ein ſchlechter Antiſtes, daß er ſie nicht öffentlich bezeichne; ſelbſt der alte Herrenhutiſche Raillard ſagte jetzt: das gehört nicht hieher, es iſt niemand da, der ſich des Evangeliums ſchämt. Der Antiſtes lief fort, und die Sitzung hatte ohne Reſultat ein Ende . . . .

1830. Mir ſtand in dieſem Jahre eine wichtige Veränderung meiner Lage bevor. Schon um Faſtnacht erkrankte mein Paſtor, Pfr. Herzog, abermals und ich mußte in ſeine Funktionen eintreten, wobey ich eine wunderliche Erfahrung machte. Seit meinem Eintritte in das Miniſterium im Jahr 1808 bis daher hatte ich ein ſolch glückliches Gedächtnis, daß ich höchſtens einer Stunde, oft nur einer halben bedurfte, um eine Predigt zu memorieren, und es war mir in dieſen 22 Jahren noch nie eingefallen, mein Concept auf die Kanzel zu legen. Jetzt mußte ich einmal an einem Sonntage 3 Male predigen, um 9 Uhr die Morgenpredigt, um 2 Uhr eine Leichenrede und um 3 Uhr die Abendpredigt. Ich konnte alſo nicht wie gewöhnlich zwiſchen 2 und 3 Uhr die Abendpredigt memorieren, und 2 Predigten vor 2 Uhr fürchtete ich mich zu memorieren, da ich heftiges Kopfweh hatte und beſorgte, die beyden Predigten möchten ſich durch einander verwirren. Ich entſchloß mich alſo, das

Concept der Abendpredigt dießmal vor mich zu legen, und thats auch; aber von dieſer Stunde an bin ich auch nie mehr im Stande geweſen, weder in kurzer noch in langer Zeit eine Predigt recht zu memorieren, und habe ſeitdem nie mehr wagen dürfen, eine Predigt zu halten, ohne das Concept oder ein Schema vor mir liegen zu haben.

Am 15. Mai ſtarb Pfr. Herzog, und nun war das Paſtorat abermals erledigt. Mehrere Glieder der Gemeinde wollten eine Petition eingeben, dießmal ihren Pfarrer ohne das Loos wählen zu dürfen, ich konnte es aber noch glücklich hintertreiben und wollte lieber, wie im Jahr 1816, ruhig abwarten, wie mein Loos falle, obgleich ich fühlte, daß zum zweiten Male durchzufallen mich ſchmerzen würde. Jeder Wahlfähige hielt ſeine Probepredigt, und die Stimmung der Gemeinde war ſo, daß ſie nur, weil ſie mußte, an einen zweiten dachte, und auch da mit Rückſicht auf mich; denn aus Abneigung gegen den Pietismus wollte die Mehrheit lieber Kündig[63]) als von Brunn[64]) in die zweite Wahl bringen; aber nur aus Furcht, mich zu kränken, wenn ein Zögling von mir je das Paſtorat erhalten ſollte, fielen mehrere auf den ältern. Am 13ten Juli war die Wahl; ich hielt die Wahlpredigt, mochte aber nicht zum zweiten Male in die unangenehme Lage kommen, aller Augen während der Wahl auf mich zu ziehen und im Falle des Gelingens oder Mißlingens mir von der Menge gratulieren oder condolieren zu laſſen, und ging nach der Predigt nach Hauſe. Bald kam die Nachricht, ich ſeye mit faſt allen Stimmen der erſte in der Wahl, in No. 2 waren die Stimmen zwiſchen von Brunn und Kündig gleich getheilt, ſo daß von Brunn hineingelooſt wurde. Als nun das Loos zwiſchen dieſem und mir für die Stelle für mich fiel, kam Pfr. Grunauer[65]) und Siegriſt Fiſcher ſo athemlos ſchnell gelaufen, daß mich Grunauer am Hals kriegte, noch ehe ich den Rock hatte anziehen können. Ihnen folgten die Wahlmänner in großer Maſſe, und Pfr. La Roche bemerkte, eine ſolche Stimmung der Gemeinde für ſich zu haben, ſey das Erfreulichſte

bey einer Wahl. Als aber der Antiſtes Kapitel anſtellte und mir die Kinderlehren als eine Laſt, die nicht mehr zu meiner neuen Stelle gehöre, abnehmen wollte, da fühlte ich, wie ſchwer mir falle, dieſe abzugeben, und erbat mir's als eine Vergünſtigung, dieſe beybehalten zu dürfen, bis mein Nachfolger antrete.

Gegen Ende Juli war ich eben in dem Pfarrhauſe zu Bubendorf, um mit einer Geſellſchaft auf den Falkenrain zu gehen, als ein Brief von des Pfarrers Schwiegervater die Nouvelle von Carls X. Ordonnanzen brachte. Da fiel eine bange Ahnung auf mein Herz. Jetzt iſt die zweite Revolution gemacht, ſagte ich, und es wird mir gewiß, daß ich mein neues Amt nicht ſo friedlich verwalten könne als das alte.

Am 17ten Auguſt war die Diaconatswahl. Ich kannte die Stimmung und wußte, daß Biſchoff, der zwar in der Gemeinde nicht perſönlich bekannt war, von dem aber jedermann, weil er bey ſeinem Hierſeyn immer bey mir logierte, wußte, daß er mein Freund ſey, und Grunauer, der ein ehemaliges Glied der Gemeinde, mein Zögling und der Tochtermann von H. Haas war, in die Wahl kommen würden, und ſo beſtellte ich, in dieſer Vorausſetzung, da mich beyde intereſſierten, eine Chaiſe zu der Kirche, und meine Frau machte ſich bereit zum Einſitzen, und ſo hatte ich die Freude, der erſte zu ſeyn, der Biſchoff ankündigte, daß er mein Nachfolger geworden ſey; mit ihm nun an Einer Gemeinde zu arbeiten, war mehr noch, als ich in meiner Jugend je gehofft hatte! Eben ſo wichtig war mir ſeine Wahl, weil ich bey ſeiner Geſinnung wußte, wie wenig er in Revolutionszeiten in einer aufgeregten Gemeinde aushalten können, und die Muttenzer eben nicht zu den ruhigen gehörten . . . .

1831. So ſtieg das Jahr 1831 herauf, beladen mit der ungeheuern Laſt von Empörung, Verrath, Meineid, Treuloſigkeit und Fluch für unſer Vaterland, in welchem Wohlſtand, Bruderliebe, alte Bünde, längſtgewohnte traute Verhältniſſe, kurz alles, was eigentlich die Eidsgenoſſenſchaft unſerer Kantone ausmacht, ſchonungslos zerriſſen und zertreten ward.

Das Land war bey ſeinem Beginne in einem Zuſtande der Empörung, und der Mangel an Entſchloſſenheit der Regierung verurſachte in der Stadt eine Anfangs zweifelhafte Stimmung. Auf meine Sonntagspredigt hin am 2ten Jan. ward mir mit Anfange der Nacht ein kleines Freyheitsbäumchen vor das Haus geſetzt, von den Nachbaren aber wieder weggenommen, in der Nacht darauf ward mir eine Granate in eine Lücke unter dem Hofthore gelegt, die ich am andern Morgen noch mit dem ausgelöſchten Zunder fand, und in der folgenden Nacht eine große roth und weiße Kokarde an das Hofthor gekleibt, welche Biſchoff am Morgen, als er ſie aus ſeinem Fenſter ſah, wegnehmen ließ. So war der 4te Januar erſchienen, an welchem es mir, ich darf es zum Preiſe Gottes hier wol ausſprechen, gegeben worden iſt, in einem wichtigen Augenblicke auf meine Mitbürger einzuwirken. Es war der Tag der Volksverſammlung in Lieſtal, wo Gutzwiler den großen Rath verließ und nach Lieſtal abging mit abgezogener Larve, der offene Verräther! Schon am Morgen waren die Wachen unter den Thoren von den vorbeyfahrenden Empörern geneckt und ihnen auf den Abend gedroht worden. Im Zeughaushofe hatten einige hieſige Artilleriſten ſich geweigert, gegen jene zu ziehen, der große Rath und der Stadtrath waren verſammelt, da beſchloſſen einige wackere Bürger auf 2 Uhr Nachmittags auch eine Volksverſammlung auf dem Markte zu halten, um die Bürger und Einwohnerſchaft über die wahre Lage zu belehren und von der Regierung energiſchere Maßregeln gegen die Rebellen zu verlangen. Die Nachricht von dieſer Verſammlung ward ſchnell verbreitet, aber von vielen ſo aufgenommen, als gelte es, die Regierung zu ſprengen. Mehrere Nachbaren und Freunde, als ſie hörten, daß ich auch hinwolle, baten mich um Gotteswillen, daheim zu bleiben, weil ich mich in dieſem Tumulte großer Gefahr ausſetzen könnte. Ich wollte und durfte nicht, und auch Bine mahnte mich nicht ab und blieb ganz ruhig, als ich mit Biſchoff fort ging.

Da der große Rath noch verſammelt ſaß, ſo ging man um

der Schicklichkeit willen in die St. Martins-Kirche. Da waren Verſammelte von der verſchiedenſten Art, ſehr verdächtige Leute, die zu einem Aufſtande ſehr geneigt waren, dann wieder biedere Bürger und von den angeſehenſten Perſonen, auch mehrere Mitglieder aus dem großen Rathe. Zuerſt ermahnte Pfr. von Brunn zur Eintracht und hielt ein Gebet, dann redeten einige Bürger von der Kanzel; nun erſchien eine Deputation vom Stadtrathe und bat um Vertrauen zu dieſer Behörde mit Verſicherung, daß ſie ihr Möglichſtes thun werde. Nun trat in ſeinem Stuhle, wo er ſaß, ein Bürger auf und verlangte, man ſolle den Landleuten ſagen laſſen, daß wir uns nur zur Vertheidigung unſers Eigenthums waffnen wollen, aber nicht für die Regierung, die wir nicht zu ſchützen begehren. Jetzt erheiterten ſich die Geſichter der Mißvergnügten, und ſie fingen an, ſich beyfallend zu äußern, ſo daß der neben mir ſitzende Schullehrer Klein[66]) mich anfaßte und ſagte: Jetzt um Gotteswillen reden Sie auch, es iſt die höchſte Zeit; auch Biſchoff ermunterte mich.[67]) Ich ſtieg auf den Weiberſitz, wo ich geſeſſen, und rief mit lauter, voller Stimme: „Allerdings für die Regierung, ſonſt ſind wir Rebellen wie die, welche gegen uns ziehen. Die Verfaſſung iſt vollendet und ſpricht es deutlich aus, daß, ſobald ſie angenommen iſt, groß und kleiner Rath neu gewählt werden. Aber bis dahin bleiben wir dieſer Regierung Treue ſchuldig, und ſie hat ſie wohl um uns verdient. Der Baslerbürger iſt nicht untreu, er iſt treu bis in den Tod!“

Da erſcholl ein lautes, langes Bravo! und ein Händeklatſchen durch die Kirche; es hatte ſich ein Geiſt der Eintracht über die Menge ergoſſen, und die Stimmung war entſchieden. Ich hatte nicht reden wollen und auch nicht gewußt, was? Es hatte mich die Aufforderung des Bürgers zu dieſen Worten gebracht, und Klein mich beynahe auf den Stuhl gehoben. Gott hatte es geleitet, und zufrieden verließ ich die Kirche, wo mir einige GroßRäthe folgten und mir dankten. Der Augenblick, ſagten ſie, ſey entſcheidend geweſen, ſie hätten in ihrer Stellung

nicht reden dürfen und gedacht: wenn nur jetzt jemand antwortet! als ich eben aufgestanden sey. Da kamen einige Bürger heraus und riefen mich wieder hinein, es wiegle wieder ein Ruhestörer auf. Als ich aber unter die Kirchthüre kam, hatten ihm schon andere den Mund gestopft, und es war aus mit dem Versuche zum Aufstande innert den Mauern. Das Militär-Commando ward frisch besetzt, das Zeughaus geöffnet, die ganze Einwohnerschaft bewaffnet, ein Enthusiasmus, der schönsten Zeiten würdig, ergoß sich über alle Stände, und als die Rebellen anfingen, die Stadt zu bedrohen und zu necken, fanden sie alles wohlgerüstet. Auch Bischoff schrieb mir ein Billet: in solcher Zeit bedürfe die Stadt vieler Vertheidiger, die Gemeinde habe an Einem Pfarrer genug. Da er nun frisch zu derselben gekommen, ich hingegen schon 23 Jahre mit ihr bekannt sey, so überlasse er sie mir, und er werde die Waffen ergreifen. So reihte er sich an das akademische Corps an. Es that mir unendlich wehe, nicht ein gleiches thun zu dürfen, und ich ließ mich dafür in meinen freyen Stunden auf einem bureau des Haupt-Quartiers im Casino gebrauchen. Nun erfolgte das Sturmgeläute, die Lermzeichen, die Schanzenbefestigung und Straßenbarrikadierung, dann die Ausfälle und Verjagung der Rebellen und am 16ten Januar zogen unsre Truppen siegreich in Liestal ein. Die Revolution war beendigt, leider nur für ein halbes Jahr!

Daß in diesen Zeiten meine Predigten einen eignen Charakter trugen, versteht sich von selbst. Man hat mir den Vorwurf gemacht, politische Predigten gehalten zu haben; der Vorwurf ist ungerecht; ich habe nie auf der Kanzel politisiert; aber für heilige Pflicht hielt ich es, in allen Predigten Rücksicht zu nehmen auf den Geist der Zeit, zu warnen vor Ungehorsam, Treulosigkeit und Meineid und zu zeigen, wohin diese führen; zu ermahnen zum Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit, zum Festhalten an Eid und Treue und Glauben; zu zeigen, welcher Geist aus Gott, und welcher nicht aus Gott sey, was Gottes Wort von uns fordre, und was es uns ver-

biete, welche Opfer für ein Heiligthum müſſen gebracht, und was ertragen werden müſſe. Ich halte jeden Geiſtlichen, der in ähnlicher Zeit redet, als ob ſie nicht da wäre, aus Furcht, jemand mißfällig zu werden, für einen Menſchenknecht und nicht für einen Diener Gottes, und glaube von ihm, daß er auf eine unverantwortliche Weiſe eine heilige Amtspflicht verletze, habe auch, damit meine Leute wiſſen, wie ſie mich zu nehmen haben, ihnen ſolches gerade von der Kanzel geſagt.

1832. . . . . Im Spätjahr löſte ſich das ſchöne Verhältnis, daß Freund Biſchoff und ich an Einer Gemeinde arbeiteten, wieder auf, nachdem es nur 2 Jahre gedauert hatte, indem er Hauptpfarrer an der St. Theodors-Gemeinde wurde; dafür hatte ich die Freude, Freund Bruckner, der auch von ſeiner Pfarrey Binningen vertrieben worden war, zum Collegen zu erhalten . . . . .

1833. Im Jahr 1833 wurde meine Geſundheit, die ſeit Jahren ganz befeſtigt ſchien, wieder mehr angegriffen. Die Revolution nagte an meinem Innern, und wie von jeher Witterung und Einflüſſe von außen mir ſelten geſchadet, aber jede Gemüthsbewegung, Zorn, Schrecken, Angſt ꝛc. auf meine Galle gewirkt hatten, ſo geſchah es auch jetzt, es regten ſich heftiger meine Unterleibsſchmerzen, ich mochte nicht mehr eſſen. . . . . Wir ſuchten in unſerm treuen Reigoldswil unterzukommen, fanden aber weder dort, noch auf den umliegenden Bergen mehr eine Stätte. Wir beklagten, wofür wir nachher, als alle, die dort waren, plötzlich in der Nacht vom 3ten Auguſt fliehen mußten, Gott dankten. Ich entſchloß mich alſo, mit meiner Familie zu einer Schweizerreiſe, und was ſie an Geld mehr koſtete, ſuchte ich an der Zeit zu erſparen. Schweſter Süſle und ihr Sohn [Joh. Georg Müller] und Jgfr. Falkner[68]) waren mit von der Parthie. Müller ging mit meinen Knaben einen Tag früher zu Fuße über Reigoldswil, Balstal, Aarwangen und St. Urban; wir fuhren am 23. Juli nach Aarau ab; am andern Mittag trafen wir in Surſee zuſammen und fuhren dann nach Luzern. Damals ſchien ſich die Sache der

Schweiz zum Beſſern zu wenden, es war zwiſchen der Conferenz in Schwyz [Sarnerbund] und der Tagſatzung in Zürich eine verſöhnende Conferenz abgeredet, der Kanton Luzern hatte die neue Bundesverfaſſung, die im Projekte war, verworfen, in andern Kantonen getraute man ſich nicht, ſie dem Volke vorzulegen; in Luzern fanden wir, wie wir in die Stadt fuhren, innert dem Thore Kanonen aufgepflanzt, man ſah, daß die radikalen Potenzen in Angſt waren. Wir hielten in Luzern einen Raſttag und machten Spaziergänge; dann traten wir unſer Fußreislein an. Sonntags frühe ging's den Rigi hinan. Herrlich leicht kam ich hinauf auf den Staffel und Kulm, und obſchon es ſtürmte, war mir wieder himmliſch wohl. Aber verdächtig ward mir manches. Um halb 12 Uhr, als wir ankamen, war ſchon ein ganzer, langer Tiſch voll 18—24 jähriger Buben und Mädchen von Küßnacht da und tranken bis Abends 5 Uhr ganz ungeheuer. Herren von Zürich, deren Sprache ſie verrieth, miſchten ſich unter ſie, es ging hinaus und herein, und ſie wurden auch zum Tanzen aufgefordert, was aber der Wirth nicht litt. Am andern Morgen nach einem göttlichen Sonnenaufgang und reicher Erquickung an der herrlichen Schweizerwelt, die mich für das, was wir von dem Schweizervolke ſeit 2 Jahren erfahren, wieder entſchädigte, ſtiegen wir hinunter nach Goldau. Als wir eben am Mittageſſen waren, kamen Bürgermeiſter Burckhardt[69]) und Major Geigy[70]) von Schwyz her; ſie erzählten, ſie hätten eben an der Conferenz Ferien und wollen mit ihren Familien auf den Rigi; ſie waren voll Hoffnung, daß alles gut gehe, und Burckhardt wollte am Sonntag an die Verſöhnungs-Conferenz nach Zürich reiſen. Wir gingen auf ihren Rath zum Uebernachten, ſtatt nach Schwyz, in das ſtille Seewenbad. Als ich Dienstags frühe mich am Brunnen wuſch, kam ein Bote von Küßnacht und erzählte: in dieſer Nacht ſeyen die Schwyzeriſch Geſinnten in Küßnacht von den radikalen Buben auf alle mögliche Weiſe geneckt und überfallen worden, und er müſſe nach Schwyz, um Hülfe zu rufen; denn es ſey noch alles hinter einander. Als wir am

Freytag dort waren, war alles in der tiefſten Ruhe und jetzt — ich mußte der Burſchen auf dem Rigikulm gedenken. Kurz nachher ſprengte Oberſt Abyberg in Civil vorbey. Wir machten einen Spaziergang nach Brunnen und von da nach Schwyz zum Mittageſſen. Als wir bey Tiſche ſaßen, ward Generalmarſch geſchlagen, und wir erfuhren: die Luzerner nähern ſich Küßnacht, den Radikalen zu helfen, und es müſſe darum Schwyz den Seinen auch zu Hilfe. Mittwoch Morgens reiſten wir ab; da ertönten von Schwyz her, in Seewen und über den See herüber von Steinen überall die Sturmglocken, den Landſturm zuſammen zu rufen. Von den Bergen herab kamen ſie von ihren Weiden gelaufen, Waffen aller Art zu holen, alte verroſtete Jagdflinten erſchienen auf dem Rücken von alten Männern, andere hatten bloß Stöcke, in Lowerz ſchlug einer mit ſeinen Fäuſten auf der Trommel den Generalmarſch, ſie lehnten die Waffen an die Kirchmauer und gingen hinein, zu beten. Unter ſolchem Getümmel kamen wir nach Arth, wo wir zu Mittag ſpieſen, und dann nach Zug verreiſten. Am Donnerstag reiſten wir über den Albis nach Zürich. Je näher wir der Stadt kamen, deſto lauteres Getümmel von Schießübungen. Einzelne Soldaten gingen der Stadt zu. In Zürich angelangt trafen wir im Gaſthofe den Urner Land-Ammann Z'graggen an. Er erzählte mir, ſchon letzten Montag hätte eine Tagſatzungs-Commiſſion, um der kritiſchen Lage der Radikalen ein Ende zu machen, ein Aufgebot von 20,000 Mann in Vorſchlag gebracht, es ſey heimlich nach Küßnacht und ins Baſelbiet berichtet worden, daß ſie Schwyzer und Basler reizen ſollen, damit man einen Vorwand habe; am Dienstag ſey es in Küßnacht ausgebrochen, und wenn ich nach Baſel komme, werde ich Ähnliches finden. Am Mittwoch ſeyen die 20,000 Mann aufgeboten worden, auch er müſſe fort, er ſey in Zürich nicht mehr ſicher.

Anmerkungen.

[1]) Gemeint ist das zwischen Leonhardsberg und Leonhardskirchplatz gelegene Pfarrhaus.

[2]) Wilhelm Martin Leberecht DeWette, Prof. theol. 1780—1849.

[3]) s. I. S. 85. [4]) s. I. S. 63. [5]) s. I. S. 61.

[6]) Dr. med. Joh. Georg Stückelberger 1781—1814, Stadt- und Kantonsphysikus. [7]) s. I. S. 62. [8]) Martin VonBrunn 1776-1852, Pfarrer in Liestal, Kleinhüningen und Basel. [9]) s. I. S. 61.

[10]) Marie Bähler 1790—1866. [11]) s. I. S. 67.

[12]) s. I. S. 87. [13]) s. I. S. 63. [14]) s. I. S. 87.

[15]) S. I. S. 63. Die Pfarrei Trüllikon (Zürich) wird meines Wissens seit mehr als einem Jahrhundert von einem Glied der Familie Simmler pastoriert. [16]) s. I. S. 68. [17]) s. I. S. 68.

[18]) s. I. S. 66. [19]) Daniel Halder, Kaufmann von St. Gallen.

[20]) s. I. S. 63. [21]) s. I. S. 63.

[22]) J. J. Stockmeyer 1788 - 1821, Diakon zu St. Theodor.

[23]) Christian Friedrich Spitteler 1782—1867, Sekretär der deutschen Christentumsgesellschaft, Begründer der Basler Mission, der Anstalt Beuggen ꝛc.

[24]) Im Haus zum Elephanten (Freiestraße 65) betrieb Stadtrat Albr. Müller den Tuchhandel. s. I. S. 85.

[25]) Georg Müller-Bachofen, Spezierer, vgl. I. 87, Anm. 41.

[26]) s. I. S. 61. [27]) s. I. S. 62. [28]) s. I. S. 68.

[29]) s. I. S. 87. [30]) Daniel Kraus jun. 1812—1858.

[31]) Joh. Anton Herrenschwand 1764—1838 eidg. Oberst.

[32]) Magister Joh. Heinr. Kölner 1780—1835, Lehrer am Gymnasium.

[33]) Fürst Michael Andreas Barclay de Tolly (1761—1818), russischer General.

[34]) s. I. S. 87. [35]) s. I. S. 87. [36]) Hosch Theodor, Major und Bäckermeister.

[37]) Dr. med. Joh. Rud. Buxtorf 1765—1827.

[38]) Claude Joseph Lecourbe 1759—1815, französischer General, rühmlich bekannt durch den Gebirgskrieg in der Schweiz 1799.

[39]) Susanna Kraus 1815—1865, Gattin von Pfr. Henri Meyer-Kraus (1806—1893).

[40]) Joh. Nepomuk Schmiel 1774—1815, eidg. Oberst und Bezirksamtmann in Aarau.

[41]) Franz Lukas Landerer 1784—1833, Major.

[42]) Lukas Preiswerk, Artilleriehauptmann, † 1848.

[43]) Müller war Spezierer gewesen, ein grundehrlicher Geschäftsmann, hatte aber unglückliche Geschäfte gemacht und scheint gewissen routinierten Konkurrenten nicht gewachsen gewesen zu sein.

[44]) s. I S. 84. [45]) s. I. S. 82.

[46]) Achilles Herzog 1769–1830, Lehrer am Gymnasium, seit 1813 Diakon zu St. Peter; 1816—1830 Pfr. zu St. Leonhard.

[47]) Daniel Bachofen, Pfarrer in Zypfen und Wynau.

[48]) Vgl. die anziehende Biographie Kuhns von Dr. H. Stickelberger im Neujahrsblatt der Literar Gesellschaft Bern 1910.

[49]) Friedr. Merian 1776—1851, Diakon zu St. Theodor.

[50] 1786—1854, Pfarrer in Schaffhausen und Lehrer der Mathematik und Physik

[51]) J. J. Wick 1765—1843, Diakon zu St. Peter.

[52]) Ed. Bernoulli 1795—1875, Pfarrer in Bennwil und Basel.

[53]) s. I. S. 61. [54]) Theophil Passavant 1787—1864, Bankier, später Gemeindehelfer und Pfr. zu St. Jakob.

[55]) 1790—1853 Pfarrer in Zypfen und Oberstthelfer.

[56]) Abraham Bruckner 1790–1865, Pfarrer in Binningen und Diakon zu St. Leonhard.

[57]) J. J. Oeri, Schorndorf 1759—1829, Pfr. in Wyl (Zürich).

[58]) s. I. S. 63. [59]) s. I. S. 68. [60]) s. I. S. 66

[61]) nämlich J. R. Buxtorf, Abraham Heußler u. Remig. Meyer.

[62] 1813—1885 nachmals Pfarrer in Schaffhausen und Theologieprofessor in Basel und Heidelberg.

[62a]) Joh. Heß- Hoch 1790—1865, Spitalpfarrer.

[62b]) Samuel Preiswerk 1799—1871, Pfarrer zu St. Leonhard und Antistes.

[63]) Eucharius Kündig 1795—1875, Pfarrer zu St. Leonhard.

[64]) J. J. VonBrunn 1797—1861, Diakon zu St. Theodor.

[65]) Jak. Christoph Grunauer 1797—1878, Pfarrer zu St. Alban.

[66]) Wilhelm Klein-von Salis, Oberlehrer, 1798—1861, Vater von Nationalrat Wilhelm Klein

[67]) Vgl. Basler Neujahrsblatt 1907. S. 22.

[68]) Margar. Falkner 1796?—1874, Konfirmandin von Pfarrer Kraus, blieb mit der Pfarrfamilie, ihren Kindern und Kindeskindern zeitlebens freundschaftlich verbunden.

[69]) Karl Burckhardt-Paravicini 1795—1850, 1832—1845 Tagsatzungsgesandter, 1832—1847 Bürgermeister.

[70]) Wilhelm Geigy-Lichtenhahn 1800-1886, Major im Geniestab.

Blätter der Erinnerung an den alemanniſchen Dichter Johann Peter Hebel.

Bei den alljährlichen Zuſammenkünften der Hebelfreunde am 10. Mai, wo in Hauſen von den zwölf „alten Mannen“ und einer aus dem Wieſental und aus Baſel zuſammengewehten Schar von Verehrern des alemanniſchen Dichters deſſen Geburtstag als „Hebelmähli“ gefeiert wird, pflegt nie der Gruß einer alten Dame aus Dresden zu fehlen.

Sie kann nicht ſelbſt kommen, aber ſie telegraphiert jedesmal ihre Freundſchaftsgefühle. Dieſe Dame, Frau Amalie Böhling geb. Nußbaumer, iſt Hebels Patenkind; der ihrem Vaterhauſe befreundete Dichter hat ſie im Jahr 1822, vier Jahre vor ſeinem Tod, aus der Taufe gehoben.

Aus Briefen, welche Herr Prof. Fritz Burckhardt und der Unterzeichnete von ihr erhalten haben, ging hervor, daß Erinnerungen, die Frau Böhling aus der Kindheit bewahrt, bei ihr ſehr lebendig geblieben ſind; ſie hat ſich deshalb bereit finden laſſen, aufzuzeichnen, was ihr von Hebel noch im Gedächtniſſe lebt, und ſie hat dieſe lieben Seiten dem „Jahrbuch“ überlaſſen. Es tritt uns da, aus dem Gedächtnis und dem Erleben einer Frau, die Hebel und uns Zeitgenoſſin iſt, ein Teil des lebendigen Hebel entgegen, freundlich, herzlich, heimelig, und zu einem ſeiner Werke, nämlich zu der Erzählung

vom „Schneider in Pensa", zieht sich ein deutlicher Faden hinüber.[1])

Mögen die paar Blätter freundliche Leser finden!

Solche werden, im Geiste Hebels, gewiß herzliche Grüße zu der Greisin senden, die so schön und fromm das Andenken ihres Paten, zugleich auch die Erinnerung an den uns allen so innig naheſtehenden Dichter pflegt.

Albert Geßler.

Die Erinnerung an die gemütliche Feier des 150ten Geburtstages unseres lieben alemannischen Dichters J. Peter Hebel im idyllischen Orte Hausen des badischen Wiesentals, sowie das Gedenken an das erhebende Fest der Denkmal-Enthüllung in Lörrach, das Liebe und Verehrung dem Dichter widmete, mag wohl einem begeisterten Verehrer Hebels den Wunsch erweckt haben, die Veranlassung kennen zu lernen, welcher die kleine Amalie Nußbaumer die Ehre der Patenschaft eines der lieblichsten Sänger im deutschen Dichterwalde verdankt. — Auch mein jüngeres Schwesterchen Sophie Marie, sowie mein noch jüngerer Bruder Leopold wurden dieser Auszeichnung teilhaftig. Beide Geschwister waren jedoch zu klein, sich des lieben Paten zu erinnern. Dieses Glück ward mir als der Ältesten in reichem Maße verliehen! So will ich denn, der freundlichen Aufforderung folgend, versuchen, das, was mir meine sel. Eltern darüber erzählt und was ich mir als schönste Erinnerung an meine Kinderjahre mit frischer Lebendigkeit bewahrt habe, hier niederzuschreiben! —

Mein Vater begegnete als junger Militärarzt dem Dichter Hebel bei einer Dienstreise zur Aushebung der Militärpflichtigen im badischen Wiesental, lernte jedoch den liebenswürdigen Kirchenrat erst in Karlsruhe im Jahre 1805 näher kennen und lieben. Hebels für Freundschaft empfängliches

[1]) „Der Schneider in Pensa" siehe die Hebel-Ausg. (1911) von A. Sütterlin (bei Bong & Co.), IV. S. 180 und (Anm.) S. 375.

Gemüt ſchloß ſich mit herzlicher Zuneigung dem jüngern Mann an. Dieſe auf Sympathie begründete Freundſchaft mag wohl Mitveranlaſſung geweſen ſein zu dem heitern Grenadierlied:

„Wohl auf! wohl auf! Die Fahnen wehn!
Der Tambour zieht voran ꝛc.“,

welches der Dichter den badiſchen Truppen beim Ausmarſch 1809 widmete. Doch weder dieſe Trennung, noch die darauf folgenden Feldzüge, denen ſtets mein Vater als Militärarzt beiwohnte, noch die andauernde Trennung durch den Krieg Napoleons 1812 mit Rußland konnte den Freundesbund lockern, ſondern knüpfte ihn noch enger fürs ganze Leben. Nach Rückkehr des Freundes aus Rußland folgte Hebel mit Intereſſe deſſen Mitteilungen über die troſtloſen Verhältniſſe, denen die Truppen durch Hunger und Kälte in großer Menge erlegen waren, ſowie der Schilderung der entſetzlichen Kataſtrophen beim Übergang der Flüchtigen über die Brücke der Bereſina, deren eiſige Fluten Hunderte verſchlungen hatten! Aufs tiefſte ergriffen ward der gute Hebel über den Edelmut ſeines Freundes, welcher, als Militär- und Leibarzt des badiſchen Kommandeurs Markgrafen Wilhelm von Baden die von dieſem dringend gewünſchte Rückkehr in ſein Vaterland ausſchlug, um freiwillig im Feindesland zurückzubleiben, ſeinen dem größten Elend preisgegebenen Kameraden, die krank, verwundet, ohne Arzt, ohne Pflege in primitivem Spitale lagen, ärztlichen Beiſtand und möglichſte Hilfe angedeihen zu laſſen. Von den Entbehrungen, den die Kräfte nahezu aufreibenden Anſtrengungen, denen ſich der in dieſem Hoſpital allein zurückgebliebene Arzt unterzog, hier weiter zu reden, würde gar manche Zeile in Anſpruch nehmen! Dieſer opferwilligen Menſchenliebe folgte neue Gefangenſchaft und Verbannung nach Sibirien. Die meiſten der dahin verſchickten Kriegsgefangenen wurden über Penſa, die Grenzſtadt Rußlands, den Sitz eines ruſſiſchen Statthalters, geführt. Daſelbſt wohnte ein aus dem Städtchen Bretten im

Großherzogtum Baden ausgewanderter Schneider, welchem das Schicksal der Unglücklichen sehr zu Herzen ging; er erkämpfte sich beim Statthalter die Erlaubnis, seine entkräfteten Landsleute bei sich aufzunehmen, zu bewirten und möglichst für sie sorgen zu dürfen. Bei einem der letzten dieser Transporte befand sich mein Vater mit vielen höhern Offizieren und Soldaten aus dem von ihm so pflichttreu behüteten Spital. Der gute Schneider wollte alles aufbieten zu ihrer Rettung, und während sich seine vortreffliche Frau um kräftige Nahrung, frische Wäsche und gute Betten bemühte, drang der im kaiserlichen Palais wohlbekannte Schneider hilfesuchend und unerschrocken bis zur russischen Kaiserin, einer deutschen Prinzessin,[1]) vor, dieselbe fußfällig um Erbarmen für ihre Landsleute bittend, wodurch den Verbannten Befreiung und Rückkehr in ihr Vaterland ermöglicht wurde.

Von ihren Wohltätern mit neuen, auch mit reparierten Kleidern reichlich beschenkt, traten sie dankerfüllten Herzens die Reise in die Heimat an! —

Nach der im Februar 1821 vollzogenen Vermählung des Brigadearztes Dr. Georg Nußbaumer in Karlsruhe mit der Tochter des damaligen Domänenverwalters Philipp Crecelius in Pforzheim fand der hochgeehrte, liebe Kirchenrat und Prälat Hebel traulichen Verkehr im Hause seines Freundes. Der glücklichen Ehe entsprossen drei Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe. Ich als am 7. März 1822 Erstgeborne erhielt bei der Taufe die Namen Wilhelmine Cäcilie A m a l i e mit der Patenschaft des liebenswürdigen Prälaten.

Oftmals erzählte mir meine Mutter von der großen Freude, welche der gute Pate an dem lebhaften blauäugigen „Mädele“ hatte, das ihn stets so lustig anlachte. An meinem Tauftage soll er, mit gefalteten Händen und bewegten Herzens an meiner Wiege stehend, mir d r e i Wünsche auf den Lebensweg gegeben haben:

---

[1]) Elisabeth Luise Marie von Baden.

„Der liebe Gott geb' Dir:
Einen frommen Sinn,
Ein heiteres Gemüt,
Ein liebewarmes Herzle!"

Dieſe drei Segenswünſche begleiteten mich durch Leid und Freud. Mein heiteres Temperament ließ mich die goldnen Sonnentage meines Lebens in verklärter Schönheit ſchauen — die tiefen Seelenſchmerzen mit frommer Gottergebenheit ertragen und die Heiligkeit eines liebewarmen, ſelbſtloſen Herzens als höchſtes Erdenglück feſthalten und pflegen. —

Schon im zarteſten Kindesalter hatte ich den freundlichen Paten herzlich lieb. Mit Ungeduld erwartete ich ſein öfteres Kommen, und ſobald er, nach ſeiner neckiſchen Gewohnheit, den Kopf fröhlich lachend zum Türenſpalt hereinſteckte, flog ich ihm in jubelnder Freude entgegen — er nahm mich ſofort in die Arme, ſetzte das kleine „Herzle", wie er mich meiſtens nannte, auf ſein Knie, und wehrte mir nicht, wenn ich voll Übermut ſeinen hübſchen weißen Schlips tüchtig zerzauſte. Mit ſtets neuem Vergnügen betrachtete ich die kleinen lila Blümchen auf ſeiner gelben Weſte. — Entdeckte ich jedoch, daß dieſe, wie gar oft geſchah, ſchief zugeknöpft war, klatſchte ich beluſtigt in die Händchen, zog einen Knopf um den andern auf und neſtelte ſie eifrig mit meinen Fingerchen richtig zu, wobei mir der gute Pate ſeelenvergnügt zuſchaute.

An ſchönen Sommertagen nahm er mich oftmals bei der Hand zu einem Spaziergang in unſern großen blumenreichen Hausgarten. Bei jedem der Beete machte er Halt, um mir immer wieder die hübſchen Blumen mit Namen zu nennen; ſchaute jedoch ein Blümchen recht naſeweis aus ſeinen grünen Blättern hervor, brach er es ſanft ab und ſteckte es mir in die blonden Löckchen, wodurch ich mich ſo ſtolz fühlte wie eine kleine Königin in den Märchen, die mir meine Mutter erzählte. Huſchte zuweilen ein Käferchen über den Weg, ſo trat er raſch mit mir zur Seite, damit es nicht zertreten wurde,

und erzählte mir eine herzige Lebensgeschichte des netten Tierchens, welcher ich vergnügt und aufmerksam zuhörte. — Durch all diese für ein lebhaft empfindendes Kind so wichtigen Begebenheiten erhöhte der liebe Pate in mir die Freude an Blumen, Pflanzen und Tieren, welche meine Mutter bereits in meinem Herzchen erweckt hatte. —

In sehr frischem Gedenken blieb mir auch manche gemütliche Abendstunde, wenn meine Mutter, zum Singen aufgefordert, ihre Guitarre an glänzend himmelblauem Band umhing und, von Vaters Tenor und Hebels Brummbaß (wie er es nannte) begleitet, alemannische Lieder und Volkslieder mit ihrer schönen Stimme sang. Bei den Volksliedern, von welchen ich schon viele singen konnte, durfte auch ich mein Stimmchen hören lassen. — — Doch wie alles Hohe und Herrliche dem ewigen Wechsel in diesem Erdenleben unterworfen ist, folgte auch diesen trauten, frohmütigen Stunden ein unerwartetes Ende! —

Unvergeßlich bleibt mir die große Bestürzung meiner sel. Eltern, als ein reitender Bote die Nachricht von der schweren Erkrankung Hebels mit dessen besonderm Wunsch überbrachte, mein Vater möge sofort kommen, dem Freunde die Hand zu drücken. Ungesäumt reiste mein Vater mit Extrapost nach Schwetzingen ab in der tröstlichen Hoffnung, den geliebten Mann durch eine rasche Operation retten zu können. Die indessen eingetretene Schwäche des Patienten machte eine solche unmöglich.

Bei Ankunft meines Vaters war der gute Hebel, trotz schwerer Schmerzen, klaren Geistes und begrüßte den getreuen Freund mit freudestrahlenden Augen und liebewarmer Herzlichkeit. — Bald darauf erhielten wir die Trauerbotschaft vom Heimgang eines der Edelsten, die über die Erde gegangen sind. Meine Mutter schloß mich weinend in die Arme, und in meinem Kinderherzchen zitterte der erste Lebensschmerz. — — — —

Die Anteilnahme an dem Tode des hochgeehrten Prälaten und Kirchenrats Hebel war eine allgemeine, welche sich

insbeſonders auf alle Schichten der Bevölkerung der Schweiz und des Großherzogtums Baden erſtreckte.

Die Erinnerung an meinen geliebten Paten begleitete mich von zarteſter Kindheit an bis in mein hohes 89jähriges Lebensalter. Auch ſeine vielen Verehrer werden gerne mit herzlicher Freudigkeit des reichen Geiſtes, der warmen Menſchenliebe und humorvollen Liebenswürdigkeit des allzu früh Heimgegangenen gedenken, und im Herzen des deutſchen Volkes wird der Name des alemanniſchen Dichters J. P. Hebel niemals erlöſchen! —

Amalie Böhling geb. Nußbaumer.

Professor Eduard Hagenbach-Bischoff.

Von F. Zschokke.

Als am spät erwachenden Wintermorgen des 24. Dezember 1910 sich in Basels Straßen die Kunde verbreitete, Professor Eduard Hagenbach-Bischoff sei in der vergangenen Nacht seinen schweren Leiden erlegen, senkte sich aufrichtige Trauer in manches Herz. Denn vielen war der Verstorbene in seinem Leben nahe getreten, und jeder, der ihn kennen durfte, wußte von seiner Güte zu sprechen und von seinem stets hilfsbereiten Rat.

Am Tage nach Weihnachten trugen sie den verdienten Mann zu Grabe. Hinter dem Sarge schritten die Vertreter der Behörden, die Lehrer der Hochschule, die zahlreichen Freunde und in nicht endendem Zug die, denen er in seinem Leben Gutes erwiesen durch Rat und Tat. Antistes v. Salis sprach in der Peterskirche ergreifende Worte des Trostes. An der offenen Gruft aber, um die wie ein verheißungsvoller Frühlingsflor die Blumengewinde blühten, riefen dem Bürger, dem Gelehrten und Menschenfreund der Präsident des Basler Regierungsrats, der Rektor der Universität und Abgesandte von Kommissionen und Gesellschaften den Scheidegruß zu.

Noch einmal, in der Nacht des 13. Januar 1911, öffneten sich die Gitter des Gottesackers zu erhebender Trauerfeier. Die Studentenschaft gedachte ihres geliebten Lehrers. Leise fiel der Schnee auf das frische Grab; roter Fackelschein glitt über die weiße Decke und erhellte in erlöschendem und wieder aufflackerndem Licht die jugendlichen Gestalten und die frischen

Gesichter. Der Jugend, der das Leben und die Zeit gehöre, dankte im Sinne des verewigten Vaters sein Sohn und Nachfolger.

Der Mann, dem die allgemeine tiefe Trauer und alle Ehren galten, sah Basel groß werden und aufblühen. Seine Jugend fällt in die Zeit, als Wälle noch die Stadt umgürteten und früh abends sich die Tore schlossen. Dann fielen die Mauern; die Stadt dehnte sich, und in die offenen Straßen hielt ein neuer Geist seinen Einzug. Wo aber in der Zeit der raschen Entwicklung und Umwälzung sicherer Rat und Besonnenheit not tat, stand Eduard Hagenbach an erster Stelle. Sein Name verknüpfte sich mit der fortschreitenden Umgestaltung der Schule und besonders der Universität, und wann immer Werke edler Menschenfreundlichkeit entstanden, Hagenbachs eifriger Antrieb führte sie über alle Hindernisse zur schönen Blüte. Er war als Mann der Wissenschaft mit dem ganzen geistigen Leben seiner Vaterstadt eng verbunden; er diente in mannigfaltigster Stellung der Öffentlichkeit, und wußte als echter Volksmann die Form zu finden, im Vortrag wie im Umgang mit jedem Einzelnen, die ihn bei der großen Menge verständlich und populär machte. Wohlwollende Güte war der Grundzug seines Charakters, hoher Bürgersinn seine schönste Tugend.

Es fällt schwer, Hagenbachs Nekrolog zu schreiben, den selten vielseitigen Mann in seiner vollen Bedeutung zu erfassen, der Lebhaftigkeit seines Geistes gerecht zu werden und den letzten Quellen seiner starken Wirkung nach außen nachzugehen. Für denjenigen vollends, der Hagenbach nicht in seinem Werden sah, sondern nur den fertigen Mann kannte und den vom Alter allerdings erst spät eingeholten Greis, steigert sich die Schwierigkeit, ein richtiges Lebensbild zu zeichnen, fast zur Aussichtslosigkeit. So schulde ich denn aufrichtigen Dank den Angehörigen des engsten Familien- und Freundeskreises des Verewigten, die mir Gehör gewährten und meine Aufgabe durch gütige Mitteilungen über Hagen-

bachs Leben erleichterten. Leider verhinderten mancherlei Gründe die wirklich dazu Berufenen, des verehrten Mannes Biographie zu entwerfen. In dieſen Worten liegt zugleich die Bitte, meinen Willen nachſichtig für die Tat anzunehmen.

Eduard Hagenbach entſtammte einer jener Basler Profeſſorenfamilien, denen Pflege der Wiſſenſchaft und treue Fürſorge für die Hochſchule der Vaterſtadt zur guten Tradition geworden iſt. Sein Großvater Karl Friedrich († am 20. November 1849) war Arzt und lehrte an der Univerſität Anatomie und Botanik. Der Vater, Karl Rudolf (4. März 1801 bis 7. Juni 1874), habilitierte ſich 1823 an der theologiſchen Fakultät und hatte ſeit 1828 als Ordinarius den Lehrſtuhl für Kirchengeſchichte inne. Nicht weniger als fünfmal übertrug ihm das Zutrauen der Kollegen die Würde eines Rektors der Hochſchule. Das Andenken an den ausgezeichneten Mann, den geiſtvollen Theologen, den ſcharfdenkenden Autor der Geſchichte der chriſtlichen Kirche und beſonders an den Verfaſſer von Gedichten, aus denen Herz und Gemüt ſpricht, lebt noch heute in Baſel ungetrübt weiter. Weitherzige Vielſeitigkeit und Milde, das Beſtreben, den Anſchauungen anderer gerecht zu werden und zwiſchen den Extremen zu vermitteln, kennzeichneten Karl Rudolf Hagenbach. Und dieſe Eigenſchaften gingen, zugleich mit unermüdlicher Arbeitsfreude und ernſter Pflichttreue, als koſtbares Erbe und unter dem ſtarken Einfluß des väterlichen Beiſpiels auf den Sohn Eduard über. Mit ihm erliſcht die Reihe von Profeſſoren noch nicht, welche die Familie Hagenbach Baſels höchſter Unterrichtsanſtalt ſchenkte. Im Jahr 1906 löſte den vom Lehramt ſcheidenden Vater ſein drittälteſter Sohn Auguſt als Profeſſor der Phyſik ab.

Eduard Hagenbachs Mutter, Roſina Geigy, tritt uns, nach mündlichen Berichten und nach dem Zeugnis von Briefen, als eine feingebildete und zartempfindende Frau entgegen. An ihr hing der junge Eduard mit aufopfernder und verehrungsvoller Liebe. Wenn aber die ſchwache Geſundheit der herzleidenden Frau die höchſte Schonung auferlegte, ergriff der

heranwachsende Sohn an Stelle der Mutter mit starker Hand und mit dem praktischen Geschick, das ihn auch später nie verließ, die Zügel der Haushaltung. Er sorgte für Küche und Keller, führte die Rechnung und beaufsichtigte das Gesinde, zum Ergötzen des Vaters, dem die Praxis des Lebens, wie es scheint, ferner lag.

Am 15. Juli 1855 schloß die Mutter für immer die Augen. Damit erwuchsen E. Hagenbach neue Pflichten gegenüber seinen zwei Brüdern. Mit wahrhaft väterlicher Sorge umgab er bis zu seinem Ende besonders den um 14 Jahre jüngeren, ihn einzig überlebenden Bruder Adolf, dem der Vollbesitz geistiger Fähigkeiten versagt blieb.

Das Geburtsdatum Eduard Hagenbachs fällt auf den 20. Februar 1833. Er war der zweitälteste von vier Knaben; zwei von ihnen wurden ihren Eltern schon in zarter Jugend durch den Tod entrissen. Nachrichten aus jener Zeit lassen ahnen, welch inniges Verhältnis im Hagenbach'schen Hause zwischen Eltern und Kindern herrschte, welche hingebende Sorgfalt der Erziehung gewidmet wurde, und wie tiefer Schmerz beim Verlust der zwei hoffnungsvollen Kinder einzog. Im Jahr 1844 schreibt der Vater Karl Rudolf Hagenbach an Jeremias Gotthelf über den Tod des ältesten Sohns. Der Brief klingt in einen Ton mutiger Ergebung aus: „Durch Glauben und Liebe allein, deren Produkt die Hoffnung ist, hoffe auch ich das Stärkste zu überwinden." Bald nachher weiß Hagenbach dem Freund in Lützelflüh zu berichten: „Die Kinder sind wohl, der Ältere (Eduard) turnt unter Spieß."

Besonders schön gestaltete sich das Familienleben zur Ferienzeit, wenn der sonst so vielbeschäftigte Vater die Arbeit beiseite legte und, nach alter Basler Sitte, mit seinen Angehörigen einige Wochen der Erholung in der grünen Einsamkeit des in großen, ruhigen Linien verlaufenden Jura suchte. „Wir fühlen uns nicht einsam," schreibt er dem befreundeten Emmenthaler Pfarrer vom Sennberg Limmern am Paßwang aus, „wir haben die Kinder und haben Bücher." „Gewöhn-

lich in den Ferien", heißt es weiter, „suchen wir einen drei- bis vierwöchentlichen Weideplatz auf, einen wahren, nicht bloß nominalen Sennhof, und einen frischen Grasberg statt des dürren Heubergs, um uns dabei leiblich, seelisch und gemütlich wohl sein zu lassen, uns durchzulüften, durchzusonnen und auszulaufen in der Runde." „Ich mache mit den Knaben so weit es geht Exkurse, doch so, daß wir immer wieder in unsere Sennhütte einkehren."

Die Worte, welche der Vater 1843 aus dem Jura schrieb, hätte vierzig oder fünfzig Jahre später der Sohn, Eduard Hagenbach, vollständig unverändert schreiben können, wenn er in den Sommerferien immer wieder mit den Seinen auszog in die Alpen von Bern, Wallis oder von Graubünden. Dann vergaß er, umgeben vom engen Familienkreis, Arbeit und Amtsgeschäfte. Jeder schöne Tag brachte eine Wanderung auf einen aussichtsreichen Gipfel oder in ein einsames Gletschertal. Die durch trübe Witterung aufgezwungene Rast verkürzten auch ihm die Bücher. Jede Fachwissenschaft war verbannt; Werke geschichtlichen, geographischen und biographischen Inhalts vor allem fesselten in der Ferienzeit ausschließlich sein Interesse.

Als Vorsteher der Frey-Grynäischen Stiftung bewohnte Karl Rudolf Hagenbach seit dem Jahre 1831 das Haus Nr. 33 am oberen Heuberg. Eine Stelle in dem soeben angeführten Brief an Jeremias Gotthelf spielt auf den Namen des Wohnorts an. Dort mitten im alten Basel kam Eduard Hagenbach zur Welt; der Heuberg blieb seine Heimat bis zur Verheiratung.

Enge Treppengassen, mit kleinen, zusammengedrängten Häusern führen steil zu dem hochgelegenen Ort empor. Oben weitet sich aber der Blick über das Wirrwarr der Dächer der Stadt bis zu den schlank aufsteigenden Münstertürmen. Durch das Grün hochgewölbter Bäume schimmert in gedämpftem Rot das mächtige Schiff der nahen Leonhardskirche. Das Haus selbst mit seiner zurücktretenden Front, seinen gebrochenen

Dachlinien, den einſpringenden Winkeln und dem hohen Giebel, den ein breiter Schornſtein krönt, macht den Eindruck behaglicher Stimmung und etwas verträumter Zurückgezogenheit, und trägt zugleich ein ſtark individuelles Gepräge. Eine hohe Mauer trennt den Vorhof vom Leben der Straße; Epheu und wilder Wein klettern an den Wänden empor und umranken das graue Holzwerk einer offenen Laube, die in der Höhe des erſten Stockwerkes die eine Hofſeite begleitet. Auch das Hausinnere, die ſcheinbar ohne Plan ſich folgenden niederen Zimmer, ſchmalen Gänge und Treppen, die verlorenen Winkel und Ecken ſprechen von dem Bedürfnis nach Wohnlichkeit in einer guten alten Zeit.

An dieſer Stelle traulicher Behaglichkeit verfloſſen Eduards Jugendjahre; dort erſchloſſen ſich, beſtrahlt von der Liebe der Eltern und im Sonnenſchein eines glücklichen Familienlebens, früh die reichen Gaben ſeines Gemüts. Von dort zog der Knabe in die Basler Schulen und der Jüngling hinaus in die weite Welt. Die Ferien führten den jungen Studenten zurück in das Vaterhaus, und in der alten Stube ob der Reblaube gaben ſich wieder, wie ehemals, ſeine Freunde und Studiengenoſſen Stelldichein.

Den ſchlummernden Sinn indeſſen für die Schönheit der Natur und das Gefühl für die Geſetzmäßigkeit ihrer Erſcheinungen mögen in dem jungen Hagenbach bereits in der Kinderzeit die Wanderungen mit dem Vater geweckt haben.

Früh, ſchon als Gymnaſiaſt, bekundete E. Hagenbach eine entſchiedene und immer deutlicher ſich ausſprechende Vorliebe für die exakten Wiſſenſchaften. Auch darüber berichtet der Vater an den Freund Gotthelf. Er erzählt ihm, am 19. Februar 1851, daß ſein Eduard im Frühjahr das Pädagogium verlaſſe, um Student zu werden und fügt bei: „er will ſich der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften zuwenden.“ Bald, im Dezember desſelben Jahrs, kann er freudig weiterfahren: „Mein Studioſus hält ſich ſehr brav und macht mir viel Freude, er treibt mathematiſche und alchymiſtiſche Dinge, von

denen ich leider gar nichts verstehe." Auch später verfolgt der Vater den Studiengang des Sohns mit regstem Interesse; er bringt Eduard im Spätjahr 1852 nach Genf, „damit er dort Naturwissenschaften und Mathematicam studieren soll, wozu er entschiedenes Talent hat". Der Abschied fiel dem Vater schwer, „obgleich ich gute Nachrichten von ihm habe, vermisse ich ihn doch sehr, da er mir auch praktisch immer zur Hand war". Im Dezember 1853 endlich erfährt Gotthelf durch Hagenbach: „Meinen Sohn habe ich nun in Berlin abgesetzt, wo es ihm wohl geht."

So entwerfen die Briefe K. R. Hagenbachs an den Berner Volksschriftsteller ein gedrängtes Bild von Eduards Studiengang. Sie sprechen zugleich von der Fürsorge und vom Weitblick des Vaters, der eine Trennung vom Sohn nicht scheute, als es für diesen galt in der weiten Welt sein Wissen und seine Erfahrung zu mehren und seinen Charakter zu stählen.

Über die Studienjahre des jungen Hagenbach fließen die Nachrichten spärlich, sodaß es schwer fällt, das vom Vater nur in wenigen Zügen skizzierte Bild zu ergänzen. Wir können indessen aus mancherlei Anzeichen erschließen, wie sehr der Jüngling seine Studienzeit fruchtbringend auszunützen verstand. Seine Wißbegierde und geistige Regsamkeit, unterstützt durch seine Lebhaftigkeit und die Fähigkeit, sich rasch mit fremden Personen und Verhältnissen zu befreunden, ließen ihn keine Gelegenheit zur Mehrung der Kenntnisse versäumen.

Aus dem Pädagogium trat der Jüngling im Frühjahr 1851 für die ersten Semester an die Basler Universität über. Rudolf und Peter Merian, Schönbein und Wiedemann, dessen Nachfolger er später werden sollte, führten den jungen Studenten in die Wissenschaft ein. Ihnen hat Hagenbach bis zu seinem Ende manches Wort dankbaren Gedenkens gewidmet.

Von besonders nachhaltiger Wichtigkeit in mehr als einer Richtung wurde der Aufenthalt in Genf. An der Akademie der Rhonestadt hörte Hagenbach Mathematik bei Oltramare,

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

Aſtronomie bei Plantamour und ſah bei E. Wartmann zum erſtenmal ein gut eingerichtetes phyſikaliſches Kabinet. Seiner geiſtigen Beweglichkeit mußte die welſche Lebhaftigkeit beſonders zuſagen. In Genf und ſpäter in Paris erwarb er ſich als Student die franzöſiſche Leichtigkeit der Auffaſſung und des Ausdrucks als bleibendes Gut, das indeſſen nie auf Koſten der Gründlichkeit anwuchs.

Schon in Baſel war Hagenbach am 21. Juni 1851 dem Zofingerverein beigetreten; die Genfer Sektion der Verbindung ward für ihn eine Stätte patriotiſcher Begeiſterung und ſchenkte ihm manchen für das Leben geſchloſſenen Freundſchaftsbund. An den Zentralfeſten erweiterte ſich der Freundeskreis. So ſchreibt der ſpätere berniſche Staatsmann A. Bitzius, der Sohn von Jeremias Gotthelf, daß er Hagenbach im Jahre 1853 in Zofingen kennen gelernt habe. Aus jener Zeit ſtammt auch eine Silhouette Hagenbachs mit der weißen Mütze und dem rotweißen Band. Sie ſtellt einen ſchlanken Jüngling, mit dem uns allen bekannten ſcharf geſchnittenen Profil und mit wallendem, vollem Haar dar.

Den Gewinn, den die Zofingia an warmem Patriotismus und an treuer Freundſchaft dem Studenten gebracht hatte, vergaß der Mann bis zu ſeinem Lebensende nicht. So oft die Zofinger mit fliegenden Fahnen und unter dem Klang der Studentenlieder zum Kommers zogen, griff auch der alte und doch immer junge Herr nach der verſtaubten weißen Mütze und ſetzte ſich, der Begeiſtertſten einer, mitten in die frohe Tafelrunde der Jugend. Dann erhob er ſich auch oft, um in hohen Worten vom Vaterland und von der nicht vergehenden Freundſchaft zu ſprechen, und den Redner begrüßte der hundertfache Jubel der friſchen, jungen Stimmen.

An das Studium in Genf ſchloß ſich ein längerer Aufenthalt in Paris und Berlin. Erſt im Frühjahr 1855 kehrte der angehende Gelehrte in das elterliche Haus zurück. Die in Deutſchland wie in Frankreich geſammelten Erfahrungen beſtimmten in hohem Maße Hagenbachs ganze Forſcherarbeit und

Lehrtätigkeit. In Paris war der junge Basler Schüler von Jules Célestin Jamin, der zuerst das Experiment in weiterem Umfang in den Dienst seines glänzenden Unterrichts stellte; in Berlin besuchte er die Vorlesungen des durch seine Arbeiten in Optik, Wärmelehre und Meteorologie berühmten Heinrich Wilhelm Dove und des hervorragenden Physikers Heinrich Gustav Magnus. Die populären Vorträge, welche der letztere neben seinen wissenschaftlichen Vorlesungen veranstaltete, schwebten Hagenbach später wohl als nachahmenswertes Beispiel vor, die Wissenschaft in würdiger Form breiten Volksschichten darzubieten. Von dem Humor aber, mit dem Dove seinen Unterricht zu würzen verstand, klingt auch ein warmer Ton in Hagenbachs Kollegien nach.

In Basel erwarb sich Eduard Hagenbach mit hoher Auszeichnung am 18. September 1855 den philosophischen Doktorgrad. Fünfzig Jahre später erneuerte ihm die Fakultät feierlich das Diplom. Nun war der junge Gelehrte wohlgerüstet bereit, in den Dienst seiner Vaterstadt zu treten. An Gelegenheit, sein Wissen und Können zu verwerten, sollte es nicht fehlen. Mehr als ein Gebiet dankbarer Betätigung öffnete sich dem unermüdlichen Eifer des hochbegabten und vielseitig befähigten Mannes; keines aber bestellte er ausdauernder und mit größerer, stets sich erneuernder Begeisterung, als das Feld der akademischen Lehrtätigkeit, und keines trug ihm reichere Ernten.

Hagenbachs Laufbahn als Lehrer läßt sich durch folgende Daten umgrenzen. Seit 1856 lehrte er an der damals schon unter H. Kinkelins Rektorat stehenden Gewerbeschule, der späteren Realschule, Physik und Chemie. 1859 trat E. Hagenbach in den Lehrkörper der Basler Hochschule als Privatdozent für Physik ein, und wieder drei Jahre später, am 26. Februar 1862, folgte der erst Neunundzwanzigjährige dem aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden Joseph Eckert auf dem Lehrstuhl der Mathematik. Durch das Gesetz vom 30. März 1852 waren für die Disziplinen der Chemie und der Physik

getrennte Lehrkanzeln errichtet worden. Als Professor der Physik wirkte kurze Zeit Christoph Stähelin und nach ihm, 1854 bis 1863, Gustav Wiedemann. Bei dem Wegzug des hervorragenden Gelehrten und Lehrers, der in Braunschweig, Karlsruhe und endlich in Leipzig ein weiteres Wirkungsfeld fand, ward Eduard Hagenbach-Bischoff zum Ordinarius der Physik ernannt (6. Juni 1863). Die dadurch frei werdende Stelle eines Professors der Mathematik trat Carl Neumann an, der später nach Tübingen und Leipzig zog. Hagenbach blieb volle 43 Jahre ordentlicher Professor der Physik. Erst im Jahr 1906, als sich Altersbeschwerden fühlbarer machten, trat er mit männlichem Entschluß von dem Posten, dem er eng verbunden Gestalt und Bedeutung gab, zurück. Zweimal ließ ihn die Liebe zur Vaterstadt und ihrer Universität einen ehrenvollen Ruf an die Münchener technische Hochschule ausschlagen.

Zuerst übte Eduard Hagenbach seine Lehrtätigkeit in dem am 26. November 1849 eingeweihten Museum an der Augustinergasse aus, seit dem Jahr 1874 stand ihm das durch seine kraftvolle Initiative geschaffene Bernoullianum zur Verfügung.

Hagenbach war Rektor der Universität im Jahre 1870; wiederholt stand er der philosophischen Fakultät als Dekan vor. Er verwaltete in mustergültiger Weise das Vermögen der Hochschule während mehr als 25 Jahren als Curator fisci; er gehörte einer sehr großen Anzahl von Kommissionen der Regenz und der Fakultät an; seine gewissenhafte Teilnahme an den unzähligen Sitzungen der akademischen Behörden ist vorbildlich und sprichwörtlich geworden.

Doch was vermögen bloße Daten über die wahre Bedeutung des hochverdienten Mannes für das Leben und die Entwicklung der Basler Universität zu sagen. Ein nach Hagenbachs Tod erschienener Nekrolog ruft mit vollem Recht aus: „Während des letzten halben Jahrhunderts war er der Stolz und die Stütze der Alma mater basiliensis.“

Die Überlieferung der Basler Gelehrtenfamilie schon führte Hagenbach in den Dienst der Hochschule. Doch sorgten mannigfaltige Begabung, nach allen Seiten gerichtete Interessen und eine ungewöhnliche Aufopferungsfähigkeit dafür, daß seine Verdienste um die Universität das traditionelle Maß weit überschritten. Er blieb nicht allein ein hervorragender Gelehrter und ein durch Pflichttreue und Begeisterung getragener Lehrer.

Keinem gelang es besser, als Hagenbach, die höchste Lehranstalt nach außen zu vertreten, das Interesse weitester Kreise der Bürgerschaft für die Universität zu wecken und wach zu erhalten und so den Boden zu bestellen, auf dem in dem kleinen republikanischen Gemeinwesen allein die ideellen Zwecken dienende Schule gedeihen und blühen kann. Bei seinem Bestreben, der Universität freiwillige Hilfe zuzuführen, kam Hagenbach die Fähigkeit seines leichten Umgangs mit Leuten jeden Standes zu gut. Jedermann verstand seine von innen ausströmende, warme Lebhaftigkeit, und keiner konnte sich ihrem Einfluß entziehen.

Für das innere Leben der Universität war Hagenbach der gründliche Kenner aller akademischen Verhältnisse, der immer mit der Wirklichkeit rechnende Vermittler und der stets hilfsbereite Ratgeber. Seine große Erfahrung berechtigte ihn, das Wort in allen Fragen zu ergreifen, und dieses Wort wußte auch aus schwierigen Lagen immer wieder den richtigen Ausweg zu weisen.

Der begeisterte Dank aller mit der Universität irgendwie verbundenen Kreise klang Hagenbach entgegen, als er am 21. Februar 1887 gemeinsam mit seinem zwei Jahre jüngeren Freunde August Socin das fündundzwanzigjährige Jubiläum der akademischen Lehrtätigkeit feierte. Schon früher, bei der Eröffnung des Bernoullianum, am 2. Juni 1874, hatte ihn die medizinische Fakultät zugleich mit Professor F. Burckhardt durch die Verleihung des Titels eines Ehrendoktors ausgezeichnet. Durch seine rastlosen Bemühungen um die Er-

richtung einer Anstalt für Physik, Chemie und Astronomie gewann sich Hagenbach höchste Verdienste um Universität und Gemeinwesen.

Die Schaffung der ersten Grundlage zur Erstellung der späteren physikalischen Anstalt im Bernoullianum reicht bis in das Jubiläumsjahr 1860 zurück. Als damals Basels Bürgerschaft das vierhundertjährige Bestehen der Hochschule in frohem Feste feierte, bekundete sie von neuem die oft erprobte Opferwilligkeit. 270 Freunde der Universität spendeten die Jubiläumsgabe von nahezu 60 000 Franken zur Erstellung einer Sternwarte. Im Kreise der die Sammlung vorbereitenden Kommission hatte, gegenüber anderen Vorschlägen, Prof. C. G. Jung die Ansicht vertreten, die zu erwartende Gabe sei zugunsten der Ermöglichung astronomischer Studien zu verwenden. Seinem Antrag verhalf durch überzeugende Begründung Prof. F. Burckhardt zum Siege.

Das Projekt wuchs bald über die ihm ursprünglich gezogenen Grenzen. Dazu gab wohl vor allem die Übernahme der Lehrstelle für Physik durch E. Hagenbach den Anstoß. Als Studierender hatte er zum erstenmal in Genf ein gut eingerichtetes physikalisches Kabinet gesehen, und als ihn sein weiterer Studienweg nach Berlin und Paris führte, erkannte Hagenbach rasch die Notwendigkeit experimenteller Forschung und praktischen Unterrichts in dem von ihm bebauten Wissensgebiet. Überall entstanden in jener Zeit an den Hochschulen physikalische Institute, und in diesen aufblühenden Forschungsstätten vollzogen sich die großen Fortschritte in der Physik, die die Mitte des verflossenen Jahrhunderts auszeichnen.

So ward der junge Basler Professor zum eifrigen und nie ermüdenden Befürworter der Errichtung einer physikalischen Anstalt an der Universität seiner Vaterstadt. Seine persönlichen Eigenschaften kamen ihm bei der großen Aufgabe zu statten. Die vielfachen Beziehungen Hagenbachs zu allen Schichten der Bürgerschaft und seine Fähigkeit, durch eindringende Worte weite Kreise für wissenschaftliche Ziele zu

begeistern, ließen ihn die materiellen Mittel zur Ausführung des großen Plans finden. Sein ungewöhnliches Organisationstalent bewährte sich glänzend beim Bau und bei der Einrichtung des Bernoullianum, und sein klarer, weit in die Zukunft ausschauender Blick ließ ihn von Anfang an die Doppelbestimmung der neuen Anstalt als Stätte der Forschung und des Unterrichts klar erfassen und Vorsorge treffen für die Entwicklungsmöglichkeiten nach beiden Richtungen hin. Das Bernoullianum ward zum wissenschaftlichen Heim Hagenbachs, zum Ort seiner Arbeit als Forscher und als Lehrer. Aus dem Haus und seiner Geschichte spricht der Geist und die nie ruhende Tätigkeit seines Schöpfers.

Bis zum Jahre 1849 verfügte das unter Schönbeins Leitung stehende physikalische Kabinet über einen engen Raum im Falkensteiner Hof. Der Umzug in das an der Augustinergasse neu erbaute Museum brachte etwas erfreulichere Verhältnisse. Doch bald genug erwiesen sich auch die neubezogenen Räumlichkeiten als nach Umfang, Lage und Einrichtung ungenügend für die Ansprüche der fortschreitenden Wissenschaft.

Der drückenden Lage setzte erst der Bau des Bernoullianum in den Jahren 1872 bis 1874 ein Ende. Statt einer Sternwarte erstand ein für Physik, Chemie, Astronomie und Meteorologie ausreichendes Gebäude. — Das Verdienst, den Opfersinn von Privaten und die staatliche Hilfe für das Werk gewonnen zu haben, gebührt vor allem Eduard Hagenbach. Der Staat stellte den Bauplatz auf dem Hohen Wall am westlichen Saum der Stadt zur Verfügung, er errichtete die große Freitreppe und leistete einen nennenswerten Geldbeitrag; die städtischen Behörden sorgten für Abgabe und Zufuhr von Wasser und Gas. Nicht weniger als $^9/_{10}$ aber der auf 418 000 Franken ansteigenden Bau- und Einrichtungskosten deckten die freiwilligen Beiträge von Freunden der Universität und die Zuwendungen der Gesellschaften, die das Ziel anstreben, die Anstalten der Hochschule in ihrer Entwicklung und in ihrem Ausbau zu fördern. Die Akademische Gesellschaft,

der Museumsverein, die Gemeinnützige Gesellschaft unterstützten das Werk. Den finanziellen Grundstock bildete der ursprünglich für Zwecke der Astronomie gesammelte Jubiläumsfond.

Unter der Leitung des ausgezeichneten Architekten J. J. Stehlin wuchs der Bau heran. Hagenbach arbeitete, sorgte und kämpfte täglich mit. Manche Einrichtung, die sich in der Folge als notwendig erwies, mußte er einer kurzsichtigen Sparsamkeit stückweise abringen.

Am zweiten Juni 1874 konnte das Bernoullianum dem Staat als Universitätsanstalt geschenkt werden. Mit seinen geräumigen Hörsälen und wohleingerichteten Laboratorien durfte das Institut jahrzehntelang als vorbildliches Muster gelten und als Beispiel zugleich, wie sich mit beschränkten Mitteln Zweckentsprechendes erreichen läßt.

Private Beiträge vor allem hatten die Anstalt geschaffen; Hagenbachs nie rastende Tätigkeit wußte auch für die weitere Entwicklung seines Hauses den Strom opferwilliger Gaben fließen zu lassen. Von den im Laufe der kommenden Jahrzehnte für die physikalische Anstalt gemachten Aufwendungen fällt auf den Staat kaum der Bruchteil von 35%. Den großen Rest spendeten Private. Sie allein ermöglichten es der Anstalt, dem weitausholenden Schritt der Wissenschaft zu folgen, den Bestand der Instrumentensammlung in fortwährender Anpassung an die stets neuen Bedürfnisse zu vervollständigen und dem Forscher und Lehrer die zur erfolgreichen Ausübung seines Berufs nötigen Werkzeuge in die Hand zu legen. Der Vorsteher der physikalischen Anstalt wandte sich nie ungehört an den Opfersinn seiner Mitbürger, weil diese Tugend bei ihm selbst die schönsten und reinsten Blüten trug.

Als E. Hagenbach im Jahre 1892 die 75. Jahresversammlung der Schweiz. Naturforsch. Gesellschaft als Präsident leitete, entwarf er in kräftigen Zügen ein begeisterndes Bild über das, was in Basel im Laufe des 19. Jahrhunderts für die Naturwissenschaften geschehen sei. Ein Tischredner, der berühmte Leipziger Chemiker J. Wislicenus, meinte nachher mit

Recht, Hagenbach habe in seinen Eröffnungsworten das hohe Lied von Basels Opferwilligkeit im Dienste der Wissenschaft gesungen, niemand aber verkörpere die stete und unbegrenzte Hingabe vollständiger als er selbst.

Doch nicht nur empfangend war unter Hagenbachs Leitung das Bernoullianum, bald wurde es auch zu einer Quelle, aus der reiche Anregung und mannigfaltige Belehrung strömte in die breiten Volksschichten, in die stetig wachsende Schar der Studierenden und in den engern Kreis wissenschaftlicher Fachgenossen. Von der neugeschaffenen Anstalt, seinem eigensten Werke aus ging auch Hagenbachs Wirksamkeit und Wirkung als Popularisator, Lehrer und Gelehrter. Das Bernoullianum bildete den Ort und die Brücke, die ihn in regste geistige Verbindung mit der weiten Außenwelt brachte.

Zweimal wöchentlich, am Sonntag vormittag und am Donnerstag abend, füllt sich im Winter der große Hörsaal mit Lernbegierigen, die kommen, um in populärer Form gebotene Vorträge aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens entgegenzunehmen. Den Naturwissenschaften bleibt in diesem Institut der Volksbildung stets ein breiter Raum offen. Lehrer der höheren Schulen, besonders auch der Universität, akademisch Gebildete aller Fakultäten sind die Vortragenden, das Publikum aber gehört den weitesten Kreisen der Basler Bevölkerung an. Der Einrichtung und Förderung der Bernoullianumsvorträge widmete Hagenbach manche Stunde eifriger Tätigkeit. Er sah in ihnen nicht nur ein Mittel zur Verbreitung allgemeiner Bildung, sondern vor allem auch einen Weg, auf dem die Lehrer der Hochschule einen Teil der Dankesschuld gegenüber der Bürgerschaft für manches der Universität gebrachte freiwillige Opfer abtragen können. Die populären Vorträge sollen weiten Kreisen gegenüber die in Basel für höhere Studien gemachten Aufwendungen rechtfertigen. Sie sind bestimmt, als starke Wurzeln den Baum der Hochschule mit seinem Nährboden, dem Opfersinn der Bürgerschaft, zu verbinden.

Hagenbach ſtand der Kommiſſion für die Bernoullianums-Vorträge jahrzehntelang vor. Er wußte immer wieder freiwillige Geldquellen für das Unternehmen zu erſchließen, und ſeinen ſtets erneuten Werbungen um Vortragende konnte ſich ſo leicht keiner entziehen. Vor allem aber gab er ein leuchtendes Beiſpiel aktiver Aufopferung für das Werk. Im Lauf von 47 Jahren trat er nicht weniger als 123 mal vor das geſpannt ſeinen Ausführungen lauſchende Publikum, das den großen Saal ſtets bis auf den letzten Platz füllte. Selbſt die Altersbeſchwerden der letzten Zeiten ließen ihn auf die liebgewordene Pflicht nicht verzichten.

Seine Klarheit und die vollſtändige Beherrſchung des Stoffs, unterſtützt von den äußeren Mitteln großer Rednergabe und eines weittragenden Organs befähigten Hagenbach in ungewöhnlichem Maße zum populariſierenden Vortragenden. Die wiſſenſchaftlichen Erörterungen erläuterten reiche Serien von Experimenten, die ſich immer auf den Kernpunkt der behandelten Frage bezogen und ſich daher dem Vortrag leicht und ungezwungen einfügten. Da und dort fiel eine humorvolle Anſpielung, und ſtets kehrten Hinweiſe auf die Bedürfniſſe des täglichen Lebens und Beiſpiele über die Anwendung der Phyſik in der techniſchen Praxis wieder. So galt Hagenbach mit Recht als das Vorbild des Populariſators ſeiner Wiſſenſchaft im beſten Sinn des Worts. Die Themata ſeiner Bernoullianumsvorträge entſtammten den verſchiedenſten Teilen des weiten Feldes der Phyſik. Stets aber trugen ſeine Zuhörer reichen Gewinn nach Hauſe, ob er zuſammenfaſſend über Licht- und Wärmewellen ſprach, oder alte und neue Farbentheorien erörterte, oder das Publikum mit ſicherer Hand durch das gewaltige Gebiet ſich drängender Fortſchritte der Elektrizitätslehre und ihrer praktiſchen Verwertung führte.

Dieſelben Eigenſchaften, die ihn zum Meiſter der Populariſierung machten, unbedingte Beherrſchung des weitſchichtigen Stoffs, die Gabe und das eifrige Beſtreben, auch ſchwie-

rige Begriffe deutlich zu entwickeln, Rednertalent und großes Geſchick als Experimentator ſchufen aus Hagenbach auch einen vortrefflichen akademiſchen Lehrer. Dazu kam das Wichtigſte, eine unverbrüchliche Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue gegenüber ſich ſelbſt und gegenüber ſeinen Schülern.

Er war der erſte, der im Frühjahr und Herbſt die Vorleſungen aufnahm, der letzte, der das Semeſter ſchloß. Das Wörtlein „Hagenbach lieſt ſchon“ oder „Hagenbach lieſt noch“ klang manchem akademiſchen Lehrer wie ein mahnendes Memento, und wenn die Kollegen ſchon in vollen Zügen auf den Bergen oder am Meer Ferienluft atmeten, ſtand er noch unentwegt auf ſeinem Poſten und nützte die durch die Abreiſe der anderen frei werdende Zeit durch Verdopplung und Verdreifachung der phyſikaliſchen Vorleſungen aus. Als aber das hohe Alter ſeine Spannkraft allmählich lähmte und ſeine Leiſtungsfähigkeit ſchwinden ließ, zögerte er nicht, von ſeinem Amt zurückzutreten und damit die ſchwere Laſt der täglichen Vorleſung über Experimentalphyſik auf jüngere Schultern zu legen. Das bedeutete indeſſen keineswegs endgültigen Verzicht auf die ihm unentbehrliche Arbeit auf dem Gebiet der akademiſchen Lehrtätigkeit. In den letzten Jahren trug Hagenbach über ſpezielle Kapitel ſeiner Wiſſenſchaft vor und behandelte beſonders auch die Geſchichte der Phyſik und einzelner ihrer Zweige.

Jeder Tag brachte ſein zum voraus genau beſtimmtes Lehrpenſum. Die einzelnen Vorleſungen aber fügten ſich im Lauf des Jahres zu einem plaſtiſch abgerundeten Bild des jeweiligen Standes der Experimentalphyſik zuſammen, dem auch die durch die neueſten Forſchungen ſichergeſtellten Züge nicht fehlten.

Eine ſtets klare und überſichtliche Anordnung des Stoffs charakteriſierte Hagenbachs akademiſche Vorleſungen. Die Lebhaftigkeit der Rede, das immer neue Bemühen, auch verwickelte Verhältniſſe in einfacher Form klarzulegen, die aus der vollſtändigen Beherrſchung des Gegenſtandes ent-

springende Überzeugungskraft seiner Worte, aus denen nicht selten frischer Humor aufleuchtete, rüttelten auch die Gleichgültigen auf und zogen die schwer Beweglichen mit. Mit ausgesprochener Vorliebe erläuterte der Redner die entwickelten Theorien an landläufigen Beispielen aus der Technik und aus der Praxis des täglichen Lebens, stets bestrebt nach möglichster Klarlegung der Begriffe. Dem gesprochenen Wort kamen sorgfältig ausgewählte und wohlüberlegte Experimente in großer Zahl zu Hilfe. Hagenbach war ein Meister in der Erfindung und Zusammenstellung von demonstrativen Vorlesungsapparaten. Auch hierin bekundete sich sein ungemein praktischer Sinn. Mit einfachen Hilfsmitteln gelang es ihm, seinen Hörern das Wesen der physikalischen Erscheinungen zu zeigen, ohne daß nebensächliche Zutaten an den Instrumenten die Aufmerksamkeit störten und ablenkten. Manchem ging im Hagenbach'schen Kolleg bei der Betrachtung der sinnreichen Experimente an durch kein Nebenwerk in ihrer Hauptwirkung beeinträchtigten Apparaten das Verständnis für die Keplerschen Gesetze auf. Besonders demonstrativ wußte der geschickte Experimentator auch den Foucaultschen Pendelversuch zu gestalten und die Messung der Dampftension des Wassers vorzuführen.

Noch glänzender als in den allgemeinen Hauptvorlesungen offenbarte sich Hagenbachs hohe Begabung als akademischer Lehrer und sein pädagogisches Talent, wenn er in engerem Kreise vor vorgerückterer Zuhörerschaft über ihm besonders nahe liegende Kapitel der Physik sprach, oder im Laboratorium mit stets neuem Eifer Übungen und Arbeiten leitete und dabei mit dem einzelnen Studierenden in unmittelbar wirkenden Kontakt trat. Das Band lebendiger Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler zu erhalten und fester zu knüpfen, war sein eifrigstes Bestreben. Er besaß die Fähigkeit, deren Geheimnis volle und begeisterte Hingabe heißt, seine Hörer zu fesseln und mitzureißen; aus den leuchtenden Augen seiner Studenten aber schöpfte er neue Kraft für das von ihm hoch-

gehaltene Lehramt. So ſprang der zündende Funke immer wieder neu hinüber und herüber.

An ſeine Studenten war Hagenbach gewohnt keine geringen Anforderungen zu ſtellen. Er hielt ſeine Hörerſchaft unter ſtrenger Aufſicht. Tag für Tag mußte der Abwart die vor dem Hörſaal aufgehängten Hüte abzählen, um ſo dem Profeſſor eine fortlaufende Überſicht über die Frequenz ſeiner Vorleſung zu ermöglichen und ihm zu erlauben, ſich und ſeine Hörer zu kontrollieren. Jede Unaufmerkſamkeit brachte ſchwere Störung in den wohlüberlegten Gang des Unterrichts, und nicht ſelten unterbrach in ſolchen Fällen der Profeſſor ſeinen Vortrag zu unwilliger Rüge.

Den Grundton aber in den Beziehungen Hagenbachs zur Studentenſchaft und in der Beurteilung der Leiſtungen ſeiner Schüler bildete hilfbereites Wohlwollen und milde Gerechtigkeit. Davon weiß mancher Examinand zu erzählen. In oft überſprudelnder Lebhaftigkeit ſtellte Hagenbach in den Doktorprüfungen und in den Examina für Lehramtskandidaten und junge Mediziner ſeine Fragen, und faſt mochte es etwa ſcheinen, als ob der Prüfling neben dem eifrig ſprechenden Examinator zu wenig zu Wort komme. Doch verſtand es der Profeſſor mit ſicherem Geſchick immer wieder, die entſcheidenden Fragen ſo zu wenden, daß die Antworten unfehlbar ein richtiges Bild über das Wiſſen der Kandidaten ergeben mußten. Nicht nach dem Gedächtnis raſch entſchwindenden Einzelheiten wurde gefragt, ſondern nach dem Weſen der Sache und nach den großen Zuſammenhängen der phyſikaliſchen Erſcheinungen. Vor allem ſuchte der Examinator ſich zu vergewiſſern, ob der Kandidat auch imſtande ſei, die in den Vorleſungen beſprochenen Theorien auf die gewöhnlichſten Verhältniſſe der Praxis anzuwenden. Oft ging die Prüfung von den einfachſten, faſt trivialen Fragen aus, die gerade wegen ihrer Einfachheit dem Kandidaten nicht geringe Verlegenheiten bereiteten. Freude machten Hagenbach präziſe Antworten über die Hauptzüge der Geſchichte der Phyſik.

Die Studenten belebte das rege Gefühl, in ihrem Professor einen hingebenden Lehrer und wohlwollenden Freund zu besitzen. Die Verehrung wuchs zur treuen Anhänglichkeit, da Hagenbach es nie verlernte, jung zu denken, zu handeln und zu sprechen. Er verlor das warme Verständnis für die Jugend nie. Hunderte von jungen Herzen schlugen ihm entgegen, und brausender Jubel umtönte ihn, als er am siebzigsten Geburtstage mit machtvoller Stimme seine begeisternde Kommersrede in der Safranzunft hielt auf die akademische Jugend, „auf die kommenden und gehenden stets jungen Generationen der Studierenden, die in ihrer Gesamtheit die nicht verwelkende, ewige Jugend der Universität verbürgen.“ Die Kleinheit unserer nur langsam wachsenden Hochschule gestattet es dem Lehrer, jedem einzelnen seiner Schüler persönlich nahe zu treten. So steigern sich die Wechselwirkungen zwischen Professor und Student. Hagenbach war der erste, diesen Vorteil der kleinen Universität dankbar anzuerkennen und in der Möglichkeit engen Verkehrs mit der studierenden Jugend einen vollen Ersatz zu finden für die glänzende Stellung, die größere und reicher ausgestattete Lehranstalten nur auf Kosten des persönlichen Umgangs und der gegenseitigen Beeinflussung von Lehrendem und Lernendem zu bieten vermögen.

Fand Hagenbach im Bernoullianum die Stelle, von der aus er mit den weiten Kreisen der Bürgerschaft und der Studenten durch seine Wissenschaft in enge und sorgfältig gepflegte Beziehungen treten konnte, so ward die Anstalt auch zum Ort vielseitiger Arbeit auf seinem Forschungsgebiet. Die Bedeutung des Verstorbenen für den Ausbau und die Fortschritte physikalischen Wissens ist in Fachschriften von berufenen Federn geschildert worden. Besonders Prof. H. Veillon hat darüber in klarer Übersicht vor der Basler Naturforschenden Gesellschaft gesprochen. In einen für Laien bestimmten Nekrolog gehört nur der allgemeine Hinweis auf Art, Richtung, Umfang und Erfolg seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Er ergänzt das Lebens- und Charakterbild nach

einer überaus wichtigen Seite hin und bestätigt und verstärkt zugleich die Züge, welche sich bei der Betrachtung Hagenbachs im Dienste des Gemeinwesens und der Universität ergeben.

Auch das wissenschaftliche Wirken des hochverehrten Mannes zeichnet sich durch erstaunliche Vielseitigkeit und nach allen Richtungen reges Interesse aus. Hagenbach selbst empfand diesen in der heutigen Zeit des Spezialistentums doppelt auffallenden Mangel an Konzentration als einen Fehler, als ein höherer Leistung sich entgegenstellendes Hindernis. Mit dem Wort „Non multum, sed multa" charakterisierte er an der Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Lehrtätigkeit sein Wirken, und einem Befrager ward von Hagenbach die Antwort: „Beaucoup commencé, rien fini, voilà toute ma biograhpie." In seiner Tischrede am fünfzigsten Doktorjubiläum betonte er aber auch stark, daß sein eigenstes Wesen und seine Kraft in der Vielseitigkeit und sogar in der Zersplitterung liegt. Aus der Arbeit auf möglichst verschiedenen Gebieten schöpfe er Erholung und stets neue Anregung zugleich. Wenn er sein Lebenswerk noch einmal zu beginnen hätte, würde er es kaum anders einrichten, im eigenen Interesse wohl und zum Nutzen seiner Mitbürger. Man mag bedauern, daß die Arbeitskraft eines wissenschaftlich so hochbegabten Mannes sich nicht konsequent der Lösung eines bestimmten, großen physikalischen Problems zuwandte, daß immer wieder neue Fragen Hagenbachs Interesse fesselten, und daß seine Betätigung weit hinausreichte über die Grenzen wissenschaftlicher Forschung in Gebiete, die auch weniger hervorragende Begabung mit Erfolg hätte bebauen können. Doch muß man zugestehen, daß die Zersplitterung der Gründlichkeit keinen Abbruch tat.

Hagenbachs physikalische Abhandlungen tragen das Gepräge tief eindringender Arbeit und bekunden den weiten Blick des im Gesamtgebiet seiner Wissenschaft wohlbewanderten Forschers. In ihrer bunten Mannigfaltigkeit bieten sie ein Spiegelbild der Entwicklung der verschiedenen Teile der

Physik im Lauf der letzten Jahrzehnte; manche wurden für den Fortschritt physikalischer Erkenntnis von Bedeutung.

Die Gesamtzahl von Hagenbachs wissenschaftlichen Arbeiten erhebt sich gegen sechzig. Ihre Veröffentlichung verteilt sich auf den Zeitraum eines halben Jahrhunderts; denn die ersten Publikationen datieren auf die ausgehenden 1850er Jahre zurück. Die meisten Abhandlungen erschienen in den Genfer „Archives des sciences physiques et naturelles", in den „Verhandlungen" der Basler Naturforschenden Gesellschaft, in den Berichten der Schweizerischen physikalischen Gesellschaft, der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft, in den „Annalen der Physik und Chemie", in Exners Repertorium und in den Tagesblättern internationaler Kongresse.

Als Doktordissertation diente dem jungen Gelehrten eine Abhandlung über die Zähigkeit der Flüssigkeiten. Die Resultate der Arbeit wurden später weiter ausgebaut und erst dann veröffentlicht.

Eingehend beschäftigte er sich mit den Erscheinungen der Fluorescenz von Experimenten am Blattgrün in alkoholischer und ätherischer Lösung ausgehend. Es gelang ihm zu zeigen, welchen Einfluß die Schichtdicke des Stoffs auf die Farbe ausübt.

Die Liebe Hagenbachs zur Hochgebirgswelt fand einen wissenschaftlichen Ausdruck in langjährigen, immer wieder erneuten Gletscherstudien. Die Struktur des Gletscherkorns, die Entstehung, das Wachstum und Schicksal, den Bau der Eiskristalle stellte er in den Alpen mit Hilfe des Polarisationsmikroskops fest. Er studierte in den Gletschern die Tyndallschen Figuren, und fand sich mit dem ihm eng befreundeten F. A. Forel zu gemeinsamer Arbeit über die im Innern des Eisstroms herrschende Temperatur zusammen.

Doch auch die physikalische Kenntnis des Gletscherphänomens in seiner ganzen Größe fand durch Hagenbach weitgehende Förderung. Der Schweiz als Hochgebirgsland fällt vor allem die Aufgabe zu, über die Bewegung, den Vorstoß

und den Rückzug der alpinen Eismassen Klarheit zu schaffen. Seit dem Jahre 1874 löste die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft, zuerst im Verein mit dem Alpenklub, eine patriotische Ehrenschuld ein, indem sie unter großen Opfern ununterbrochene Untersuchungen über das Fließen des Rhonegletschers anstellen ließ. In scharfsinniger Weise und unter Aufwand bedeutender Mittel wurden die Arbeiten durchgeführt, die aus dem Gletscher ein gewaltiges, fortwährender Kontrolle unterworfenes physikalisches Instrument schufen. Jahrelang stand Hagenbach der Gletscherkommission vor, unermüdlich in der Organisation und bei der Ausführung der Arbeiten. Vor dem internationalen Geographenkongreß in Berlin konnte er im Jahre 1899 über die Erfolge einer 25jährigen Beobachtungsreihe am Rhonegletscher berichten. Sein Vortrag weist in durch knappe Klarheit ausgezeichneter Form auf die gewonnenen wichtigen Resultate hin und wirft einen scharf orientierenden Blick auf das Zukunftsprogramm für Gletscherstudien. Ähnlich faßte er, gestützt auf seine eigenen reichen Erfahrungen, am internationalen Kongreß der Physiker in Paris den Stand der Kenntnisse über Eis und Gletscher zusammen.

Hagenbach stand unter den ersten, welche die Wichtigkeit der dynamo-elektrischen Maschinen für die Technik und das praktische Leben der Zukunft richtig erkannten. Er nahm an einer von Ingenieur E. Bürgin konstruierten Dynamomaschine Messungen über die Leistung des Grammeschen Rings vor und sprach über die erhaltenen Resultate vor den in Andermatt versammelten schweizerischen Naturforschern. Die Experimente wurden grundlegend für die Entwicklung der Starkstromtechnik.

Sein eifriges Bestreben, angewandte Technik und theoretische Wissenschaft zum Nutzen beider in enge Berührung zu bringen, ließ Hagenbach im Jahre 1887 einer Anregung von Professor J. Amsler in Schaffhausen folgen und Messungen über den Nutzeffekt bei elektrischer Kraftübertragung anstellen.

Als Studienobjekt bot sich die von der Maschinenfabrik Örlikon erstellte, acht Kilometer lange Stromleitung von Kriegstetten nach Solothurn. Das Werk, eines der ersten seiner Art, rief damals allgemein Staunen hervor. Vor einer fünfgliedrigen Kommission führte Hagenbach seine erfolgreichen Untersuchungen aus.

Schon früher hatte der unermüdliche Forscher den Basel mit Luzern verbindenden Telegraphendraht benützt, um die Fortpflanzungsweise der Elektrizität zu bestimmen. Die Arbeit bringt eine übersichtliche Zusammenstellung aller früheren Resultate und die Ergebnisse eigener, besonders auf die Ladungszeit sich beziehender Experimente.

Untersuchungen mehr theoretischer Art, zum Teil gemeinsam mit dem Assistenten an der physikalischen Anstalt, Professor Zehnder, durchgeführt, bezogen sich auf das Wesen der Funken bei den von Hertz kurz vorher entdeckten elektrischen Schwingungen. Die Arbeit leitete naturgemäß zum Studium der elektrischen Ladung in verdünnter Luft über. Noch im Jahre 1900 behandelte Hagenbach im Programm der Basler Universität den elektromagnetischen Rotationsversuch und die unipolare Induktion. Sein experimentelles Geschick und mathematische Deduktionen ließen ihn, gegenüber anderer Ansicht, zum Schluß kommen, daß das Biot-Savart'sche Gesetz zusammen mit dem Satz von der Erhaltung der Energie alle auf diesem Gebiet bekannten Erscheinungen genügend erkläre.

Eine große Zahl kleinerer Arbeiten verschiedensten Inhalts schieben sich zwischen die umfassenderen Untersuchungen ein und verstärken den Eindruck von Hagenbachs wissenschaftlicher Vielseitigkeit. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Socin und Liebermeister, den berühmten Lehrern der Basler medizinischen Fakultät, gaben den Anstoß zu einer Arbeit über die Schmelzung von Bleigeschossen beim Aufschlagen auf eiserne Platten und zur Aufstellung einer Methode zur mathematischen Bestimmung der Kohlensäure beim Atemprozeß. Für die Medizin wurden auch wichtig der scharfsinnige Versuch Hagenbachs,

die Wahrscheinlichkeitstheorie auf die therapeutische Statistik anzuwenden und seine Experimente über die Verwendbarkeit der Röntgenstrahlen im Dienste der chirurgischen Diagnostik. Bekannt sind ferner die schönen Versuche über das Gleichgewicht durch Adhäsion einer auf einem Wasser- oder Luftstrahl schwebenden Kugel, die Studien über die Übertragung hoher Töne durch das Telephon und die eifrige Unterstützung Balmers, dessen Formel über die Verteilung der Spektrallinien Hagenbach als richtig erkannte. Zu allem fügen sich mancherlei Untersuchungen und Mitteilungen von geringerem Umfang, über die im Grellingerwasser enthaltene Luft, das plötzliche Springen von Glaswaren, über die Barometerformel, über die Polarisation des Lichts in der Atmosphäre, Notizen über die falsche blaue Fluoreszenz des Glases und über die Sprengwirkung des gefrierenden Wassers, ein Ergebnis von im kalten Winter 1880 angestellten Beobachtungen.

In einer Studie definiert Hagenbach die Grundbegriffe der Mechanik in der Physik; in einer Rede bespricht er die Zielpunkte der physikalischen Wissenschaft. Seine Stellung als Vorsteher des im Bernoullianum untergebrachten meteorologischen Observatorium gibt ihm Anlaß, allerlei Erfahrungen über atmosphärische Elektrizität, Meteore, Hagelschlag und Erdbeben zu sammeln und zu veröffentlichen. Bei Gelegenheit von Erinnerungsfeiern schildert Hagenbach die wissenschaftliche Tätigkeit der Euler und Bernoulli; er würdigt in warm empfundenen Nachrufen die Verdienste von Schönbein und Kahlbaum.

Auf wie verschiedenem Gebiete sich aber auch Hagenbachs wissenschaftliche Arbeiten bewegen mögen, und wie mannigfaltig sie nach allen Richtungen des weiten Felds der Physik divergieren, aus allen spricht dieselbe hohe Begabung zu exakter Beobachtung, dieselbe tiefe Gründlichkeit in der Erfassung eines Problems und dieselbe Leichtigkeit klarer und übersichtlicher Darstellung. Alle Veröffentlichungen zeugen für den kritischen Geist ihres Verfassers und für sein Talent sorgfältiger und

geschickter Anordnung der Experimente. Der ausgesprochen praktische Sinn Hagenbachs ließ ihn bei seinen Untersuchungen immer wieder enge Fühlung mit der Technik suchen. Wenn manche seiner Arbeiten wirkliche Fortschritte des Wissens bedeuten, so kommt der Gewinn vor allem der Praxis in der Form möglich werdender technischer Vervollkommnungen zugut.

Hagenbachs theoretische Ansichten wurzelten, wie Professor H. Veillon ausführt, im Boden der Newtonschen Hypothese der unvermittelten Fernwirkung. Den modernen Hypothesen der vermittelten Fernwirkung stand der vorsichtig abwägende Mann skeptisch gegenüber. Er hielt dafür, daß manche der in neuester Zeit entdeckten so überraschenden Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten auch durch die älteren Anschauungen volle Erklärung finden könnten.

Die vielseitige Begabung und nicht zuletzt das Bedürfnis regen wissenschaftlichen und geselligen Verkehrs riefen Hagenbach zu lebendigster Mitarbeit an dem Werke gelehrter Gesellschaften. Auf diesem Felde gewann er, mit vollen Händen gebend und freudig wieder empfangend, eine Fülle geistiger Anregung. Es bot sich zugleich seinem Organisationstalent Gelegenheit zu ganzer und dankbarster Betätigung, und im engen Umgang mit Freunden und Fachgenossen aus allen Disziplinen der Naturwissenschaft fand er bei den festlichen Anlässen den Boden, auf dem sich die reichen Gaben seines Gemüts und sein für edle Freundschaft offener Sinn zu schönster Blüte entfalten konnten.

Aufs innigste verwachsen war Hagenbach mit der wissenschaftlichen und organisatorischen Entwicklung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Wenn diese Vereinigung im kulturellen Leben der Schweiz im Lauf der letzten Jahrzehnte hohe Bedeutung erhielt, so war dies vor allem Hagenbachs Werk. Er verstand es gut, den Arbeiten der Gesellschaft eine gewisse vaterländische Weihe zu geben und an den Jahresversammlungen mit immer feinem Takt die patriotische Note

anzuschlagen. Auch die Zusammenkünfte der Naturforscher stellte er in den Dienst seines höchsten politischen Ideals, unter den Schweizern aller Gauen Verständnis für die Eigenart eines jeden zu wecken und dadurch das die verschiedenen Teile des Vaterlandes verbindende innere Band fester zu schlingen. Besonders ließ er es sich angelegen sein, deutsche und welsche Schweiz einander anzunähern. Dazu schien Hagenbach berufen wie kein zweiter, denn seine Studienzeit in Genf hatte ihm, dem guten Basler, das Verständnis geöffnet für manche Besonderheit und manche Überlegenheit der französischen Miteidgenossen. Dies sprach sich in seiner Rede aus, als er im Jahre 1896 die Basler an die Genfer Landesausstellung führte, und dieselbe Note der Notwendigkeit des Zusammenschlusses von Deutsch und Welsch tönte in Hagenbachs Worten einige Jahre später wieder, als Dr. E. Sarasin-Diodati der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft auf seinem herrlichen Landgut bei Saconnex einen gastlichen Empfang bereitete.

Im Herbst 1892 versammelten sich die Naturforscher der Schweiz in Basel zu einem glänzenden, wohlvorbereiteten Fest. Hagenbach empfing sie als Jahrespräsident. In seinem Trinkspruch auf das Vaterland führte er unter dem rauschenden Beifall der Tischgesellschaft aus, wie die Wissenschaft auch eine patriotische Sendung zu erfüllen habe, die Erforschung der Heimat, ihrer Pflanzen- und Tierwelt, ihrer Seen, ihrer Berge und Gletscher.

Neben dem vaterländischen Gepräge wußte Hagenbach der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft sehr wohl den internationalen wissenschaftlichen Charakter zu wahren. Er befürwortete die enge Verbindung mit Schwestergesellschaften des ganzen Erdballs; seiner Einladung zur Teilnahme an den schweizerischen Versammlungen folgten stets namhafte fremde Gelehrte; er sorgte für die Erteilung der Ehrenmitgliedschaft an berühmte ausländische Forscher, und gar oft vertrat er in würdigster Weise die Schweiz in der Fremde an nationalen

und internationalen Kongressen. Besonders an den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte und an den Zusammenkünften der „Société française pour l'avancement des sciences“ war Hagenbach ein oft und gerne gesehener Gast.

Die Sitzungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, die bald im Osten, bald im Westen, in der Stadt oder auf dem Land, am Jurafuß wie im Alpenhochtal tagt, versäumte der Verstorbene nie. Eine Stimmung leiser Trauer lag über den 1909 in Lausanne vereinigten Forschern, als in ihrer Mitte zum erstenmal Hagenbach fehlte. Ein Stück guter Tradition der Gesellschaft schien mit dem allbekannten und allverehrten Basler Freund verloren gegangen zu sein. Zunehmende Altersbeschwerden hielten ihn zu Hause fest. Im folgenden Jahr konnte er, wenige Monate vor seinem Ende, noch an der Basler Tagung teilnehmen und mit bewegter Stimme auf die ihm am Mittagessen im Sommerkasino gewidmeten ehrenden Worte antworten. Die Versammlung in Solothurn 1911 fand in tiefer Ergriffenheit den Namen des hochverdienten Manns auf der Totenliste.

In der Verwaltung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft bewährte sich Hagenbach wieder als vortrefflicher Organisator. Er gab als erster Zentralpräsident in den Jahren 1875 bis 1880 seinen Nachfolgern die sichere Wegleitung. Unter ihm wuchs die Gesellschaft an Umfang, wie an innerer und äußerer Bedeutung. Mit sicherer Hand wußte er die Beziehungen zu den eidgenössischen und kantonalen Behörden zu regeln, das Arbeitsgebiet und die Kompetenzen der zahlreichen von der Gesellschaft geschaffenen Kommissionen zu umschreiben und das Verhältnis der im ganzen Vaterland entstehenden Sektionen unter sich und mit dem Zentralverband in das richtige Geleise zu bringen. Gemäß den in ihrer Mannigfaltigkeit eigentümlichen politischen und nationalen Verhältnissen der Schweiz stellt auch die Naturforschende Gesellschaft einen verwickelten Mechanismus dar. Seinen regelmäßigen Gang wußte

Hagenbach zu ſichern. Er legte damit den Grund zu dem erfreulichen Ergebnis, daß die Geſellſchaft heute in mancher Beziehung die Stelle vortrefflich ausfüllt, welche im wiſſenſchaftlichen Leben anderer Länder Akademien unter ſtaatlicher Kontrolle einnehmen.

Hagenbachs langjährige Tätigkeit als Mitglied und Präſident der Gletſcherkommiſſion fand bereits ihre Würdigung. Aber auch in anderen wichtigen Kommiſſionen der Schweizeriſchen Naturforſchenden Geſellſchaft ſetzte er mit ſeiner vollen Arbeitskraft alle ſeine Kenntniſſe und die ihm eigene praktiſche Erfahrung ein. Das gilt beſonders für die meteorologiſche Kommiſſion, der er lange Zeit vorſtand, und für die Erdbebenkommiſſion.

Nie kam Hagenbach mit leeren Händen zu den Verſammlungen der Naturforſcher. Die Zahl der von ihm gebrachten Mitteilungen und gehaltenen Vorträge iſt ſehr bedeutend, und immer wieder griff er belebend und neue Ausblicke erſchließend in die wiſſenſchaftliche Diskuſſion ein. Beinahe noch intenſiver als in der ſchweizeriſchen Geſellſchaft arbeitete er in der Basler Naturforſchenden Geſellſchaft mit, der er ſchon 1855 beitrat. Er war der regelmäßigſte Beſucher der Sitzungen und zugleich der fleißigſte Vortragende. Erſt in der letzten Zeit ſchwerer Leiden blieb ſein Platz im Sitzungsſaal leer; mit Wehmut empfinden es die jüngeren Mitglieder, wie die Lücken auf der Bank der um die Geſellſchaft verdienten Senioren immer weiter werden.

Wie als Populariſator ſeiner Wiſſenſchaft, ſo blieb Hagenbach auch vor ſpezielleren Fachkreiſen der klar disponierende Redner und der unbedingte Beherrſcher des Stoffs. Beſonders verſtand er es, den neueſten Stand der Forſchung auf einzelnen Gebieten der Phyſik in überſichtlichem Vortrag zu ſchildern. Mit Freuden denken die einſt in Baſel verſammelten Schweizer Ärzte an die gewinn- und genußreichen Stunden zurück, in denen der Verſtorbene ihnen über die Fortſchritte in der Elektrizitätserzeugung, oder über die Röntgenſtrahlen ſprach. An den Verhandlungen des internationalen otologiſchen Kon-

greſſes, der 1884 in Baſel zuſammentrat, nahm Hagenbach mit einem Vortrag über die dem menſchlichen Ohr nicht mehr wahrnehmbaren Töne teil.

Am ſiebzigſten Geburtstag drückten die Naturforſcher und Ärzte Baſels dem Jubilar ihren aufrichtigen Dank für die jahrelange hingebende Mitarbeit aus. Die einen widmeten ihm einen ſtattlichen Band der „Verhandlungen", die anderen ernannten ihn zum Ehrenmitglied der mediziniſchen Geſellſchaft.

Hagenbach übte durch ſeine ganze einheitliche Perſönlichkeit, durch ſein Auftreten und ſeine Erſcheinung auf die Umgebung eine ſtarke Wirkung aus. Dem tiefen, von ihm ausgehenden Einfluß konnten ſich am wenigſten ſeine engeren und weiteren Fachgenoſſen, die nachrückenden Generationen junger Forſcher entziehen. Seine nie ermattende opferwillige Hingabe an die Wiſſenſchaft ward zum begeiſternden Vorbild, das Intereſſe ſeines ſtets regen Geiſtes auch für ſcheinbar weit vom Weg abliegende Gegenſtände zur anſpornenden Aufmunterung. Das Bild des lebhaft ſprechenden Mannes, der für jeden ein teilnehmendes und wohlwollendes Wort fand, und aus deſſen ſcharf beobachtendem Auge noch im hohen Alter die Jugend leuchtete, bleibt uns allen, die ihn umgaben, unvergeſſen. Die Naturforſcher der Schweiz bildeten Hagenbachs weitere Familie; wie im engen Kreiſe der Seinen am häuslichen Herd, erſchloß ſich ſein Geiſt und ſein Gemüt ungehemmt in der Mitte der befreundeten Fachgenoſſen.

Reiche Begabung und vielſeitiges Intereſſe führten den Verſtorbenen hinaus aus dem Feld der Wiſſenſchaft zur Betätigung auf philanthropiſchem und gemeinnützigem Gebiet und zur Teilnahme an öffentlicher Verwaltung und an Politik. Überall aber wo er arbeitete, beſtimmten die Art ſeiner Wirkſamkeit zwei Charaktereigenſchaften, warmherzige Güte und ein nie irre werdender Gerechtigkeitsſinn. Sie verließen ihn nicht, wenn er mit immer friſchem Feuereifer für die Ferienverſorgung armer Kinder eintrat, noch wenn er mit

unbeugsamer Zähigkeit für ein ihm gerecht scheinendes Wahlsystem kämpfte, noch endlich in all den Bitternissen, die ihm die dornenvolle Stellung eines Präsidenten der Kommission für die allgemeine Gewerbeschule brachte. Der jugendliche Optimismus einer kräftigen und gesunden Rasse kennzeichnete jede Arbeit Hagenbachs. Voll Vertrauen zu den Dingen und zu den Menschen ging er ans Werk; auch die schwersten Enttäuschungen vermochten seinen vertrauensvollen Mut nicht zu brechen; aus dem Optimisten, der auch bei andern nur Uneigennützigkeit und edle Motive sah, ward nie ein skeptisch zurückhaltender Menschenkenner. Es fiel ihm schwer, nein zu sagen, doch in dem Sinn nur, daß er keinen Bittenden abzuweisen vermochte und nie versagte, wo sein erfahrener Rat und seine kraftvolle Tat nützlich erschien. Sobald Hagenbach aber nach sorgfältigem Abwägen sein Urteil sich gebildet hatte, schritt er auch entschlossen den Weg zum ihm richtig scheinenden Ziel.

Die letzten fünfzig Jahre ließen in Basel kaum eine ideale Bestrebung aufkeimen, kaum ein gemeinnütziges Werk entstehen, ohne daß E. Hagenbach die Idee förderte, das Werk zur Reife brachte. Wie mit dem geistigen Leben seiner Vaterstadt, so verband ihn auch mit dem philanthropischen Wirken derselben alte Familientradition. Basels Wissenschaft und Wohltätigkeit fanden in der unermüdlichen Arbeit und Hingabe des Verewigten ihren reinsten Ausdruck, ihre treffendste Verkörperung.

In dem weitgedehnten außerakademischen Wirkungskreis Hagenbachs können nur einige besonders deutlich sich über das gewöhnliche Maß erhebende Punkte beleuchtet werden. Überall ersteht dasselbe Bild selbstloser Aufopferung, unbeschränkter Güte und gewissenhaft vertiefter Arbeit.

Zur Betätigung an philanthropischen Bestrebungen fordert in Basel hergebrachte Sitte auf, und an reicher Gelegenheit, sich auf gemeinnützigem Gebiet Verdienste zu erwerben, fehlt es nicht. Der guten Überlieferung folgte Hagenbach mit

seinem ganzen Trieb, sich nützlich zu machen, der passive Zurückhaltung nie duldete.

Unvergessen bleibt Hagenbachs Mitarbeit am Werk der Ferienversorgung. Bis gegen sein Lebensende stand der warmherzige Kinderfreund an erster Stelle, um das schöne Unternehmen zu fördern und ihm immer neue Freunde und Gönner zu gewinnen. Der Abreisetag der Ferienkolonien brachte auch ihm seine Stunde kindlicher Freude. Er eilte zum Bahnhof, um feuchten Auges den schönsten Lohn seiner Arbeit zu ernten, einen freudigen Sonnenstrahl auf Hunderten von schmalen und blassen Kindergesichtern.

Im Jubiläumsjahr 1877 stand E. Hagenbach der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige vor, die der Menschenfreund Isaak Iselin einst ins Leben gerufen hatte. Große Opfer an Zeit und Arbeit brachte er der Lehrerwitwen- und waisenkasse. Um das Turnwesen machte er sich verdient als Präsident und Organisator des eidgenössischen Festes von 1886; für das kommende große Turnfest von 1912 war er als Ehrenpräsident ausersehen. Die von Schönbein gegründete Mittwochsgesellschaft wiederum, in der sich Angehörige der Universität und der Bürgerschaft in zwangloser Form vereinigten, bot Hagenbach die erwünschte Gelegenheit, durch manches Band enger Beziehungen Hochschule und Stadt miteinander zu verknüpfen. Ähnliche Ziele verfolgte er im Museumsverein, einer Gesellschaft, auf deren Programm die Unterstützung der Anstalten und Sammlungen der Universität steht. Schon im Jahre 1868 folgte Hagenbach dem verstorbenen Ratsherrn und Professor der Jurisprudenz Andreas Heusler als Mitglied der Kommission des Museumsvereins; nach Schönbeins Tod bekleidete er siebenundzwanzig Jahre lang das Amt eines Vorsitzenden (bis 1896); dem Vorstand gehörte er bis zum Lebensende an. Er wußte die nachdrückliche Hilfe des Vereins für die Erstellung des Bernoullianum zu gewinnen. Energische Arbeitskraft, Geschäftsgewandtheit und Leutseligkeit kennzeichnen seine Wirksamkeit.

In E. Hagenbach gewidmeten Gedenkworten rühmt Prof. A. Riggenbach die stille Arbeit des Verstorbenen in der Kommission des Museumsvereins. Er studierte mit seiner bekannten Gründlichkeit auch fernliegende Fragen. Seine klare Einsicht in alle Verhältnisse von Basels öffentlicher und privater Verwaltung, sein wohlüberlegter, selten fehlgehender Rat, seine vielseitigen Interessen brachten dem Verein Gedeihen. Zielbewußtsein und Uneigennützigkeit verleihen der Amtsführung Hagenbachs ihr Gepräge. Die Anteilnahme an der Universität und ihren Anstalten wußte er durch Vorträge und Führungen zu wecken, zu denen er die Mitglieder der Akademischen Gesellschaft und des Museumsvereins lud.

In besonders hellem Licht tritt Hagenbachs praktischer Blick und sein außergewöhnliches Organisations- und Verwaltungstalent in der Tätigkeit für die Schule und für die große städtische Unternehmung des Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerks hervor. Für das blühende Gedeihen des ebengenannten Werks und seine ausgezeichnete Funktion schuldet Basel der Arbeit und dem kompetenten Rat Hagenbachs großen Dank.

Um das Erziehungswesen machte sich der Verewigte verdient als Mitglied der Inspektion der Mädchensekundarschule, der Töchterschule und des Gymnasium. Er gehörte von 1877 bis 1908 dem Erziehungsrat an, und auch in dieser Stellung erlaubte ihm gründliche Sachkenntnis und warmherziges Interesse für alle die Schule betreffenden Fragen eine segensreiche Wirksamkeit. Für die Universität war er in der Behörde der berufenste Vertreter.

Eine außerordentlich schwierige Aufgabe fiel E. Hagenbach als Präsident der Kommission für die Allgemeine Gewerbeschule zu. Es läßt sich kaum leugnen, daß bei der Schaffung und Weiterbildung der Anstalt Fehler begangen wurden. Mancherlei politische und besonders persönliche Momente hemmten die gesunde Entwicklung des Instituts und machten aus Hagenbachs Stellung einen Leidensposten, der,

wie der Verstorbene gelegentlich sagte, ihn Jahre an Arbeit und Gesundheit gekostet habe. Wenn er trotzdem in dem mühevollen und unerquicklichen Amt ausharrte, so tat er es in dem redlichen Bestreben, zu schlichten und auszugleichen, jedem gerecht zu werden und dadurch auch die Schule zur normalen Blüte zu bringen und zu den Leistungen zu befähigen, die das Gemeinwesen von ihr erwarten durfte.

In den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts erhob sich in Deutschland eine mächtige Bewegung zugunsten des Kunsthandwerks. Sie ging hauptsächlich von Nürnberg aus und griff bald auch auf die Schweiz über. Nach der erfolgreichen Basler Gewerbeausstellung nahm der Große Rat am 25. September 1882 einen Anzug von Ed. Eckenstein an, „der Regierungsrat werde eingeladen zu prüfen und zu berichten, wie durch gewerbliche und technische Fortbildungsschulen, oder durch Fachschulen zur Hebung des Handwerks, speziell des Kunsthandwerks, beigetragen werden könne". Fast gleichzeitig hatte das Erziehungsdepartement eine Kommission mit der Prüfung der Frage nach der Errichtung einer Kunstgewerbeschule betraut. Es handelte sich besonders auch darum, zu entscheiden, ob und wie die von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen schon im Jahre 1796 gegründete und seither kräftig emporblühende Zeichnungs- und Modellierschule verstaatlicht werden könne, und ob sie des Ausbaus und der Erweiterung fähig sei. Die Kommission, der Hagenbach nicht angehörte, trat am 2. Oktober 1882 zur ersten Sitzung zusammen. Vier Jahre später, am 23. Oktober 1886, legte die Regierung den vom Großen Rat gewünschten Bericht vor, zugleich mit dem Entwurf eines Gesetzes betreffend die Errichtung einer allgemeinen Gewerbeschule. Das Gesetz erwuchs in Kraft am 20. Dezember 1886; es besitzt noch zur Stunde Gültigkeit; denn ein neues Gesetz vom 9. April 1908 blieb bis heute toter Buchstabe.

Die gesetzlich geforderte Kommission für die allgemeine Gewerbeschule präsidierte Hagenbach während 21 Jahren. Er

leitete die konstituierende Sitzung vom 12. April 1887 und lehnte am 16. März 1908 aus Gesundheitsrücksichten eine Wiederwahl ab. In diese lange Spanne Zeit fällt die Organisation der Schule, der Erlaß der Reglemente und Verordnungen, die Errichtung des Schulgebäudes an der Ecke von Spalenvorstadt und Petersgraben, aber auch eine fast ununterbrochene Reihe von Kämpfen, die leider oft persönliche Farbe trugen.

Es ziemt sich für den Fernstehenden nicht, Hagenbachs Stellung in der kaum der jüngsten Vergangenheit angehörenden Geschichte der Gewerbeschule zu erörtern; seiner auch von den Gegnern anerkannten großen Verdienste um die Anstalt nicht zu gedenken, wäre indessen bitteres Unrecht.

Hagenbachs ernstes und eifriges Bemühen ging unausgesetzt dahin, die Entwicklung der Schule in gedeihliche Bahnen zu lenken. Mit unerschöpflicher Geduld und Güte suchte er Streitigkeiten beizulegen und Differenzen aus dem Wege zu räumen. Aus allen Gesetzen und Verordnungen spricht sein klarer Geist, sein meisterhaftes Organisationstalent, aber auch seine Klugheit, die den gesetzlichen Bestimmungen für alle Fälle immer noch ein vorsichtiges „in der Regel" beifügte. Bei der Ausarbeitung der Pläne für das neue Schulgebäude war Hagenbach in weitem Maße mitbeteiligt; die Beleuchtungsfrage besonders bildete für ihn den Gegenstand eingehender Studien. Auch die Wahl des Direktors und der Lehrer beschäftigte ihn stark. Wie eng sich Hagenbach mit der Schule und ihren Leitern verbunden fühlte, beleuchtet hell eine rührend wirkende Begebenheit. Als der erste Direktor der Gewerbeschule, Bubeck, am 14. Juni 1891 in Münchenstein umkam, zog Hagenbach hinaus, um die Leiche des Verunglückten unter den Trümmern zu suchen. Am Grabe widmete er dem Toten warme Worte des Danks und der Anerkennung. Auch dem oft hart angefochtenen Nachfolger Bubecks stand Hagenbach treu zur Seite. So versagten selbst in schwieriger Lage seine Güte und Aufopferungsfähigkeit nicht.

Lange Jahre saß Hagenbach im Bürgerrat und in der Landessynode von Basel und fand in diesen Körperschaften reiche Gelegenheit zur Verwendung seines Verwaltungstalents.

Des Verstorbenen immer waches Interesse für alle Erscheinungen und Strömungen des öffentlichen Lebens und sein Wunsch, der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen, führten ihn früh auf das Feld der Politik. Im April 1867 berief ihn das fünfte Wahlkollegium in den Großen Rat, und seither gehörte er, zuerst noch an der Seite seines Vaters, der Behörde ohne Unterbruch bis zum Tode an. Seit 1875 vertrat Hagenbach in dem gesetzgebenden Kollegium das Spalenquartier.

Dreimal, im Jahr 1873, 1875 und 1885 wählte der Rat den von allen Parteien hochgeachteten Mann, der seine ganze Arbeitskraft und sein reiches Wissen in den Dienst der Behörde stellte, zum Präsidenten. Ein eigentlicher Parteipolitiker allerdings ist Hagenbach nie geworden. Schon die Scheu, berechtigte Interessen und Ansprüche anderer zu verletzen, hinderte ihn, einen extremen Standpunkt einzunehmen. Sein Bestreben zielte darauf ab, sich durch gründliche Arbeit in jedem Fall und über jede Frage ein eigenes Urteil zu bilden, das Gute zu nehmen, wo es sich fand und als Opportunist den Umständen Rechnung zu tragen, ohne unerreichbare Endzwecke zu verfolgen. Manche scharf ausgeprägte Meinungsverschiedenheit im Schoße des Rats wußte Hagenbach durch einen geschickten Kompromiß zu überbrücken, manche hitzige Debatte durch einen im richtigen Augenblick und in geeigneter Form gestellten Vermittlungsantrag zu besänftigen. Toleranz gegenüber Gegnern, aber auch Unabhängigkeit und zähes Festhalten an einem von ihm als richtig erkannten Prinzip kennzeichnen Hagenbachs ganze politische Wirksamkeit.

Diese Tugenden traten nirgends glänzender hervor, als in dem mehr als dreißigjährigen Kampfe um das proportionale Wahlverfahren. Schon in die Verfassung von 1875 wollte Hagenbach den Grundsatz proportionaler Vertretung der

Parteien in der gesetzgebenden Behörde niederlegen. Seitdem ermüdete er nicht, mit wahrem Feuereifer den Gedanken des Proportionalsystems zu verfechten. Keine Niederlage entmutigte den Vorkämpfer für die neue Wahlart, keine Anfeindung vermochte seine zähe Kraft zu lähmen, und keine Gehässigkeit gereizter Gegner verdrängte ihn vom Boden sachlicher Auseinandersetzung. Dem proportionalen Wahlverfahren zum Durchbruch zu verhelfen, ward für Hagenbach zu einer Lebensaufgabe, die ihm sein Gerechtigkeitssinn auferlegte, und deren Vollendung er alle verfügbare Kraft und Zeit widmete. Man mag über die Berechtigung und Wünschbarkeit der Verhältniswahl verschiedener Ansicht sein, dem glühenden Patriotismus Hagenbachs bei seinem Kampfe um die Proportionalität wird kein Gegner seine Achtung versagen.

Am 26. Februar 1905 nahm das Basler Volk mit der minimen Mehrheit von zehn Stimmen das Gesetz über das proportionale Wahlverfahren an. Hagenbach war es vergönnt, den zum erstenmal nach der neuen Wahlart bestellten Großen Rat als Alterspräsident mit einer vom Geiste der Versöhnlichkeit getragenen Rede zu eröffnen.

Mit dem Kampfe um das Wahlverfahren wuchs Hagenbachs politische Bedeutung über die engen kantonalen Grenzen hinaus. Sein Beispiel und seine auch in schlimmen Tagen unerschütterliche Siegeszuversicht wirkten weithin ermutigend und begeisternd bei Minderheiten, die sich durch herrschende Parteien benachteiligt glaubten, und auf seine grundlegenden Arbeiten stützen sich noch immer in der Schweiz wie im Ausland die Freunde der Verhältniswahl. Aus allen Weltgegenden holte man sich in Wahlsachen den Rat Hagenbachs. Jeder Fortschritt aber des Proportionalsystems bedeutete für den unermüdlichen Vorkämpfer eine neue Lebensfreude.

Mit einem Anflug von Tadel hat man Hagenbach etwa einen politischen Vermittler genannt. Der Ausdruck besitzt nur bedingte Gültigkeit, insofern der Verstorbene von rechts und links das annahm, was ihm zum Nutzen der Gesamtheit

zu gereichen schien. Als das konservative Regiment der radikalen Partei weichen mußte, vertrat Hagenbach zwischen den Extremen stehende Ansichten. Diese liberale Richtung erstritt sich zu Anfang der 70er Jahre nicht unbeträchtliche Wahlerfolge. Später näherte er sich bei der Neuorganisation der Kirche, 1873, und bei der Revision der kantonalen Verfassung, 1875, radikalen Ideen. In der Folge aber löste er sich mehr und mehr von jeder Partei, um in jedem Einzelfall seine unabhängige Ansicht zu wahren und, wo es nötig schien, auch zu verteidigen. Zu einer solchen Ausnahmestellung berechtigte Hagenbach die Kraft seiner Arbeit, seines Wissens und seiner Intelligenz. Sein politisches Tun bestimmte vor allem warme Vaterlandsliebe. Sie machte ihn zum Verfechter der Proportionalwahl, und sie trieb ihn auch immer wieder dazu, auf jedem Wege mit weitem Blick engere Beziehungen zwischen Basel und den übrigen Ständen der Eidgenossenschaft anzubahnen.

Schon schwer leidend, besuchte Hagenbach noch die Sitzungen des Großen Rates; denn nie verließen ihn Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue. Er ergriff im Rat zum letztenmal das Wort am 10. November 1910, um im Interesse der Universität gegen die Verlegung des kantonalen chemischen Laboratorium in das Bernoullianum zu sprechen.

Seiner Tätigkeit in den Behörden wie im akademischen Auditorium kam vollkommene Sachkenntnis, die Fähigkeit den Stoff klar zu ordnen und nie versagende Redegewandtheit zu Hilfe. Er verstand es, vor dem Großen Rat die schwierigsten technischen Fragen, die ein städtisches Gemeinwesen betreffen, in lebhafter Darstellung klar und anschaulich zu machen. Die Versorgung der Stadt mit Gas, Wasser und Elektrizität verdankt Hagenbachs stets bereitem Wirken und seiner Arbeit im Laboratorium wie im Ratssaal einen guten Teil ihrer zielbewußten und mustergültigen Entwicklung.

Die Kraft der Stimme, die Wärme der Rede und die Be-

herrſchung des Stoffs ließen Hagenbachs Worte auch vor der Volksverſammlung nicht ungehört verhallen, und gerne folgten ſeinen Ausführungen die großen wiſſenſchaftlichen Kongreſſe. Beim feſtlichen Bankett aber und im engen Familien- und Freundeskreis wußte er ſeine gemütvollen Toaſte mit nie verletzendem Humor zu würzen und frohes Lachen auf die Mienen der Gäſte zu rufen.

An der Schwelle ſeines Hauſes und umgeben von ſeinen Angehörigen ließ der raſtlos tätige Mann alle Sorgen, die ſeine vielſeitige Arbeit brachte, zurück. Er beſaß die ſeltene Gabe, mit ſtarkem Willen in ſeinem Heim die Laſt des Tages abzuſchütteln und im engen Familienkreis die Unbill des Lebens zu vergeſſen. Wohl mochte er etwa ſtill und wortkarg in Gedanken verſinken, doch nie kam über ſeine Lippen eine Klage über die faſt allzu ſchwere Arbeitslaſt, die ihn bedrückte. Für ſeine Nächſten und ihre Anliegen fand er immer eine freie Stunde, auch in den arbeitsſchwerſten Zeiten ſeines Lebens.

Eduard Hagenbach vermählte ſich am 15. Mai 1862 mit Margaretha Biſchoff (geb. am 7. Juni 1842). Aus Briefen und Gedichten Karl Rudolf Hagenbachs leuchtet wie warmer Sonnenſchein die Freude hervor, welche mit der Schwiegertochter in das väterliche Haus Einzug hielt.

Doch ſchon im Winter 1887, nach nicht ganz fünfundzwanzigjähriger Ehe, ward E. Hagenbach die Gattin durch den Tod entriſſen. Tief erſchütterte ihn der Verluſt der feinfühligen und hochgebildeten Frau. Sie hatte ſeine vielſeitigen Intereſſen geteilt, reiche Anregung mit ihm ausgetauſcht, war ſelbſt nie raſtend neben dem Unermüdlichen einhergeſchritten und hatte den ſonnigen Mittelpunkt ſeines gaſtfreundlichen Hauſes gebildet.

Um die Eltern ſchloſſen ſich drei Töchter und vier Söhne, und als ſich der Kreis im Lauf der Zeit durch Wegzug und Verheiratung lockerte, erfüllten dreizehn Enkel das großväterliche Haus an der Miſſionsſtraße mit neuem Leben. Hagenbachs Liebe umfaßte teilnehmend und ſorgend auch die jüngſte

Generation. Den Enkeln mag in ſpäter Erinnerung noch das Bild des Großvaters erſcheinen, wie er bis in ſeine letzten Lebenstage mit ihnen ſpielte, glücklich Freude zu bereiten.

Am reinſten genoß der Vater wohl das Glück des Familienlebens, wenn er jeden Sonntag die Kinder hinausführte in die blühende Natur, auf die ſanft gewölbten Jurahöhen und in die mit lieblicher Anmut geſchmückten Täler des benachbarten Baſelbiets. Die verborgene und beſcheidene Schönheit des Basler Jura ſprach eindringlich zu Hagenbachs tiefem Sinn für die Natur.

Zu frohen Feiertagen vollends wurde die Ferienzeit im Hochgebirge von Wallis oder Graubünden. Die berufliche Arbeit lag beiſeite, nur den jährlichen Bericht über die Gletſcherſtudien verfaßte Hagenbach regelmäßig in den Alpen, und der Beobachtung von Eis und Firn war mancher Tag in ſtillen Hochtälern gewidmet.

Jede ſonnige Stunde aber, jeder regenloſe Nachmittag rief hinaus, nicht zu planloſem Spaziergang, ſondern immer zu einer zielbewußten Wanderung, am liebſten nach einem Punkte, der weite Ausblicke über die ſich überſchneidenden Bergketten und die ſich verzweigenden Talfurchen bot. Dann ruhte Hagenbach nicht, bis er in das Gewirr von Ketten und Tälern Ordnung gebracht und jeden Berggipfel mit der Karte in der Hand genau beſtimmt hatte, ein eifriges Bemühen, deſſen Zweck der begleitenden Kinderſchar nicht immer einleuchten wollte. Den Ferienaufenthalt teilten mit Hagenbach gewöhnlich befreundete Familien; über das Leben und den freundſchaftlichen Verkehr dieſer Basler Kolonien in Wengen und Zinal, in Splügen und Randa, in Bérisal und Kloſters geht noch mancher humorvolle Bericht um. Im Mittelpunkt aber erhebt ſich immer die Figur Profeſſor Hagenbachs.

Mit regſtem Intereſſe verfolgte Hagenbach die Studien ſeiner Söhne, von denen einer der Medizin, einer der Phyſik und zwei der Chemie ſich zuwandten. Die Freiheit, die ihm in weitſichtiger Weiſe während der Studienzeit gewährt

worden war, genossen nun auch in vollem Maß seine Kinder. Als der Weg sie von Basel nach deutschen Universitäten führte, suchte der Vater die jungen Studenten wiederholt auf, und auf diesen Reisen erwachte immer wieder frisch die Erinnerung an die eigene Studienzeit. Im Frühjahr 1902 reiste er nach Deutschland, nach Aachen, wo sein Sohn August als Professor der Physik an der technischen Hochschule tätig war, und besonders nach Berlin. Dort bekleidete ein jüngerer Sohn, Rudolf, die Stelle eines Assistenten am chemischen Institut unter Emil Fischer. Parallelen von einst und jetzt drängten sich auf Schritt und Tritt auf bei den gewaltigen Veränderungen, welche ein halbes Jahrhundert der Stadt und besonders den Studienverhältnissen gebracht hatte.

Schon früher hatte Hagenbach bei Gelegenheit einer Versammlung der französischen Société pour l'avancement des sciences Algier und Biskra gesehen. Eine andere Reise führte ihn 1898 nach Rom und Neapel und auf den Vesuv, wo das Phänomen des Lavastroms ihn fesselte und zu Vergleichen mit der ihm so vertrauten Erscheinung der zu Tal fließenden Gletscher herausforderte.

Die Reisen bedeuteten für Hagenbach nicht ein Ausruhen, wohl aber eine genußreiche Erholung durch den steten Wechsel von neuen Bildern und frischen Eindrücken, die sich seinem empfänglichen Sinn boten. Auf seinen Fahrten in fremde Städte und Länder kannte er keine Müdigkeit. Durch Lektüre vortrefflich vorbereitet, eilte er von Galerie zu Galerie, von Sammlung zu Sammlung. Kein Aussichtspunkt lag zu hoch, kein Weg zu einer historisch oder naturwissenschaftlich interessanten Stelle war zu staubig und zu heiß, um ihn vom Besuch zurückzuschrecken.

Eine Quelle reichen Genusses war ihm die Kunst. Er begeisterte sich an Shakespeare, an den deutschen Klassikern und an den Opern Mozarts. Der Musik Wagners dagegen, den Dramen Ibsens und Hauptmanns und der Malerei Hodlers stand er fremd und sogar abweisend gegenüber.

Nach seiner Vermählung, im Jahr 1862, hatte Hagenbach seinen Wohnsitz im Hause zur „Tanne“ am oberen Spalenberg und bald nachher im Bärenfelser Hof an der Martinsgasse in der Nachbarschaft der Schwiegereltern Bischoff aufgeschlagen. Dort war seine Studierstube das „Iselin-Zimmer“, mit seinem aus verschiedenen Holzarten gefügten, geschnitzten und eingelegten Wandgetäfer heute eine vielbewunderte Zierde des historischen Museum. Als aber das Bernoullianum entstand, siedelte er sich in der Nähe des aufwachsenden Baus, seiner künftigen Arbeitsstätte, an. Er erwarb sich das Haus Nr. 20, das architektonisch einfach und doch in heller Gastlichkeit nach der Missionsstraße blickt, und von dem ein schattiger Garten sich langgestreckt hinabsenkt bis beinahe vor den Eingang zur physikalischen Anstalt.

Mit dem eigenen Heim an der Missionsstraße verknüpft sich unzertrennlich die Fülle der Erinnerungen an Hagenbach'sches Familienleben und an weitherzig geübte edle Gastfreundschaft. Dort lag sein bescheidenes, kleines Arbeitszimmer, angefüllt mit Büchern und Aktenstößen, von peinlichster Ordnung beherrscht. Durch den Garten schritt E. Hagenbach jahrzehntelang täglich zur genau eingehaltenen Zeit nach dem Bernoullianum zu Vorlesung und wissenschaftlicher Arbeit. Die Räume des Hauses sahen Freude und Leid, wie sie das Leben in buntem Wechsel bringt; sie hörten herben Verlust beklagen und vernahmen Weihnachtslieder aus frohem Kindermund. In ihnen vereinigte sich der engere und weitere Familienkreis und die Ungezählten, denen es vergönnt war, die gastliche Schwelle zu überschreiten. Immer aber, wie auch die Gesellschaft sich zusammensetzte und mischte, stand in der Mitte mit lebhaftem Auge, die scharf geschnittenen Züge von dunklem Haar umwallt, die kräftige Gestalt Eduard Hagenbachs. Für jeden seiner Gäste fand er Worte ungekünstelten Interesses und warmen Wohlwollens. Von ihm ging die Stimmung inniger Gastfreundschaft aus, die ein Haus weiht und adelt. Ich werde den Eindruck der Gastlichkeit nicht vergessen, der

mir entgegenſtrömte, als ich vor nun 25 Jahren Hagenbach zum erſtenmal in ſeinem Heim aufſuchte. Und das Gefühl, immer willkommen zu ſein, wuchs mit jedem neuen Beſuch.

Im Haus an der Miſſionsſtraße kehrten die Studenten ein, der weite Freundeskreis der Hagenbach'ſchen Söhne, und mit den jungen Leuten blieb der Vater jugendfriſch. Das Haus ward zur Heimat der Kollegen aus dem akademiſchen Lehrkörper, beſonders der aus Deutſchland nach Baſel Überſiedelnden. Dort feierte, wer fremd war, Weihnachten, und unter dem Lichterbaum fand jeder eine Gabe, oft begleitet von Verſen, die eine freundliche und ſchalkhafte Muſe dem Gaſtgeber eingegeben hatte. Aus dem Verhältnis von Gaſt und Wirt aber erwuchs nicht ſelten feſte Freundſchaft, die in ſteter Treue weitergepflegt wurde, auch wenn mancher der einſtigen Gäſte längſt an deutſche Hochſchulen gezogen war. Zu den treueſten Freunden des Hauſes zählten der Anatom W. His und, um von den Baslern nur einen viel zu früh Dahingeſchiedenen zu nennen, beſonders der Chirurg Auguſt Socin. Engſte Bande verknüpften Hagenbach mit dem Waadtländer Forſcher F. A. Forel.

Am gaſtlichen Tiſch Hagenbachs ließen ſich berühmte Fachgenoſſen nieder, der große Münchner Chemiker A. von Baeyer, die Phyſiker Tyndall, Wiedemann, Nernſt und Raoul Pictet, die Geographen Roland Bonaparte und v. Drygalski. Mit köſtlichem Humor erzählte der letztgenannte Polarforſcher, wie er ſich vor einer ſeiner Fahrten bei Hagenbach Rat über Studien am Gletſchereis geholt habe. Er fand freundſchaftliche Aufnahme und reiche Belehrung. In eifrigen Auseinanderſetzungen über die nötigen Forſchungsmethoden begleitete Hagenbach ſeinen Gaſt zum Bahnhof, und ſtets neue Ratſchläge erteilend, lief er noch atemlos neben dem ſich in Bewegung ſetzenden Schnellzug hin, der den befreundeten Gelehrten entführte.

Das Hagenbachſche Haus verließ kaum jemand, ohne Rat und Hilfe gefunden zu haben. Und die Zahl der Vorſprechen-

den war groß, und ihre Anliegen betrafen die verschiedensten Dinge. Oft hielt der vielgeplagte Professor eigentliche Sprechstunden ab, in denen Wissenschaft und Gemeinnützigkeit, Schule und Politik, Familienangelegenheiten und Universität in buntem Wechsel zu Wort kamen, und in denen er im Widerstreit von Personen und Sachen oft genug nach seiner ihm eigenen Art vermittelnd, glättend und ausgleichend wirkte. Solche außergewöhnliche Leistungen konnte selbst ein Mann von Hagenbachs Arbeitskraft nur vollbringen durch ganze und überaus praktische Ausnützung der Zeit und gestützt durch die treusorgende Pflege seiner Gattin und später besonders auch seiner Töchter. Nachtarbeit vermied der Vielbeschäftigte; doch sah ihn der frühe Morgen schon am Werk.

Am 20. Februar 1903 erfüllte das Haus an der Missionsstraße festlicher Glanz, und in allen Räumen blühte ein vorzeitiger Frühling, den Liebe und Verehrung bereitet hatten. Eduard Hagenbach feierte rüstig und schaffensfreudig, umgeben von seinen Nächsten, den siebzigsten Geburtstag. Das Familienfest aber fand seinen Widerhall draußen bei allen, denen der Jubilar so viel und so mancherlei war, und denen sein Haus weit offen stand. Schüler, Kollegen und Freunde, die weitesten Kreise der Bürgerschaft und die Behörden von Staat, Schule und Kirche suchten ihn liebevoll und dankbar zu ehren. Aus dem Gespräch auf der Straße und aus den Spalten der Zeitungen klang heraus, welche Volkstümlichkeit im besten Sinn des Wortes der Basler Professor und Menschenfreund genoß, und wie kaum einer ihm nicht Dank schuldig war.

Drei Jahre später, als der stets noch jugendfrische Geist umsonst gegen die immer schwerer drückenden Altersbeschwerden des Körpers ankämpfte, zog sich Hagenbach mit mutigem Entschluß von seiner Professur zurück und legte zugleich eine Reihe anderer ihm anvertrauter Ämter und Arbeiten nieder. Doch volle Rast fand er nie. Manche Lieblingsbeschäftigung blieb ihm bis zum Ende; noch wenige Tage vor seinem Tode erstattete er, als Präsident der Bernoullianumskommission, einen

eingehenden Bericht. Ungebrochen blieb auch sein reges Interesse an der Wissenschaft und am Gemeinwesen. Mit bewundernswerter Energie schleppte sich der schwer Leidende in die Sitzungen der Regenz, der Naturforschenden Gesellschaft und des Großen Rats; als aber endlich auch in der Behörde und bei der Zusammenkunft der Naturfreunde sein Platz leer stand, mußte jeder mit Wehmut das unvermeidliche nahe Ende vorausſehen.

Größte Willenskraft hielt Hagenbach in den Wechselfällen des Schicksals aufrecht. Sie ließ ihn mutig den Verlust lieber Angehöriger und Freunde tragen; sie half ihm auch hinweg über eigene schwere Erkrankung. Im September 1894 erlitt er in Wien, wo die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte stattfand, einen Beinbruch, an den sich schlimmste Veränderungen der Herztätigkeit und Blutzirkulation anschlossen. Lange Monate schwebte das Leben des Patienten in Gefahr; erst ein Aufenthalt in Ospedaletti brachte unter treuer Pflege volle Genesung. Mit Aufgebot aller Energie überwand der Kranke seine Schmerzen, um sich im Gebrauch seiner Glieder zu üben und das Gehen wieder zu erlernen.

Am 23. Dezember 1910 ging Eduard Hagenbach-Bischoff zur Ruhe ein, die er im Leben nie gekannt hatte. Er erreichte ein Alter von siebenundsiebzig Jahren, zehn Monaten und drei Tagen. Sein Haus, von dem so viel Anregung, Rat und Hilfe ausgegangen war, schloß verwaist die Türen.

In einem Nachruf sagt F. A. Forel mit Recht, „niemand unter den Zeitgenossen hat sein Leben so gut ausgefüllt wie Hagenbach, so viel gearbeitet und in allen Gebieten so gute Arbeit geleistet". Er hätte hinzufügen können, daß niemand seine reichen Gaben in höherem Maße in den Dienst des Gemeinwesens stellte, als der Verstorbene. Selbst seine wissenschaftliche Tätigkeit trug immer wieder für die Allgemeinheit Früchte.

Zu solcher Leistung befähigten E. Hagenbach große Herzensgüte und unbeschränkte Aufopferungsfähigkeit, aber

auch eine Gründlichkeit, die gewohnt war, in die Tiefe zu dringen und ein praktiſcher Sinn, der es verſtand, mit den Bedürfniſſen des realen Lebens zu rechnen. Dieſe Tugenden konnten ſich zu reicher Blüte entfalten auf dem Boden Baſels, den Wohltätigkeit fruchtbar macht, und im Schoße einer Familie, der Hingabe an Hochſchule und Vaterſtadt längſt zur überlieferten Gewohnheit geworden war.

Wir aber, die zurückbleiben und kümmerliches Tagewerk verrichten, ſehen uns mit banger Sorge um nach Männern, die im Wirken für Univerſität und Bürgerſchaft Eduard Hagenbach als Vorbild nachzuleben ſich bemühen.

Miscelle.

Ein Basler Hausratsverzeichnis aus dem 14. Jahrhundert.

Von August Huber.

Im Jahrbuch 1911 hat Emil Major auf Grund einer überaus reichen Fülle von Material eine höchst anschauliche Darstellung[1]) der Basler Hauseinrichtung des 15. und 16. Jahrhunderts geliefert. So reichlich nun die Quellen für die bearbeitete Zeit fließen, so spärlich haben sich solche erhalten für die früheren Jahrhunderte. Es ist daher wohl angebracht, wenn im Anschluß an die letztjährigen Mitteilungen und in Ergänzung derselben ein Inventar von Basler Hausrat aus dem 14. Jahrhundert zur Mitteilung gelangt. Dasselbe entnehmen wir einem Güterverzeichnis, das, einst das Eigentum der altbasler Familie von Bärenfels, jetzt ein Bestandteil des Bandes O 31,4 der vaterländischen Bibliothek bildet. Konrad[2]) von Bärenfels, der als erster aus seinem Geschlechte seit dem Jahre 1335 mehrfach die Bürgermeisterwürde der Stadt Basel bekleidete, hinterließ bei seinem sehr wahrscheinlich im Jahre 1372 erfolgten Tode 4 Söhne: Wernher, Arnold, Lütold und Konrad. Es darf nun mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß bei der Liquidierung der umfangreichen Hinterlassenschaft das erwähnte Manuskript entstanden sei, dessen Inhalt den Teilrodel des Sohnes Arnold in sich schließt. Jedenfalls fällt seine Entstehung in die Zeit kurz nach dem Tode des Vaters, denn ein späterer Eintrag von anderer Hand ist schon vom Jahre 1375 datiert. Arnold von Bärenfels wird zum erstenmal 1371 urkundlich erwähnt, 1395 gelangte er, wie einst sein Vater, zur höchsten Stelle in der Stadtverwaltung,

zum Bürgermeiſteramte; zu Beginn des Jahres 1414 muß er geſtorben ſein. Er war mit Urſula, der Tochter Henmans von Hirzbach verheiratet, die 1407 als Hexe aus der Stadt verbannt wurde. Aus dieſen kurzen Bemerkungen iſt klar zu erkennen, daß es ſich hier um einen Teil des Beſitzes eines der angeſehenſten Geſchlechter des damaligen Baſels handelt.

Was junckher Erne von Berenfelſz zutheilt worden iſt.

Item das iſt daz min junkher Ernni hat und im ze teil worden iſt:

An huſrat zem erſten VI kleinú bett und ein groz bett und ein höptphulwen[3]) und V phlumperdrinú kúſſi[4]) und V ſtúlkúſſi.

Item III ſtúlphulwen.

Item VII breitú linlachen[5]) und II núwi knehtlinlachen.

Item ein geneget[6]) tiſchlachen und ein geneget hanttwehellen[7]) und zwei langi tiſchlachen und ein langi hantwehellen.

Item zwei langi heidenſchi[8]) ſtúllachen und ein kurcz heidenſch ſtúllachen.

Item zwei roti ſtúllachen.

Item ein ſidin ſtrichot guter und zwei ſidin linlachen.

Item zwei ſidin kúſſiziechen.

Item ein grüni ſerien[9]) und zwo heidenſch núw kúſſiziechen.

Item ein wiſz leiderlachen.[10])

Item IIII kiſtan und ein beſchlagen nußbóumi kiſtlin.

Item IIII bekkin.

Item V iſinú fleſchan und zwen ſpisbuckrich.[11])

Item aber zwen ſpisbuckrich und zwo klein iſinú fleſchan.

Item ein móſchin giesfaz.

Item [. . . . . .][12]) zinni kannen.

Item XXV groz zinni ſchüßlan und [. . . . . .][13]) zinni ſchüßlan.

Item zwei breiti zinninú kar.[14])

Item zwei waſſerkeſſi verzinochti.

Item zwo teſchan an einem ſackel.

Item IIII erin hefen und ein möſchin phannen.

Item ein keſſel, da man baſtel[15]) inne machet.

Item II gefügi[16]) keſſi.

Item aber ein kiſten under dem tach.

Item das iſt daz ſilberin geſchierre: VI ſchalen mit Berenfels ſchilt und helm.

Item ein fladrin[17]) kopf mit ſilber beſchlagen uf dem lid Berenfels ſchilt und helm und uf der hanthaben Ratperg ſchilt.

Item aber denn ein fladrin köpflin beſchlagen mit ſilber uf dem lide Berenfels helm und uf der hanthaben Berenfels ſchilt und Hirczpach ſchilt.

Item ſodenn ein hochen ſilberin kopf mit halb Ratperg und halb Berenfels ſchilt.

Item ſo denne zwen ſilberin köpf mit Berenfels ſchilt uf dem lid.

Item ein nuß mit ſilber beſchlagen.

Item ein übergült ſilberin ſtöczlin[18]) mit einem blăwen ſtein uf dem lid.

Item zwen ſilberin löffel.

Anmerkungen.

[1]) E. Major, Der Basler Hausrat im Zeitalter der Spätgotik, Basler Jahrbuch 1911. p. 241 ff. Ich entnehme dieſer vorzüglichen Arbeit mehrere der Erklärungen des Textes.

[2]) Die Bemerkungen über die Familie Bärenfels ſind der ebenſo genauen wie ausführlichen Stammtafel dieſer Familie entnommen, die W. Merz im I. Band der Burgen des Sisgaus p. 72 73 bietet.

[3]) Kopfpolſter. [4]) Federkiſſen. [5]) Leintücher. [6]) Genäht.

[7]) Handtuch.

[8]) Gewirkt; vergl. die Erklärung des Wortes bei Major p. 250.

[9]) Serge, Wollenſtoff vermiſcht teils mit Seide, teils mit Leinen.

[10]) Lederne Decke.

[11]) Bottich zur Aufbewahrung der Speiſen.

[12]) Lücke im Text infolge Beſchädigung des Manuſkripts.

[13]) Dito. [14]) Schüſſel. [15]) Eine Art Kuchen. [16]) Zierlich.

[17]) Gemaſert. [18]) Kanne.

Der ehemalige Basler Besitz der Markgrafen von Baden.

Von Carl Roth.

So wenig es Basel jemals gelungen ist, sein Landgebiet wesentlich nach Norden ins Sundgau und Breisgau hinein auszudehnen, so sehr hat es zu allen Zeiten für diese Gegenden seine besondere Bedeutung gehabt als Stadt. Einmal befand sich im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein ein guter Teil Basler Besitztumes jenseits der das städtische Gebiet einengenden Marksteine. Neben einigen reichen Bürgern waren es ehemals hauptsächlich die Klöster sowie das Domstift, die in großem Maße über Grundbesitz und Gefälle aller Art im Sundgau und Breisgau verfügten. Strebte Basel in solcher Weise einerseits aus sich heraus, so war es anderseits hinwiederum für seine Nachbarschaft von größter Wichtigkeit als Markt, Kaufhaus und Werkstatt, sowie für Zeiten von Kriegsgefahr als Vorratsspeicher, Schatzkammer und Burg.

Für den Bewohner des badischen Markgrafenlandes insbesondere war Basel von alters her „die Stadt", und zwar für den Bauer so gut wie für den Fürsten.[1]) Hauptsächlich letzterer, der in seinen Herrschaften über keine größere Stadt zu verfügen hatte, sah sich veranlaßt, hiefür in dem festen Basel Ersatz zu suchen und sich zu seiner Bequemlichkeit und Sicherheit daselbst ein Absteigequartier einzurichten. Mehr noch mochte ein solcher Stadtsitz, namentlich in Kriegszeiten, an Wert gewinnen, als einmal Basel nicht mehr allein auf seine Mauern und Tore angewiesen war, sondern als es durch den Schutz der

hinter ihm stehenden Eidgenossenschaft noch erhöhte Sicherheit zu bieten vermochte.

Bekanntlich besaßen eine ganze Anzahl Herren, geistlichen und weltlichen Standes, längere oder kürzere Zeit hindurch Höfe zu Basel. Von geistlichen Herren sind zu nennen die Äbte von St. Blasien, Wettingen, St. Urban, Königsfelden, Beinwil und Lützel, sowie die Äbtissin von Olsberg; von weltlichen die württembergischen Grafen von Mömpelgard, die Grafen von Tierstein, die Freiherren von Falkenstein und die Herren von Hattstatt.

Als die hervorragendsten dieser in der Stadt ansässigen fremden Herren sind sowohl vermöge ihrer allgemeinen Bedeutung, als auch vermöge des Umfanges und der Zeitdauer ihres Basler Besitzes anzusehen die badischen Markgrafen, anfangs von der hochbergischen und nach deren Aussterben (1503) von der durlachischen Linie.

Ihre erste bekannte in der Stadt gemachte Erwerbung führt uns auf die Höhe der heutigen Augustinergasse, in der Zeit, von der wir sprechen, noch Spiegelgasse genannt. Am 13. November 1376[2]) kaufte dort Markgraf Rudolf III. von Hochberg, der mit Basel verburgrechtet war, das Haus genannt „ze Strasburg" (entspr. d. heut. Augustinergasse 17) von Konrad Offenburg, dem Kirchherrn zu Wollbach, um die Summe von 500 Gulden; die Liegenschaft bildete ein Lehen vom Basler Domkapitel und war diesem jährlich mit zwei Schillingen Basler Pfennigen zu verzinsen. Etwas später, am 11. Juli 1379,[3]) erwarb dann Rudolf noch hinzu das anstoßende Haus „ze Arberg" (entspr. d. heut. Augustinergasse 19) um 300 Florentiner Gulden vom Ritter Wernher und vom Edelknecht Adelberg von Bärenfels, als Vögten unmündiger bärenfelsischer Familienglieder.

Über die weiteren Geschicke dieser beiden Höfe ist nur weniges bekannt.[4]) Markgraf Rudolf setzte sie zu Unterpfand, als er zusammen mit Thüring von Ramstein, Freiherrn zu Gilgenberg und Zwingen, der mütterlicherseits von den Hoch-

bergern abſtammte, von dem Basler Wirte Henman Waltenhein ein Darlehen von 400 Gulden aufnahm. Für dieſe Verſetzung ſtellte der Ramſteiner dem Markgrafen am 11. Januar 1399[6]) einen Schadlosbrief aus. In ähnlicher Weiſe verbürgte ſich Rudolf mit ſeinen beiden Häuſern zugunſten des Freiherrn Diethelm von Krenkingen gegenüber dem Basler Bäcker Ruedi von Meyenberg für ein Kapital von 100 Gulden. Für dieſe Bürgſchaft gab auch der Krenkinger[6]) einen Schadlosbrief, datiert vom 11. Juni 1404, den er genau 10 Jahre ſpäter erneuerte,[7]) diesmal mit dem Verſprechen, die Häuſer binnen zwei Jahren zu ledigen.

Vorübergehend beſaßen die Markgrafen im 15. Jahrhundert noch einige Liegenſchaften unten in der Stadt, nämlich an der Eiſengaſſe das Haus zum Tor und die beiden Häuſer zum vordern und zum hintern Torberg, am Fiſchmarkt die drei Häuſer zum Steg und an der Freienſtraße die zwei Häuſer genannt Fuchsberg ſowie das Haus zum Meyen. Dieſe Liegenſchaften waren am 4. Mai 1405[8]) vor dem Basler Offizial von den Brüdern Konrad und Hugo von Laufen[9]) dem Markgrafen Rudolf von Hochberg übertragen worden als Entgelt für deſſen den von Laufen erwieſenen Gunſtbezeugungen und Freundſchaftsdienſte. Mit Ausnahme des Hauſes zum Meyen an der Freienſtraße gab dann Markgraf Rudolf die genannten Häuſer am 16. Januar 1420[10]) dem Sohne Konrads von Laufen, Hans von Laufen, zu Lehen. Die Belehnung wurde ſpäter erneuert: 1432[11]) vom Markgrafen Wilhelm den Brüdern Hans und Konrad von Laufen, ebenſo 1444 von den Markgrafen Rudolf und Hugo, von denen die von Laufen auch das Fiſchrecht in der Wieſe erlangten. In den Jahren 1479 und 1486 befand ſich Bernhard von Laufen noch im Beſitze dieſer Lehen.[12])

Im Gegenſatz zu ſeinem Vater Rudolf iſt Markgraf Wilhelm bekannt durch ſeine Gegnerſchaft gegen die Stadt Baſel, ſeine öſterreichiſche Politik als Landvogt im Elſaß, Sundgau, Breisgau und Schwarzwald, wie auch durch finanzielle Mißwirtſchaft, die ihn tief in Schulden geraten ließ und ihn

schließlich zwang, Land und Leute seinen Söhnen zu überlassen, sich selbst aber ganz auf seine Landvogtei zu beschränken. Genötigt, sich Geldquellen zu eröffnen, wo er konnte, nahm er auch auf den markgräflichen Hof an der Augustinergasse Gelder auf: am 6. April 1434[13]) von Ritter Henman von Ramstein 200 Gulden und am 23. Juni 1435[14]) die nämliche Summe von den beiden Basler Bürgerinnen Agnes zu Freudenau und Else Liesperg, diesmal unter Bürgschaft von Bürgermeister und Rat.

Mit Wilhelms Enkel Philipp, der von seinem Vater Rudolf neben den breisgauischen Herrschaften auch die Grafschaft Neuenburg am See geerbt hatte, starben 1503 die Hochberg-Sausenberger im Mannesstamme aus. Für diesen Fall war zuvor im Jahre 1499 Vorsorge getroffen worden durch einen Erbvertrag, der jede weibliche Erbfolge in den hochbergischen Herrschaften ausschloß. Die Bestimmung sollte den eventuellen Ansprüchen des Gemahls der einzigen Tochter Philipps, des Herzogs von Orléans-Longueville, auf das breisgauische Erbe seines Schwiegervaters begegnen und dem Lande eine Fremdherrschaft ersparen. In Ausführung des Erbvertrages und um dem Ludwig von Longueville zuvorzukommen, ergriff alsbald nach Philipps Tode Markgraf Christoph von Baden Besitz von den Herrschaften Röteln, Sausenberg, Badenweiler und vom Städtchen Schopfheim. Mit diesem hochbergischen Nachlaß ging an Markgraf Christoph auch über der markgräfliche Hof an der Augustinergasse zu Basel.

Schon zwölf Jahre später wechselte der Hof wiederum den Herrn, und zwar als 1515 durch die pragmatische Sanktion die eben erst in einer Hand vereinigte Markgrafschaft Baden wiederum einer Teilung unterworfen wurde. Des Markgrafen jüngstem Sohne Ernst, dem Begründer der Linie Baden-Durlach, wurden die breisgauischen Herrschaften zugesprochen und damit auch der ehemalige hochbergische Hof zu Basel. Nur wenige Jahre blieb jedoch Markgraf Ernst in dessen Be-

ſitze. 1519 wurde ihm der Hof auf Begehren eines Gläubigers, der noch an Philipp von Hochberg Forderungen zu ſtellen gehabt hatte, durch den biſchöflichen Notar Saltzmann am 7. Dezember gefrönt.[15]) Offenbar vermochte Ernſt den Hof zu löſen, aber drei Jahre ſpäter, am 28. Januar 1522,[16]) verkaufte er dieſen mit Wohnhaus, Stallung, Garten und Brunnen um 110 Gulden an die Artiſtenfakultät der Basler Hochſchule. Einige auf dem Hauſe laſtende Gülten übertrug der Markgraf auf ſeine Herrſchaft Röteln.[17])

Nach dieſem Verkaufe iſt nun für längere Zeit kein markgräfliches Haus in der Stadt mehr nachweisbar. Markgraf Ernſts zweiter Sohn Bernhard, der mit ſeinem Vater einer von dieſem 1537 getroffenen Erbordnung wegen zerfallen war und ſich ins Ausland begeben hatte, hielt ſich zwar auch in Baſel auf. Sein Quartier nahm er aber, ſoweit nachweisbar, im Gaſthof zum Storchen. Hier war es, wo der junge Markgraf einmal im Laufe des Jahres 1547 mit zwei Kleinbasler Bürgern in Streit geriet und dabei von dem einen der beiden durch einen Schlag mit einer Haue auf den Kopf erheblich verletzt wurde.[18]) Seinen Basler Aufenthalt benützte Bernhard, der ſtets in Geldverlegenheiten ſteckte, aber hauptſächlich dazu, um eine Reihe von Darlehen aufzunehmen. Der Rat ſagte ihm dieſe um ſo bereitwilliger zu, da er gerne die Gelegenheit ergriff, ſich den jungen Markgrafen zu verpflichten. Stellte dieſer doch das geliehene Geld ſicher auf die ihm als zukünftiges Erbe zuſtehenden breisgauiſchen Herrſchaften, wodurch ſich Baſel, namentlich als Bernhard auch noch das Bürgerrecht erworben, allerlei Ausſichten eröffneten. Die Spekulation erwies ſich jedoch ſchließlich als nichtig, als Bernhard ſich mit ſeinem Vater ausſöhnte, ſein Basler Bürgerrecht aufgab und der alte Markgraf die Schulden des Sohnes bezahlte.

Zweifellos liegt der Grund, daß die Baden-Durlacher vorerſt auf einen Hofhalt zu Baſel verzichteten, in der weiten Entfernung ihrer Reſidenz Durlach von Baſel, was zur Folge hatte, daß dieſe neue markgräfliche Linie kein ſo großes In-

tereſſe hatte an einem ſtändigen Wohnſitz daſelbſt. Da lag ihnen Straßburg näher, woſelbſt ſie ſeit 1562[19]) einen Hof beſaßen.

Erſt die unheilvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges lenkte die Blicke der badiſch-durlachiſchen Markgrafen wieder rheinaufwärts. Nach der für die proteſtantiſchen Stände unheilvollen Schlacht bei Nördlingen (1634) floh der damalige Markgraf Friedrich V. eilends außer Landes, zunächſt nach Straßburg. Auf die Dauer mochte ihm jedoch das neutralere Baſel mehr Sicherheit zu bieten ſcheinen als das vom Kriege umbrandete Straßburg, ſodaß er ſeine Reſidenz rheinaufwärts zu verlegen ſuchte.

Bereits am 18. Oktober 1635[20]) war Friedrich in Baſel, gut aufgenommen und im Hauſe Abel Socins einlogiert. In den folgenden Jahren wiederholte ſich die Anweſenheit des Markgrafen in der Stadt, bis ſich dieſer ſchließlich hier wieder einen feſten Wohnſitz ſchuf durch Erwerbung des Hagenbachiſchen Hofes am Rheinſprung (entſpr. d. heut. Rheinſprung 24). Der Kauf erfolgte am 19. März 1639.[21])

Zur Veräußerung ihres Hofes waren die Edeln von Hagenbach gezwungen worden infolge ſchwerer Verſchuldung. Offenbar ging der Verkauf ſo vor ſich — der Kaufbrief iſt nicht mehr beizubringen —, daß Markgraf Friedrich mit der Liegenſchaft auch die auf dieſer hypothekariſch ſichergeſtellten Hagenbachiſchen Schulden durch entſprechende Verrechnung übernahm. Dadurch erwuchſen dem Markgrafen aber in der Folge von Seiten der Hagenbachiſchen Gläubiger die größten Schwierigkeiten. Dieſe mochten nicht ungern geſehen haben, wie das ihnen zu Unterpfand dienende Haus in ſolventere Hände kam, die ihnen ſowohl in bezug auf die jährliche Verzinſung, wie auch auf die Rückzahlung des Kapitals mehr Sicherheit zu bieten ſchienen. Gleichwohl hatten ſie offenbar ihre Hoffnungen allzu hoch geſpannt. Denn als der Markgraf nicht gleich Miene machte und in ſeiner damals immerhin recht bedrängten Lage wohl auch nicht imſtande war, die Wünſche der Gläubiger,

die nun Rückzahlung ihrer Guthaben forderten, sogleich zu erfüllen, suchten letztere den Markgrafen Friedrich dazu zu zwingen, indem sie, alle Angebote ungeachtet, auf eine öffentliche Versteigerung des ehemaligen Hagenbachischen Hofes drängten. Einen Einblick in den Handel gestattet uns eine Petition, die Friedrich am 29. Mai 1644[22]) in dieser Angelegenheit an den Rat richtete. Er erinnerte zuerst daran, wie bereits vor seiner letzten Abwesenheit von Basel (im Jahre 1641) die Kreditoren sich angemaßt, einen Prozeß gegen ihn anzustrengen und darauf gedrungen hätten, den nunmehrigen markgräflichen Hof, den sie aber ihrer darauf stehenden Gelder wegen für sich beanspruchten, öffentlich zu verganten. Friedrich versicherte den Rat seiner Bereitwilligkeit, die fälligen Jahreszinse pünktlich zu bezahlen, und ersuchte ihn fernerhin, die Hagenbachische Vormundschaft zu veranlassen, gegen Auszahlung der am Kaufschilling restierenden 366 Gulden die zum Hofe gehörigen Dokumente, wie das Recht und Übung war, auszuliefern.

Möglich, daß die Gläubiger die Versteigerung des Hofes bloß gefordert hatten in der Hoffnung, der Markgraf werde es vorziehen, sie zufriedenzustellen, ehe er es zum Äußersten kommen lasse. Jedenfalls mußten sie sich nun aber — vielleicht auch auf Anweisung des Rates — vorläufig mit dem Bezug der jährlichen Zinse zufrieden geben. Gleichwohl ruhte der Handel nicht, vielmehr zog er sich noch eine Reihe von Jahren hin.

So sah sich Markgraf Friedrich noch 1658,[23]) also zehn Jahre nach seiner infolge des Friedens ermöglichten Heimkehr aus Basel in seine Residenz, von der Karlsburg zu Durlach aus veranlaßt, den Basler Rat in der mißlichen Sache anzugehen. In seiner Eingabe verwies der Fürst auf eine gütliche Vergleichung der Parteien durch Johann Balthasar Burckhardt, Landvogt zu Mönchenstein, dahin lautend, daß die Abzahlung der Kapitalien in 6—8 Terminen erfolgen dürfe, und daß bis dahin die jährlichen Zinse pünktlich zu entrichten seien; gleich-

wohl seien die Gläubiger wiederum daran, einen Prozeß zu eröffnen; der Rat möge vermitteln. Der infolge dieses Schreibens gefaßte Ratsbeschluß gab dem Markgrafen recht, und die unruhigen Kreditoren wurden am 17. April 1658[24]) angewiesen, da für sie kein Zins ausständig geblieben sei und ihnen ihre Kapitalien genügend sichergestellt seien, sich zu den angebotenen Rückzahlungsterminen zu bequemen. Damit scheint der Streithandel erledigt gewesen zu sein, wenigstens verschwindet er in der Folge aus den Akten. Das Hagenbachische Haus blieb aber bis 1686 in badischem Besitz und führt heute noch den Namen „Zum alten markgräfischen Hof".

Bei den mannigfachen Schwierigkeiten, die der Besitz des Hagenbachischen Hauses dem Markgrafen Friedrich einbrachte, ist es verständlich, daß er schon frühe danach trachtete, sich anderswo Ersatz zu suchen. So stand er 1645 mit dem bereits erwähnten Landvogt Balthasar Burckhardt, dem Eigentümer des Hattstatter Hofes im Klein-Basel (das heutige atholische Pfarrhaus am Lindenberg), in Unterhandlung über den Kauf dieser Liegenschaft.[25]) Aus der Sache wurde damals nichts, aber zwei Jahre später verhandelte Friedrich wiederum mit Burckhardt, und diesmal einigte man sich auf eine drei- bis vierjährige Miete. Burckhardt stellte an den Rat das Gesuch um Genehmigung eines solchen Vertrages, indem er ausführte, wie der Markgraf vor einigen Tagen wiederum den Wunsch geäußert habe, den Hattstatter Hof zu erwerben, da d e r Hof, den er jetzt bewohne — der Hagenbachische — vieler Beschwerden wegen ihm nicht mehr zusage, während der Hattstattische seinen Bedürfnissen sehr gut entsprechen würde.[26]) Der Rat überwies die Eingabe an die Dreizehnerherren. Damit hatte die Sache jedoch ihr Bewenden.

In den letzten Monaten seines Basler Aufenthaltes gelang dem Markgrafen endlich die Erwerbung zweier Häuser an der neuen Vorstadt (der heutigen Hebelstraße), durch welchen Kauf der Grund gelegt wurde zu dem umfangreichen Besitz, der bis in das 19. Jahrhundert hinein beim badischen Fürsten-

hauſe geblieben iſt. Friedrich V. kaufte am 10. Februar 1648[27]) von Ernſt Friedrich von Bärenfels, fürſtbiſchöflichem Meier zu Biel, als dem Vormund ſeiner Neffen den Bärenfelſer Hof um 4400 Gulden und am 1. März 1648[28]) von den Brüdern Emanuel und Johann Jakob Schönauer den angrenzenden Eptinger Hof um 3750 Gulden. (Beide Höfe waren gelegen auf dem Areal des heutigen Bürgerſpital, Petersgraben-Hebelſtraße, der Eptinger Hof gegen den Graben hin, der Bärenfelſer Hof angrenzend vorſtadtauswärts.)

Die Tage ſeines Basler Aufenthaltes[29]) waren für Markgraf Friedrich auch abgeſehen von dem Ärger und den Sorgen, die ihm ſeine Häuſerangelegenheiten verurſachten, teilweiſe recht bewegte Zeiten geweſen.[30]) Öfters hatte er Baſel verlaſſen, um ſich den Schweden, auf deren Waffenglück er ſeine Sache geſtellt hatte, anzuſchließen. Schwediſche Erfolge erlaubten ihm 1638 auch, wenigſtens für kurze Zeit von ſeinen oberländiſchen Herrſchaften im Breisgau und Wieſental wieder Beſitz zu nehmen. Das Jahr darauf nötigte ihn aber der Tod Bernhards von Weimar, ſich wieder nach Baſel zurückzuziehen, von wo er noch einmal im Jahre 1641, allerdings nur für wenige Tage, in ſein Schloß nach Durlach kam. Erſt als im Herbſte 1648 die langen Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münſter ihren Abſchluß gefunden hatten und dem Markgrafen ſeine Lande reſtituiert worden waren, durfte dieſer endgültig aus ſeinem Exil heimkehren und in der Karlsburg zu Durlach ſeinen Einzug halten, woſelbſt ihm noch 10 Jahre friedlicher Arbeit an der Wiederherſtellung ſeines durch das Kriegselend gänzlich heruntergekommenen Landes vergönnt waren.

1659 iſt Friedrich V. geſtorben. Seinem Sohne Friedrich VI. war, zunächſt wenigſtens, eine weſentlich ruhigere Regierung beſchieden. Daher kam dieſer während einer für damals langen Friedenszeit von anderthalb Jahrzehnten nur gelegentlich hin und wieder nach Baſel, wo er den einen der Höfe an der Neuen Vorſtadt 1667 der Witwe ſeines jün-

geren Bruders Carl Magnus, einer geborenen Gräfin zu Hohenlohe, als Witwensitz überlassen hatte.[31])

Als Friedrich VI. 1663 einmal in der befreundeten Nachbarstadt ankehrte, geschah dies in offizieller Weise auf eine Einladung des Basler Rates, als dessen Gast der Markgraf von Rat und Bürgerschaft aufs festlichste empfangen wurde.[32]) Am 17. Februar kam dieser gegen Mittag mit einem Gefolge von vierzig Berittenen vor der Stadt an. Eine Ratsdeputation und eine hundert Mann starke Reiterkompagnie empfing ihn vor dem Riehentor und geleitete ihn unter dem Donner der Geschütze und von zweihundert im Gewehr stehenden Kleinbaslern erwartet in die Stadt hinein. Der Fürst begab sich zunächst in den markgräflichen Hof und wurde dann von dort mit samt seiner adeligen Begleitung durch die Dreizehnerherren in neun Kutschen zum Mittagsmahl auf die Schmiedenzunft abgeholt. Tags darauf erfolgte eine Führung durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt. An diese schloß sich an ein Abschiedsmahl, wiederum auf der Schmiedenzunft, „an der sie sich sehr fröhlich gemacht", worauf der Markgraf unter Geschützessalven feierlich bis zur Grenze zurückgeleitet wurde.[33])

Zu einer dauernden Verlegung seiner Residenz rheinaufwärts sah sich aber Friedrich VI. erst veranlaßt in den letzten Jahren seiner Regierung, als jenseits des Rheines die Nachbarschaft des Sonnenkönigs gefährlicher zu werden begann. Der neue Eroberungskrieg, den Ludwig XIV. gegen Holland eröffnete, hatte 1674 zur Folge die Kriegserklärung des mit Spanien in Koalition getretenen Deutschen Reiches an Frankreich und die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes auf die Länder längs des Rheines. Die Wirkung dieser Ereignisse bekam Baden als Grenzland gar bald zu spüren, und vor den nun anhebenden feindlichen Einfällen mußten die fürstliche Familie und der gesamte Hofhalt aus Durlach ihre Residenz nach Basel in die Höfe am Rheinsprung und an der Neuen Vorstadt verlegen. Unter den Flüchtigen befand sich auch Friedrichs VI. Neffe, der Prinz Carl Friedrich, der schon 1676

fünfundzwanzigjährig starb. Auch der Erbprinz Friedrich Magnus traf mit seiner jungen Gemahlin Augusta Maria von Holstein in Basel ein, woselbst ihm diese am 17. Dezember 1674 eine Tochter gebar, die Prinzessin Christina Sophia.

Bald trat Friedrich Magnus mit der Bürgerschaft in regere Beziehungen. Bereits zu Beginn seines Aufenthaltes hatte er den Stand Basel und die übrigen evangelischen Orte eingeladen, seine Tochter aus der Taufe zu heben, wobei diese als Patengeschenk zwei goldene Schalen überreichten.[34]) Auch bei geselligen Anlässen ließ sich der Erbprinz sehen, und gerne beteiligte er sich etwa an den häufig stattfindenden Schießen durch Stiftung von Preisen. So schenkte er bei einem Glücksschießen, das die Stachelschützen im August 1675 abhielten, einen Becher, den der Tuchmann Tillemon Fuchs herausschoß.[35])

Kurz erwähnt sei noch der in das nämliche Jahr 1675 fallende Aufenthalt jenes Schwindlers in Basel, der sich Conte di Broglio nannte, in der Stadt als „grand Seigneur" auftrat, und in geschickter Weise es verstand, sich überall einzuführen. Er wußte auch Friedrich Magnus zu gewinnen, und so war er bald am markgräflichen Hofe ein angesehener Gast, bis dann diese Herrlichkeit für ihn allerdings plötzlich ein jähes Ende nahm.[36])

Inzwischen hatte der alte Markgraf als Reichsgeneralfeldmarschall im Felde gestanden, und am 17. September gelang es ihm, die Franzosen zur Übergabe von Philippsburg zu zwingen. Während der Vorbereitungen aber zur Belagerung Breisachs, der zweiten französischen Festung auf deutschem Boden, wurde Friedrich VI. plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen. Er war genötigt, in die Karlsburg nach Durlach zurückzukehren, woselbst die Seinigen und der Hof nach der Einnahme Philippsburgs bereits wieder ihren Wohnsitz genommen hatten. Nur noch einige Monate hatte er zu leben und zu Anfang des Jahres 1677 starb er. Seine Lande fielen seinem Sohne Friedrich Magnus zu, der nun die Regierung übernahm.

Nachdem zu Nymwegen 1678 zwiſchen den Mächten der Friede geſchloſſen worden war, genoß Baden vorerſt, wenn auch in ſteter Unſicherheit, einige Zeit relativer Ruhe. Dieſe wurde 1688 nur zu bald jählings unterbrochen bei Ausbruch des großen pfälziſchen Erbſchaftskriegs, bekannt durch die Verheerungen der Pfalz durch die franzöſiſchen Truppen unter Mélac. Auch das badiſche Land wurde von den Franzoſen überſchwemmt, und das Fürſtenhaus ſah ſich wiederum vor die Notwendigkeit verſetzt, den „altgewohnten Zufluchtsort Baſel“ aufzuſuchen, das nun wieder für 10 Jahre die Reſidenz des durlachiſchen Hofes wurde. —

Inzwiſchen hatte infolge der Zerſtörung des Röteler Schloſſes durch die Franzoſen im Jahre 1678 die Burgvogtei und das Oberamt Röteln ihren Sitz nach Lörrach hinunter verlegen müſſen. In dieſem offenen Orte war nun aber die Landesverwaltung namentlich in den damaligen unruhigen Zeiten ſehr gefährdet. So erwuchs denn das Bedürfnis, ihr für Zeiten der Gefahr als Erſatz für das verlorene Röteln anderswo ein ſicheres Unterkommen zu ſchaffen. Ein ſolches fand ſich auch in dem nahe gelegenen Baſel, woſelbſt der frühere Hof des Kloſters Wettingen an der Rebgaſſe, mit ſeinen Hintergebäuden bis zur Utengaſſe reichend, zu kaufen war.[37]) Dieſer Hof ſtand damals im Beſitze der minderjährigen Söhne des verſtorbenen Klein-Basler Stadtgerichtsbeiſitzers Johann Linder-Herzog. Von deren Vormund, dem Zinngießer Nikolaus Übelin, kaufte im Namen der markgräflichen Regierung der badiſche Rat und Landvogt der Landgrafſchaft Sauſenberg und der Herrſchaft Röteln Reinhard v. Gemmingen am 24. Februar 1686[38]) den ehemaligen Wettinger Hof um 4900 Pfund als lediges zinsfreies Eigen zur Verfügung der Burgvogtei Röteln, nach der die Liegenſchaft auch den Namen erhielt, den ſie heute noch führt. Darauf erfolgte im Spätſommer des nämlichen Jahres 1686 der Verkauf des nun überflüſſig gewordenen Hagenbachiſchen Hofes um 1900 Gulden Basler Währung an die Basler Handelsleute Hans Georg und Peter Ochs.[39])

Da das Haus der Burgvogtei bloß dazu bestimmt war, im Notfalle dem Röteler Oberamt als Aufenthalt und außerdem etwa den herrschaftlichen Beamten und Bedienten, die nach Basel kamen, als Absteigequartier zu dienen, so wurde die Bewohnung und Besorgung des Hofes Mietern übertragen. Der erste war ein Hans Jakob Thurneisen, der am 13. März 1686[40]) einen Mietsvertrag einging, in dem er neben Bezahlung eines mäßigen Zinses sich zur Wartung des Hofes wie der in diesem untergebrachten herrschaftlichen Weine, Früchte und Mobilien verpflichtete.

Zu gewissen Zeiten scheint dann der Burgvogt selbst in seinem Kleinbasler Hause gewohnt zu haben. Wenigstens ist im Jahre 1733 einmal von letzterm die Rede als von der „ehemaligen Landvogteibehausung in der kleinen Stadt Basel, darinnen letzthin der Burgvogt gewohnt". 1732 ist dann wieder Mieter der Salzadmodiator Burckhardt, vier Jahre später die Witwe des Basler Notars und Ratsdieners Georg Dietz, Sibilla geborene Scholer.[41])

Über die Rechte und Pflichten der letztgenannten Mieterin sind wir durch den uns überlieferten Mietvertrag mit dem Oberamte Röteln vom 10. August 1736[42]) genauer unterrichtet. Dieser setzte fest, daß die Mieterin neben der Bezahlung eines Mietzinses von 40 Basler Pfund zum Hause Sorge zu tragen habe und außerdem der Herrschaft an Räumlichkeiten zu überlassen habe die vordere Eckstube für das Oberamt und die herrschaftlichen Bedienten, zu der Herrschaft eigenem Gebrauche aber alle Fruchtspeicher, Pferdeställe, Scheunen sowie die Keller, außer dem der Mieterin zustehenden Vorkeller; schließlich ist die Mieterin jederzeit verpflichtet, das Haus zu räumen, sobald die Herrschaft es verlangt. Da das Haus ein immer bereitstehendes Refugium sein sollte, war die letztere Bedingung besonders wichtig, auch wurde sie bei späteren Verträgen jeweilen ausdrücklich wiederholt.

Sibilla Dietz blieb beinahe drei Jahrzehnte in der Burgvogtei wohnen. 1744 wurde ihr sogar auf ihr Verlangen hin

der Mietzins auf 20 Pfund ermäßigt.[43]) So mag sie wohl nur ungern zu Beginn des Jahres 1764 die Kündigung vernommen haben, die sie nötigte, das altgewohnte Heim dem zur Ruhe gesetzten badischen Hofrat Süß in Lörrach auf den 23. Januar 1764 zu räumen.[44]) Dieser wohnte als ausgedienter Beamter zinsfrei in der Burgvogtei bis zu seinem Tode, worauf die Wohnung der verwitweten Hofrätin überlassen blieb. Dieser scheint es aber auf die Dauer im Kleinbasel nicht gefallen zu haben, denn im Herbst des Jahres 1777 berichtete das Oberamt zu Lörrach nach Karlsruhe, die Hofrätin Süß habe ohne Anzeige plötzlich das Burgvogteihaus zu Basel verlassen und sei, wie man in Erfahrung gebracht, nach Rastatt verzogen; zugleich bat das Oberamt um Weisung, was nun zu geschehen habe.[45])

Alsbald meldeten sich eine Anzahl Basler Bürger zur mietweisen Erwerbung des Hauses, sodaß der Röteler Burgvogt an die markgräfliche Regierung das Gesuch stellte um Ermächtigung zur Vermietung an den Meistbietenden; „nur muß ich mich", lautete dabei sein Bedenken, „zuvor in Basel erkundigen, ob ich die Liebhabern zur Steigerung hieher [d. h. nach Lörrach] vorladen dörfe oder ob selbige auf einer Zunfft in Baßel geschehen müßte. Letzteres werden Euer Hochfürstliche Durchlaucht vermutlich nicht zugeben. In diesem Fall wäre nichts übrig als den in der Stille suchen auszukundschafften, der am einträglichsten werden dörffte."[46])

In Karlsruhe hegte man in der Tat Bedenken, da die Vermietung des Landvogteihauses in Basel nicht ratsam erscheine „wegen der daraus in Ansehung der Jurisdiktions- und Inventurstreitigkeiten mit dem Stand Baßel entstehen könnenden Ungelegenheiten", um so mehr, da der aus der Miete zu erzielende Nutzen im Vergleich mit den aus ihr hervorgehenden Unannehmlichkeiten gering sei.[47]) So zog man denn schließlich vor, die von der Hofrätin Süß bisher innegehabte Wohnung nunmehr der geheimen Hofrätin Herbster zum unentgeltlichen Wohnsitz anzuweisen.[48])

Es macht manchmal den Eindruck, als ob die Markgrafen für ihre Basler Besitzungen gerne eine gewisse Exterritorialität beansprucht hätten. Das zeigte sich besonders in der später noch zu erwähnenden Einquartierungsfrage, dann aber auch bei Gelegenheiten, wie die der eben erwähnten Weigerung, ein markgräfliches Haus, wie die Burgvogtei, unter baslerischer Jurisdiktion öffentlich auszubieten. Damit hängt zusammen, daß trotz mehrfacher, stets erneuter Anfragen man sich markgräflicherseits nie dazu verstehen konnte, die leerstehenden Burgvogteikeller an Basler Küfer und Weinhändler abzutreten, sondern nur an solche, die badische Untertane waren. So begründete denn auch die fürstliche Rentkammer ihren abschlägigen Bescheid bei Anlaß einer Nachfrage des Basler Weinhändlers Johannes Linder (1784) damit, daß es nicht rätlich sei, den Keller einem Basler Privatmann zu überlassen, „weil dadurch nur in der Folge die Inconvenienz, da bei seinem Absterben der Stand Basel in dem Keller die Obsignation würde vornehmen wollen, entstehen könnte".[49])

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte die Hofrätin Herbster zusammengewohnt mit der Pfarrwitwe Axt von Binzen, und diese hatten zu ihrer größern Sicherheit noch ins Haus genommen einen Arbeiter aus der Rosenburgischen Indiennefabrik, namens Friedrich Richter, mit Frau und Kind. Als die Hofrätin im Januar 1794 starb, meldeten sich gleich wieder eine Anzahl Liebhaber für die verfügbaren Räumlichkeiten.[50]) Für die Wohnung der Indiennedrucker Richter, für den Garten der Schwiegersohn der Verstorbenen, Pfarrer Gengenbach, für den Keller der Weinhändler Johannes Linder und endlich Lukas Linder für die Stallung. Am 17. Juni entschied der geheime Rat zu Karlsruhe, die Aufsicht über das Burgvogteigebäude in Basel sei dem Pfarrer Gengenbach zu übertragen und ihm die Benützung des zugehörigen Grasplatzes und Gartens gegen einen jährlichen Mietzins von 30 Gulden zu lassen. Den Indiennedrucker Richter möge aber das Oberamt Röteln „auf schickliche Weise" aus dem Burgvogteigebäude

bringen, und die beiden Bewerber um Keller und Stall seien abzuweisen.[51]) Wenige Monate später wurde der Stall dem Sohn und dem Schwiegersohn des damaligen Röteler Burgvogtes Sonntag, und der Keller dem Posthalter Rheinau von der Kaltenherberg mietweise eingeräumt.[52]) Die Wohnung wurde für einige Zeit von Pfarrer Gengenbachs Schwiegersohn, einem Herrn Merian bezogen, bevor dieser in den Geißhof übersiedelte.[53])

Mit der Zeit scheinen die Lasten, die das Burgvogteihaus im Kleinbasel der Markgrafschaft verursachte, die Vorteile, die es bot, überwogen zu haben. So kam es, daß bereits 1797 ernstlich über dessen gänzliche Veräußerung beraten wurde[54]) und diese dann auch bereits im nächsten Jahre erfolgte.[55]) Schon im Herbst 1797 hatte sich als Kaufliebhaber gemeldet der Eisenhändler und Gerichtsherr Leonhard Paravicini. Die Parteien vermochten jedoch nicht gleich handelseinig zu werden, sodaß die Verhandlungen den ganzen Winter hindurch währten. Am 15. Mai 1798 kam dann schließlich ein Kauf zustande, und die „Burgvogtei" ging in das Eigentum Leonhard Paravicinis über, der das Haus gleich einer nötigen gründlichen Erneuerung unterzog. Damit war die Burgvogtei aus dem Kreis der markgräflichen Besitzungen ausgeschieden. —

Kehren wir nun wieder um ein Jahrhundert zurück, in jene Zeit, da die Zerstörung des Schlosses Röteln die Erwerbung des Burgvogteihauses notwendig gemacht und der Ausbruch des Krieges mit Frankreich im Jahre 1688 die markgräfliche Familie zur Flucht nach Basel veranlaßt hatte.

Im Gegensatz zu dem wesentlich für die Obliegenheiten des Röteler Oberamtes bestimmten Burgvogteihause dienten zur Aufnahme der fürstlichen Hofhaltung die 1648 erworbenen alten Höfe der Eptinger und Bärenfelser an der Neuen Vorstadt. Seit 1686 war der Hagenbachische Hof am Rheinsprung nicht mehr in markgräflichem Besitze.

Eine zahlreiche fürſtliche Geſellſchaft war es, die im Spätjahr 1688 mit ihrem Hofgeſinde an der Neuen Vorſtadt Einzug hielt. Es fanden ſich ein: der regierende Markgraf Friedrich Magnus ſelbſt mit der Markgräfin Auguſta Maria, geborene von Holſtein-Gottorp; ſodann deren Kinder: der neunjährige Erbprinz Carl Wilhelm, deſſen vierjähriger Bruder Chriſtoph, ſowie die Prinzeſſinnen Catharina, Johanna Eliſabeth, Albertina Friderica, Carola Sophia und Maria Anna, die älteſte elf Jahre, die jüngſte erſt einige Monate alt; ferner ſind zu nennen des Markgrafen Großtante, die achtundſechzigjährige Prinzeſſin Eliſabeth, und endlich die beiden Kinder ſeines im Felde ſtehenden jüngern Bruders Carl Guſtav, Chriſtina Juliana und der fünfjährige Carl Anton.

Nicht alle von den Genannten erlebten die Rückkehr in die Heimat. Bereits im Laufe des Jahres 1689 ſtarben die beiden jüngſten Töchter des Markgrafen, die eine im dritten, die andere im erſten Lebensjahre. Ihnen folgten 1692 im Tode die betagte Prinzeſſin Eliſabeth und der erſt neunjährige Neffe des Markgrafen, Prinz Carl Anton. Es fanden dieſe alle ihre letzte Ruheſtätte gemeinſam in der hintern Krypta des Münſters, woſelbſt zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch zwei weitere durlachiſche Angehörige — beides Enkelkinder des Friedrich Magnus — beſtattet wurden: die 1709 ebenfalls auf der Flucht zu Baſel verſtorbene dreijährige Prinzeſſin Auguſta Magdalena und der Erbprinz Carl Magnus, der zu Lauſanne, woſelbſt er ſich zu ſeiner Ausbildung in der franzöſiſchen Sprache aufhielt, 1712 erſt elfjährig vom Tode ereilt wurde.[56]) Die Begräbnisſtätte war ein kleines, in der hintern Krypta eingebautes Mauſoleum, etwas über ſechs Meter breit und zwei Meter tief, aus zwei Kreuzgewölben beſtehend. Hier lagen die ſechs zinnernen Särge von verſchiedener Größe, alle geziert mit einem Kreuz, dem Wappen, Grabſchriften und bibliſchen Sprüchen.[57]) Das Mauſoleum ſtand bis 1874, in welchem Jahre es dem Einbau einer neuen Kirchenheizung weichen mußte, was die Veranlaſſung gab, dem Großherzog Friedrich

von Baden die Herausgabe der Särge anzubieten, welche dieſer auf die Inſel Mainau im Bodenſee überführen ließ.[58])

Die Beſchaffung des für den fürſtlichen Hofhalt notwendigen Raumes nötigte bald nach der Überſiedelung zum Ankauf zweier Nachbarliegenſchaften an der Neuen Vorſtadt. Bereits war 1689 der Bockſtecher Hof an der St. Johannvorſtadt (entſpr. d. heut. No. 4) gemietet worden, zu dem noch die Miete des Hauſes „hinter dem ſchwarzen Pfahl“ (entſpr. d. heut. Petersgaſſe 10) kam, ſowie die einiger Fruchtböden und Speicher für die Ökonomie.[59]) Nun erwarb der Markgraf am 27. Oktober 1692[60]) durch Kauf von der Witwe Anna Polybia Brandtmüller ihr an den markgräflichen Hof angrenzendes Haus mit Nebengebäude, Hof und Garten um 4000 Gulden Basler Währung und — wie das üblich war — 50 Reichstaler als Verehrung. Einige Jahre ſpäter kaufte dann am 4. September 1696[60]) die Markgräfin Auguſta Maria, die Gattin Friedrich Magnus', ebenfalls an der Neuen Vorſtadt, um 3000 Basler Pfund noch hinzu das Haus des verſtorbenen Schwarzfärbermeiſters Theodor Ruprecht, genannt zur Pfalz, mit einem zugehörigen Stück Rebland. Das Haus iſt der in der Folge nach ſeiner markgräflichen Beſitzerin, einer geborenen Herzogin zu Holſtein, benannte Holſteiner Hof (entſpr. d. heut. Hebelſtraße 32).

Während Markgraf Friedrich Magnus ſelbſt die Kriegsjahre außer Landes in Baſel zubrachte,[61]) nahm deſſen Sohn, der Erbprinz Carl Wilhelm, um ſo lebhaftern Anteil an den Kriegsereigniſſen. Nachdem dieſer bereits 1693 in England geweſen war, wiederholte er das Jahr darauf die Reiſe, diesmal zuſammen mit dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von der Baden-Badener Linie, der auf dem Wege nach London war, um mit König Wilhelm III. über Bewilligung von Hilfsgeldern für die deutſchen Kreistruppen zu verhandeln. Hierauf begab ſich der Erbprinz mit Genehmigung ſeines Vaters zum Heere, woſelbſt er zum kaiſerlichen Oberſt vorrückte. Seinen

Dienſt im Reichsheere unterbrach er durch eine Reiſe nach Italien, und 1696 begab er ſich nach dem Norden, um die ihm dort durch ſeine Mutter verwandten und befreundeten Höfe zu beſuchen und dann am ſchwediſchen Hofe längern Aufenthalt zu nehmen. 1697 war der Erbprinz wieder in Baſel und feierte da am 27. Juni ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Magdalena Wilhelmine von Württemberg.

Im Mai zuvor hatte eben erſt die Vermählung des Bruders der Prinzeſſin Magdalena Wilhelmine, des regierenden Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, mit Carl Wilhelms Schweſter Johanna Eliſabeth im markgräflichen Hofe zu Baſel ſtattgefunden.[62]) Der Herzog war in Begleitung von Hofbedienten bereits im April 1697 zur Verlobung in Baſel eingetroffen. Er ſtieg im markgräflichen Hofe ab, während die Dienerſchaft, die er mit ſich geführt, in den Gaſthäuſern zum Engel und zum Ochſen einlogiert wurden. Es folgte nun Feſtlichkeit auf Feſtlichkeit. Einige Tage nach deſſen Ankunft in der Stadt veranſtaltete dem Herzog zu Ehren der Rat auf der Bärenzunft ein Feſtmahl und ließ außerdem Geſchütze auf der Pfalz Salven ſchießen. Am 14. April war im markgräflichen Hof großer Ball. Einige Tage ſpäter ließ der Rat durch eine Deputation mit dem Stadtſchreiber Fäſch als Sprecher dem herzoglichen Brautpaar ſeine Glückwünſche darbringen und einen ſilbervergoldeten Becher als Hochzeitsgeſchenk überreichen. Auch die Univerſität ſandte zur Gratulation eine Abordnung, an ihrer Spitze der Rector Magnificus Johann Jakob Buxtorf. Am 6. Mai wurde dann im markgräflichen Hof die Hochzeitsfeier abgehalten, zu der außer den beidſeitigen Eltern, den Geſchwiſtern und einigen Kavalieren nur noch die vier Häupter der Stadt ſowie ein franzöſiſcher Flüchtling, ein Comte d'Auvergne, geladen waren. Die Feier ſelbſt war auch einfach geſtaltet. Um acht Uhr abends fand die Trauung ſtatt durch den Hofprediger Rabus, und um zehn Uhr ſaß man zur Tafel. Nach aufgehobener Tafel begab ſich die Geſellſchaft um Mitternacht in den Tanzſaal, wo vier Dis-

kantgeigen zu den schönsten französischen Menuetten aufspielten, jedoch bloß bis um ein Uhr, um welche Zeit schon sich alles zurückzog. — Wie dann vier Tage später der Herzog mit der neuen Herzogin Basel verließ, um sich nach Stuttgart zu begeben, reiste das Paar unter großem Geleite zum St. Albantor hinaus. In der St. Albanvorstadt bildete die Mannschaft des St. Alban- und Aschenquartiers im Gewehr Spalier, und im Zuge erblickte man außer dem Markgrafen, der Markgräfin und den Herren und Damen des Hofes eine Ratsdeputation und ein Aufgebot von achtzig Bürgern zu Pferd, die alle den Neuvermählten das Geleite gaben. Auf dem St. Alban- und Aschenbollwerk donerten zum Abschied die Kanonen. Der Herzog von Württemberg selbst ritt auf einem Schimmel, die Herzogin fuhr in einer Kutsche.

Einen ähnlichen Aufzug[68]) sah Basel einige Monate später, als am 26. Oktober von Stuttgart herkommend die beiden jungvermählten und verschwägerten Paare, der Herzog und die Herzogin von Württemberg sowie der Erbprinz und die Erbprinzessin von Baden-Durlach, wieder in Basel im markgräflichen Hofe ankehrten. Bei der Ankunft dieser Herrschaften, die vom Markgrafen persönlich eingeholt wurden, befanden sich in ihrem Gefolge gegen hundert Pferde und ein halbes Dutzend Karossen nebst einer Anzahl Wagen, welch letztere die Bagage führten. Wiederum versahen in der St. Albanvorstadt einige hundert Mann den Ehrendienst und wurden auf den Bollwerken die Geschütze gelöst. Beim Einzug ritten voraus die herzoglichen württembergischen Garden, gefolgt von markgräflichen Reitern, alle stattlich gekleidet mit Federn auf den Hüten; hernach ritt der Markgraf, zu seiner Rechten seinen Schwiegersohn den Herzog und zu seiner Linken seinen Sohn den Erbprinzen; in einer vergoldeten Karosse folgten dann die Markgräfin von Baden-Durlach mit ihrer Tochter, die Herzogin von Württemberg, begleitet von einer württembergischen und einer badischen Prinzessin; in weiteren Karossen fuhren die Hofdamen. Bemerkt sei noch, daß bei jenem Auf-

enthalte der Erbprinz im Battieriſchen Hauſe hinter dem Münſter gegen den Rhein hinaus (entſpr. d. heut. Rittergaſſe 23) einquartiert wurde.

Des Markgrafen Friedrich Magnus Basler Aufenthalt nahm aber zuletzt noch ein ſchlimmes Ende. Die Mächte hatten zu Ryswijk den Frieden unterzeichnet, und damit ſtand dem Fürſten die Heimkehr offen. Da geſchah es, daß in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1698, da für den folgenden Tag die Friedensfeierlichkeiten vorgeſehen waren, morgens zwiſchen ein und zwei Uhr im markgräflichen Hofe an der Neuen Vorſtadt Feuer ausbrach.[64]) Der Brand entſtand im Zimmer eines Küchenmeiſters, konnte nicht gleich gelöſcht werden und breitete ſich raſch über den ganzen Hof aus, ſodaß die Nachbarhäuſer nur mit Mühe gerettet werden konnten. Die Bewohner kamen in große Bedrängnis. Der Markgraf ſamt ſeinem gerade anweſenden Bruder wurden im Schlafe dermaßen überraſcht, daß ihnen nichts übrig blieb, als in den Nachtkleidern zu entweichen und ſich in das St. Petersſtift zu flüchten. Das Feuer währte aber ununterbrochen bis ſieben Uhr früh trotz aller von der Stadt gemachten Anſtrengungen, ſeiner Herr zu werden. Eine Kammermagd fand den Tod in den Flammen. Zu allem Unheil ſtürzte dann noch acht Tage nach dem Brande eine hohe ſtehengebliebene Giebelmauer ein und verſchüttete den Keller und die daſelbſt liegenden gefüllten Weinfäſſer, wobei hundert Saum Wein zugrunde gingen.

Dieſe Feuersbrunſt war für den Markgrafen um ſo verhängnisvoller, als im vergangenen Kriege ſeine ſämtlichen Schlöſſer vom Feinde niedergebrannt worden waren. Es blieb ihm bloß ein altes Gehöft in Grötzingen, in der Nähe von Durlach, das noch genügend Raum bot zu ſeiner und der Seinigen Aufnahme, bis der Kriegsſchaden ſoweit ausgebeſſert war, daß der Hof erſt nach Pforzheim und ſpäter in die wiederhergeſtellte Karlsburg nach Durlach überſiedeln konnte.

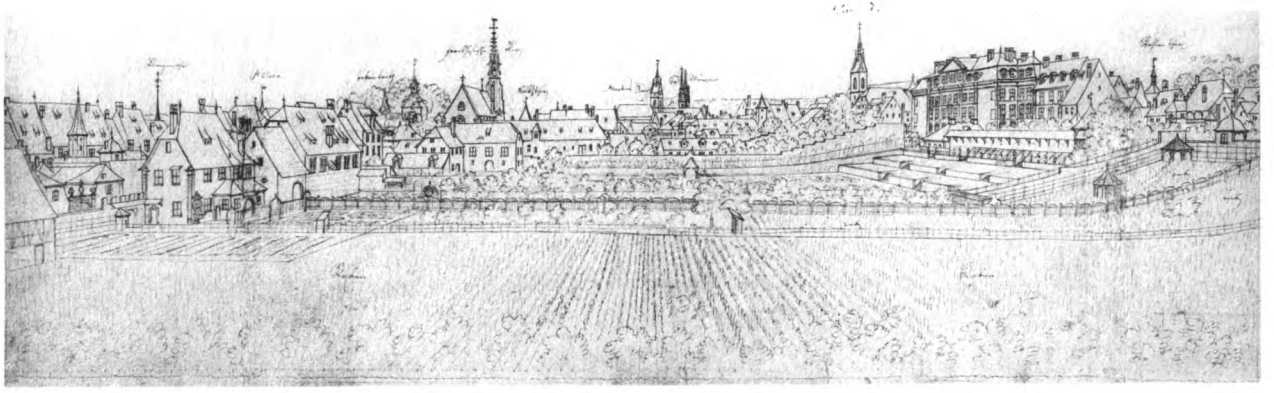
Wie aber jene gärenden Zeiten nun einmal beſchaffen waren, bedeutete der Krieg die Regel und der Friede den

Ausnahmezustand. Auch der Ryswijker Friedensvertrag vermochte nur für kurze Zeit die Ruhe in Europa wiederherzustellen, denn 1701 wurde diese bereits wieder unterbrochen durch den um das Erbe des letzten spanischen Habsburgers ausbrechenden Erbfolgekrieg.

In deutlicher Erkenntnis der im allgemeinen, wie namentlich auch für die badischen Lande gefahrvollen Zeiten ließ Markgraf Friedrich Magnus den Wiederaufbau seiner ihm als Zufluchtsort wertvollen Basler Residenz sofort in Angriff nehmen.

Auf der Stelle des abgebrannten Gebäudekomplexes des alten Eptinger und Bärenfelser Hofes sollte ein großer, einheitlicher Schloßbau erstehen.[65]) Wenige Wochen nach dem Brand lag auch bereits ein vom Bauunternehmer Augé in Großhüningen ausgearbeitetes Memorial vor über die Errichtung eines neuen markgräflichen Hofes an der Neuen Vorstadt. Es war dabei die Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf gerichtet, wie die Arbeiten möglichst rasch gefördert werden könnten. Bei der Wegräumung des Schuttes sollten die sich darunter vorfindenden noch brauchbaren Baumaterialien sorgfältig beiseite gelegt werden. Sobald dann der Platz, an den die Keller hinkommen sollten, freigelegt sei, habe man alsbald mit dem Legen der Fundamente zu beginnen. Auch könne man, wenn man über die Größenverhältnisse des neuen Hauses orientiert sei, mit den Zimmerarbeiten anfangen, damit diese nach beendigtem Mauerwerk zum Aufgeschlagenwerden bereit seien. Auch mit der Anfertigung der Türen und Fenster könne man sofort beginnen, ebenso mit der Herstellung der Tür- und Fensterbeschläge, welche Arbeiten gleich an die zahlreichen Schreiner und Schlosser im Markgrafenlande vergeben werden könnten. Sehr vorteilhaft wäre auch die Herstellung eines großen Vorrates eichener und nußbaumener Dielen, damit man diese gegebenen Falles zur Hand habe.

Außerdem machte sich Augé gleich an die Ausarbeitung der Baupläne, nach deren Genehmigung durch den fürst-



Markgräfl. Palais mit Hofgarten von Nordwesten

nach Emanuel Büchel (1746).

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel.

Original im Basler Staatsarchiv.

lichen Bauherrn am 17. Juni Augé „die Direction Ihro hochfürstl. Durchl. in Basel neuerbauenden fürstl. Hauses committiert“ wurde, „alles auff das seuberste und zu Contento Ihr hochfürstl. Durchl. wie auch Herrn de Grandmaison, Kriegscomissarii zu Hüningen, und Herrn de Risse, Ingénieur zu Hüningen, welcher die Inspection dieses Gebews haben wird“. Während in der Folge von Herrn de Grandmaison nichts mehr verlautet, erscheint seit 1699 als weiterer Bauinspektor Johann Rudolf Faesch, der in dieser Stellung den Titel eines markgräflichen badischen Hofrates erwarb. Augé erhielt für seine Leistungen als Entgelt bis zum 31. August 1699 in Elsässer Währung 800 Franken zugesprochen und vom 1. September 1699 ab jährlich 450 Gulden.

Um den Bau in Angriff zu nehmen, schloß Augé am 14. Juli 1698 mit zwei Basler Maurermeistern Faesch und Hans Ulrich einen Akkord ab über die Ausführung der Grundmauern, worauf am 16. Juli der Grundstein gelegt wurde. Es folgten eine Reihe Arbeitsverträge mit den zunächst in Betracht kommenden verschiedenen Bauhandwerkern. Die Steinhauerarbeiten an Portalen, Fenstereinfassungen und Treppen wurden an die Steinmetzen Moyse Montandon und Konsorten vergeben. Den Zimmermeistern Peter Racine von Hüningen und Nicolaus und Hans Kaspar von Gachnang, Vater und Sohn, von Basel, wurden die Zimmerarbeiten verakkordiert, die sie nach den Zeichnungen und Modellen des Herrn de Risse von Hüningen, „Ihrer Majestaet ordinari Ingénieur“, herzustellen gehalten waren. An Maurermeistern wurden ferners engagiert die beiden Neudorfer Joseph Sellry und Jean Horry, sowie ein gewisser Jacques Girardet. Als die Arbeiten an den Grundmauern weit genug fortgeschritten waren, schloß Augé am 29. September 1698 mit Jean Linge, „Entrepreneur du Roy au Château de Landscron“, einen Akkord ab über die Errichtung des gesamten auf den Fundamenten aufruhenden Mauerwerkes in seiner ganzen Höhe und Ausdehnung.

Die nötigen Baumaterialien wurden meist aus der Markgrafschaft herbeigeführt. Namens des Markgrafen erging an den Röteler Landvogt in Lörrach, Bernhard von Gemmingen, die Weisung, allen in der Herrschaft Röteln bestehenden Ziegeleien bei Strafe anzubefehlen, von den jeweilen gebrannten Ziegeln, Plättlein und Backsteinen nichts anderwärts zu verkaufen, ohne zuvor dieses Material der Bauleitung des fürstlichen Schlosses zu Basel zur Verfügung gestellt zu haben. Die Bausteine sollten in der Vogtei Steinen im Wiesental gebrochen und die Steinfuhren nach Basel durch Untertane dieser Vogtei besorgt werden. Außerdem wurde über Lieferung der für die Portale und Fenstereinfassungen nötigen Hausteine, wie auch der Eck- und sonstigen Quadersteine von Augé ein Akkord geschlossen mit den Steinmetzen Hans Georg Largin und Hans Fridolin Wallißer von Steinen, sowie Johann und Bartholomäus Dinckelmann von Schopfheim. Seit dem Frühjahr 1699 wurde dann ferner noch als Steinbruch benutzt die Ruine des auf badischem Gebiete gelegenen ehemaligen Hüninger Brückenkopfes, der nach den Bestimmungen des Ryswijker Friedens geschleift worden war. Das Hinaufführen der daselbst gewonnenen Mauer- und Backsteine auf dem Rheine nach Basel wurde durch Schiffleute aus Märkt besorgt. Das Bauholz endlich wurde gefällt in den Sitzenkircher, Feuerbacher und Niedereckener Waldungen, sowie auch in den Wäldern zu Sulzburg und in den Sägemühlen von Kandern und Badenweiler zersägt. Außerdem waren noch die Sägereien zu Hagen und Brombach zur Lieferung von Dielen angewiesen worden.

An der Baustelle selbst wurde indessen eifrig gearbeitet, und Markgraf Friedrich Magnus hatte selbst von seiner damaligen Residenz Grötzingen aus der Landvogtei Röteln in Lörrach die nötigen Befehle zu einer möglichst raschen Beförderung des Baues erteilt. Vor allem sollten die herrschaftlichen Untertanen zu Fuhrdiensten aufgeboten werden zur Wegführung des vom Brand herrührenden Schuttes im markgräflichen Hof zu

Basel. Am 16. Juli 1698 war dann — wie schon gesagt — der Grundstein gelegt worden. Anfangs rückte der Bau ziemlich rasch voran, sodaß bereits im Laufe des Monats August mit der Aufmauerung der Kellergewölbe begonnen werden konnte, welche Arbeit bis Ende September beendigt war. Die nun folgende Erstellung des auf den Fundamenten aufruhenden Mauerwerkes durch Jean Linge, sowie die Aufrichtung des Dachstuhles währte bis Ende 1699. Im April dieses Jahres hatte man auch den Abbruch des anstoßenden Brandtmüller-schen Hauses dem Jean Linge übertragen, da auch das Areal dieser Liegenschaft in den Schloßbau einbezogen werden sollte. Es kam also das Grand Corps de Logis (s. Plan) zu stehen an die Stelle der ehemaligen drei Häuser der Eptinger, Bären-felser und Brandtmüller.

Die Innenausstattung des Neubaues nach den Plänen von de Ris — es liegen auch solche vor von Johann Nicolas Prizier — übernahm Amond Jourdain, ebenfalls ein Hü-ninger „Entrepreneur", und zwar um 51 000 Livres Tournois Elsässer Wertes mit der Verpflichtung zur Ausführung der ihm obliegenden Arbeiten innerhalb zweier Jahre.

Der zwischen Jourdain und dem Landvogt Johann Bernhard von Gemmingen am 13. September 1700 ge-schlossene Akkord ist geeignet, einen Begriff zu geben vom innern Ausbau. Er enthält ein „Verzeichnus der benöthigten Werckher, welche mann Ihro Durchl. Herren Marggrafens zu Baden undt Hochberg ahngefangenes Gebew in der Newen Vorstatt zu Baaßel vollents außzumachen annoch verfertigen muß, damit höchstgemelt Ihro Durchl. der Schlüßel dazu könne überreicht werden." Die vom Erdgeschoß zur Bel-Etage hinauf-führende Hauptstiege sollte angelegt werden mit Tritten aus gehauenem Stein und ebensolchen Ballüstern, letztere nach Art der an der Fassade unter den Fenstergesimsen befindlichen. Die Fußböden der beiden Vestibüle im untern wie im obern Stock-werk und in der Kirche sollten mit Steinplatten belegt werden. Auf der Bel-Etage war als Fußbodenbelag Parkett vorgesehen,

beſtehend aus einem Gefüge von Eichenholz mit Füllungen von Tannenholz, auf den übrigen Stockwerken tannene Doppeldielen. Für die Anfertigung der verſchiedenen Türen galten folgende Beſtimmungen: Die Kutſchentüren, die Kirchentüren und die großen Türen des Veſtibüls ſollten aus gutem trockenen Eichenholz gearbeitet und mit den nötigen Beſchlägen und Schlöſſern verſehen werden, letztere entweder poliert oder verzinnt; um die Augenlichter gehörten eiſerne Rahmen und dieſe waren zu verglaſen. Die Zimmertüren auf der Beletage ſollten zweiflüglig gemacht werden, Rahmen und Füllungen aus Eichenholz und die Gehäuſe der Schlöſſer aus poliertem Meſſing. Auf den übrigen Stockwerken ſollten die Türen einfacher gehalten werden mit bloß zwei Füllungen, alles jedoch auch von Eichenholz, die eiſernen Schlöſſer poliert. Zur Heizung dienten Kamine, errichtet von gehauenen Steinen und mit Eichenholz verkleidet; außerdem war zu liefern ein irdener Stubenofen, „ſo ſauber mann ihne in dem Land machen kan“, und dieſer ſollte „in dem gemach, ſo Ihro Durchl. gefallen wird, auffgeſetzet werden“. Alle Fenſterrahmen am ganzen Bau ſollten mit vier Flügeln gemacht werden, und an jedem Flügel ſollten eingefaßte Windflügel von Eichenholz zu ſtehen kommen; im Erdgeſchoß waren die Fenſter gegen die Gaſſe zu vergittern. Was endlich die Schlöſſer betraf, ſo ſollte im ganzen Hauſe jedes Schloß ſeinen eigenen Schlüſſel haben, außerdem aber wünſchte der Markgraf noch einen alle Schlöſſer öffnenden und ſchließenden Hauptſchlüſſel.

Zu Beginn des Jahres 1701 trat in der Bauleitung eine Veränderung ein, indem am 16. Februar dieſes Jahres Augé vom Markgrafen aus ſeiner Stellung als „Inſpecteur du Bâtiment“ entlaſſen und an ſeiner Statt des Bauinſpektors Faeſch Schwager, der Maler Johann Rudolf Huber, eingeſetzt wurde. Was dieſe Demiſſion veranlaßte, iſt nicht deutlich zu erkennen. Jedenfalls erfolgte ſie aber gegen Augé's Willen, denn es ſuchte ſich dieſer in einem an den Markgrafen gerichteten Schreiben vom 20. Februar zu rechtfertigen.

Er bezichtigte den Bauinſpektor Faeſch der Verleumdung, der durch ſeine — Augé's — Entlaſſung nichts anderes bezweckt habe, als ſeinen Schwager Huber in die Bauinſpektion zu bringen. Augé vermochte aber das Vertrauen des Markgrafen nicht zurückzugewinnen, vielmehr ernannte dieſer am 22. Juli in aller Form den Maler Johann Rudolf Huber, des Großen Rats, zu ſeinem Bauinſpektor mit einem Jahresgehalt von 200 Gulden.

Weniger rüſtig wie mit dem Aufbau des Schloſſes ging es nun aber voran mit deſſen innerem Ausbau. Seit Ende 1701 gerieten die Arbeiten ſogar zeitweiſe ins Stocken und zwar, wie das Röteler Oberamt auf die wiederholten Beſchwerden jeweilen an den Markgrafen berichten mußte, infolge Geldmangels, der die Zahlungstermine gegenüber den Unternehmern nicht mehr einzuhalten geſtattete. Solche Verzögerungen mußten aber Friedrich Magnus um ſo widerwärtiger erſcheinen, als der inzwiſchen über Europa hereingebrochene ſpaniſche Erbfolgekrieg für Baden als deutſches Grenzland ſchwere Gefahren in ſich barg. Wie nun gar die Kriegsoperationen auch am Oberrhein begannen, wurde dem Markgrafen die Vollendung ſeiner Basler Reſidenz ganz beſonders wünſchenswert. Mußte ſich doch der zeitweiſe von Durlach nach Baſel in Sicherheit gebrachte Hofhalt mit dem immerhin beſchränkten Raume begnügen, den ihm der Holſteiner Hof und das dieſem gegenüberliegende, dem Joh. Rud. Faeſch aushilfsweiſe abgemietete Haus in der Neuen Vorſtadt boten.

Erſt 1704 war der Bau endlich ſoweit vorgerückt, daß über deſſen Ausführung ein Gutachten abgegeben werden konnte. Die Experten, die Friedrich Magnus mit einer ſolchen Berichterſtattung betraute, waren der Werkmeiſter Balthaſar Hüglin und der Steinmetz und Maurer Melchior Schauber. Dieſe gaben am 4. April folgenden, bei einigen Ausſetzungen im großen und ganzen nicht ungünſtigen Bericht ab:

„1. Daß Fundament, ob es zwahr ſchon auff aichen Fleckhling ſitzet, da es ſonſten hier auff die grün Böden nicht breuch-

lich und gar nicht nöthig geweßen wehre, dennoch wegen seiner großen Dickhe undt Stärckhe auff keine Zeit hin einige Gefahr bekommen oder haben wird.

2. Daß übrige gantze Gemewer, ob es schon ahn etlichen Orthen kleine Spält oder Rißlin gleichwohl habe, dennoch seine Stärckhe hatt, und deßhalben seinen über sich habenden Gibellast wohl ertragen mag ohne Beförchtung einiger Gefahr.

3. Obschon etwa ahn ein oder andern Orthen dises Gebews einige Stein zertruckht oder gespalten sich befinden, seye nicht Ursach der Last, so darüber sey, sondern die vielerley Gattung Stein, die theils hart theils gantz weicher Natur, und daß auch solche zu Zeitten gar ohnfleißig versetzt worden, under deßen aber es dennoch dem Haubtweßen künfftighien, waß nicht schon bereits geschehen, keinen weiteren Schaden nach sich ziehen wirdt.

4. So hätten zwahr die Pfeiller, auff welchen der massive Gibel stehet, billich von puren Quadern und massiven Steinen auffgesetzet oder doch wenigstens mit durchgehendem Bundtstein sollen verwaret worden sein. Ohngeacht diser Underlaßung aber so befinden wir, daß das Gemewer undt Fundament diser Giblen halben — waß es sich nicht schon würckhlich gesetzt und erlitten — künfftig ohne fernere Truckhung verbleiben und gemelte Gibel ohngekränckht fürters tragen möge.

5. Belangend die Stiegen oder Träppen an derselben, so befinden wir dieselbe ohne sondern Dadel, ob mann zwahr schon vermeint, daß die so genante Ruheplätz oder Leublin, weilen selbige mit keinen Kreutzgewölben versehen, zu schwach wehren, so könte auff alle Vorsorg überzwerch drunder, unsers ohn maß fürschreibenden Bedunckhens, ahn eines jeden Platzes oder Leublins eine eisere Stangen gezogen werden. — Und endlich

6. Betreffent die sambtlichen Gewölber dißes Gebews, so können wir von derselben keines vor Ohnrecht gemacht zu sein erkennen, außer daß das jehnige Gewölb, so ob der Kellerstiegen gegen der hinderen Porten sich befindet, wohl umb

8 Schuh wider abgehebt und inn die schräge Höche wider frischer Dingen auffgeführt werden könte, damit die Kellerstiegen gäntzlich in Keller gebracht; undt sofort die Einfarth der Porten wider gantz frey werden möchte, welches nicht ohn nöthig zu sein wir erachten."

Auch jetzt vergingen noch mehrere Monate, ehe das neue Palais für den markgräflichen Hofhalt wirklich zum Bezuge bereit war. Die vielen Einzelheiten der Innenausstattung beanspruchten immerhin einige Zeit. In der Hauptsache handelte es sich noch um die Glaserarbeiten, die Stuckatoren- und Gipserarbeiten, das Anbringen der eisernen Fenster- und Balkongitter, das Setzen der Öfen, die Einrichtung der Kamine zum Heizen und dergleichen mehr. An diesen Arbeiten nahm Friedrich Magnus lebhaften Anteil, und vom Oktober an ließ er sich durch seinen Basler Haushofmeister von Thessin über den Gang und den Stand der Arbeiten regelmäßig Bericht erstatten. Dem stets ungeduldiger auf Vollendung drängenden Bauherrn ging aber offenbar das Werk allzu langsam von statten. So gab er denn im November Herrn von Thessin den Auftrag, dem die innere Ausstattung besorgenden Unternehmer Jourdain zu erklären, er — der Markgraf — sei entschlossen, bei seiner nächsten Rückkehr nach Basel nicht mehr im Faeschischen Hause zu wohnen, er wünsche vielmehr, daß sein neuer Hof sobald wie möglich zum Bezuge fertig sei; außerdem mache der Markgraf Jourdain darauf aufmerksam, daß im Falle er sich genötigt sähe, die Miete des Faeschischen Hauses zu verlängern, dies auf Kosten und zu Lasten Jourdains geschehen würde.

Diese Erklärung bewirkte nun doch, daß Jourdain versprach, den Schloßbau bis Ende des Jahres zu beendigen. Es gelang ihm auch, wenn nicht vollständig, so doch in der Hauptsache, diesen Termin einzuhalten. Mitte Januar 1705 waren von den für den Markgrafen bestimmten Räumen drei fertig, ebensoviele für die Markgräfin und den Erbprinzen Carl Wilhelm. Bereits bezogen hatte seine Zimmer seit einigen Tagen

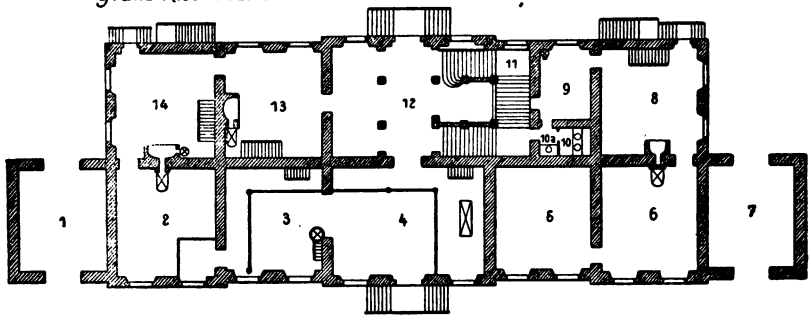
der Prinz Christoph, und die Prinzessin Catharina Barbara sollte in 14 Tagen einziehen können.

Endlich im darauffolgenden April war das Bauwerk vollendet und das große Unternehmen glücklich durchgeführt. Am 11. dieses Monats konnte der Markgraf seinem Bauinspektor Huber durch den Hofmeister von Thessin die Entlassung geben lassen mit der Erklärung, „daß wir nunmehr bey perfectem Stand des dermaligen Gebäws seiner Inspection nicht weiter bedürfften und also biß auff Georgii nechstens die Besoldung schließen wolten". —

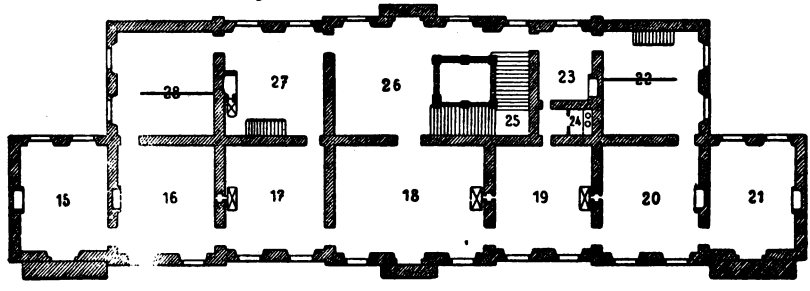
Es mag hier nun der Ort sein, die Frage zu berühren, wer der schaffende Baukünstler war, in dem wir den Architekten des monumentalen Palais, der seinerzeit in das Basler Stadtbild etwas ganz Neues hineingebracht hat, zu erkennen haben. Wie wir bereits gesehen, waren 1698 dem Markgrafen die Baupläne vom Hüninger Entrepreneur Augé, von diesem selbst signiert, vorgelegt worden. Nun vermag aber diese Tatsache die Frage nicht zu lösen, da nicht angenommen werden darf, daß man in diesem sonst unbekannten Baumeister den selbständigen Schöpfer eines so groß angelegten Werkes könne zu erkennen haben. Nach welchem Vorbild hat nun aber Augé seine Entwürfe ausgearbeitet?

Die Beantwortung dieser Frage verdankt der Verfasser einer wertvollen Mitteilung des Herrn Dr. Karl Stehlin, dem es gelungen ist, die dem ganzen Bauplane zugrunde liegende Vorlage unzweifelhaft nachzuweisen. Es hat sich herausgestellt, daß die Pläne mit einigen geringen Abweichungen, die durch die örtlichen Verhältnisse gegeben waren, dem einige Jahre zuvor, 1691, zu Paris erschienenen Werke des französischen Architekten Augustin Charles Daviler „Cours d'Architecture" entnommen sind. In seinem Werke bietet Daviler als Musterbeispiel eines „Grand Corps d'Hôtel" diese von ihm selbst entworfenen Pläne und Projekte, deren Betrachtung unzweideutig die Abhängigkeit Augé's bis in die Einzelheiten (Portale, Türen u. a. m.) erkennen lassen.[66])

Grund-Riss von dem ersten Stock des Hochfürstl. Herrschaft-Hauses zu Basel.



Grund-Riss von dem zweiten Stock.



Nach dem Grundriß, gez. nach den alten Originalien von C. W. Paret, Ing., 1740. (Maßstab 1 : 700.)

A **Erdgeschoß** (bezeichnet als erster Stock):

1. Große Einfahrt. 2. Zimmer mit Verbindungstüre zur Schloßkirche. 3. Schloßkirche (Hofteil). 4. Schloßkirche (Gesindeteil). (An der Zwischenwand die Kanzel, auf drei Seiten die Emporkirche mit zwei Verbindungstreppen eingebaut. Freitreppe zum Aufstieg von der Straße aus in die Kirche.) 5. u. 6. Je ein Zimmer. 7. Große Einfahrt 8. Zimmer mit direktem Zugang und mit eingebautem Entresolzimmer und Verbindungstreppe. 9. Lavoir. 10. Abort. 10 a. Abort des Entresol mit Zugang vom Treppenpodest. 11. Haupttreppe. 12. Vestibül mit Freitreppe zum Aufstieg vom Hofe her. 13. u. 14. Je ein Zimmer mit darüber eingebautem Entresolzimmer und Verbindungstreppe, 14. mit direktem Zugang vom Hofe. (Auf der Rückseite befinden sich noch zwei in den Keller hinabführende Treppen.)

B **Bel-Etage** (bezeichnet als zweiter Stock):

15. Salon. 16. Schlafzimmer (Chambre de parade). 17 Antichambre. 18. Großer Saal 19. Antichambre. 20. Schlafzimmer (Chambre de parade). 21. Salon. 22. Schlafzimmer. 23. Antichambre. 24. Abort. 25. Haupttreppe. 26. Vorsaal. 27. Speisesaal. 28. Schlafzimmer.

Auch der ursprünglich geplante Anbau von zwei Flügeln auf der Rückseite in nördlicher Richtung, der dem Bau einen hufeisenförmigen Grundriß gegeben hätte, stammt deutlich von Daviler. Die Ansätze zu diesen beiden Flügeln sind auf der Büchelschen Ansicht des markgräflichen Palais' an den kahlen Mauerflächen zu den beiden Seiten des Mittelbaues noch zu erkennen.

Es kann sich hier weder um eine kunstgeschichtliche Betrachtung, noch um eine ästhetische Würdigung des Schloßbaues handeln und zwar um so weniger, da dies bereits anderwärts in ansprechender Weise geschehen ist.[66a]) Die ganze Anlage der markgräflichen Hofliegenschaft im allgemeinen aber wie die innere Einteilung des Wohnhauses im besondern ergibt sich am besten aus der Betrachtung von Plan und Grundrissen, wie sie dieser Darstellung beigegeben sind. —

Im Frühjahr 1705 bezog also der des Krieges wegen immer noch mit Vorliebe in Basel sich aufhaltende markgräfliche Hof seinen neuen Wohnsitz, und Friedrich Magnus konnte sich die letzten Jahre seines Lebens noch seines Werkes erfreuen. Damit allein jedoch nicht zufrieden, ergriff er eifrig die Gelegenheit, durch Erwerb einer neuen Liegenschaft seinen Besitz an der Neuen Vorstadt weiterhin zu vergrößern. Am 19. April 1707[67]) erwarb er von der Witwe Anna Margaretha Hummel-Faesch deren Haus mit Hofstatt, Brunnen und einem bis zum Petersplatze reichenden Garten; die Liegenschaft stieß einerseits an des Stadtschreibers Sebastian Faesch und anderseits teils an der Jungfrau Schmidmann, teils an Bürgermeister Franz Robert Brunnschweylers sel. Haus; die Kaufsumme betrug 5000 Reichstaler.

Bald nach diesem Kaufe gestattete eine günstige Wendung in den Kriegsereignissen dem Markgrafen Friedrich Magnus die Rückkehr in die Karlsburg nach Durlach, woselbst er aber schon am 25. Juni 1709 unerwartet rasch vom Tode ereilt wurde.

Unter seinem Sohn und Nachfolger, dem uns bereits öfters begegneten bisherigen Erbprinzen Carl Wilhelm, der als

Markgraf der Gründer der neuen Residenzstadt Karlsruhe wurde, begannen nach erlangtem Frieden für das badische Land ruhigere Zeiten. Obwohl in der sich nun eröffnenden langen Reihe von Friedensjahren Carl Wilhelm keine zwingende Veranlassung hatte, seinen Hofhalt nach Basel zu verlegen, so hielt er sich doch gerne vorübergehend hier auf, wo er eine Menge Bürger persönlich kannte. „Stets ritt er mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge — 1720 auch mit drei Kutschen Weibervolk, welches sich sehr skandalös benahm — in Basel ein." Im Juli 1713 veranstaltete er auf der Schützenmatte ein großes Schießen und stiftete zu diesem eine Anzahl kostbarer Becher und mit seinem Bildnis versehener Münzen, sowie Zinngeschirr als Preise. In zwei Zelten wurde von ihm außerdem reichlich Essen und Trinken spendiert, wozu seine Musikanten mit Hautbois und Waldhörnern aufspielten. Das Fest dauerte drei Tage und verlief aufs beste in Gegenwart des Markgrafen und seines Bruders, des Prinzen Christoph, die es sich angelegen sein ließen, der Bürgerschaft alle Ehren und Freundlichkeiten zu erweisen.[68])

Bei einem solchen Aufenthalt Carl Wilhelms war es auch, daß eines Tages im Juli des Jahres 1722 ein schön bemaltes Schiff den Rhein heraufzufahren kam. Das Fahrzeug hatte einen Mastbaum, und war beflaggt in den badischen Farben; auch war es mit Stuben, Kammern und einer Küche ausgestattet und mit sechs kleinen Geschützen armiert. Ein Geschenk der holländischen Generalstaaten an den badischen Erbprinzen Friedrich bei Anlaß seiner Reise durch die Niederlande.[69])

Zu Zeiten diente der markgräfliche Hof Angehörigen verwandter oder befreundeter Fürstenhäuser auf ihren Durchreisen durch Basel als Absteigequartier. So Ende August 1723 dem Herzog Leopold Eberhard von Württemberg, als dieser auf seiner Rückkehr von Mömpelgard, woselbst er sich hatte huldigen lassen, sich kurz in Basel aufhielt. Bei seiner Ankunft wurde er draußen bei Burgfelden an der Grenze empfangen und durch das Spalentor in die Stadt hinein zum

markgräflichen Palais geleitet. „Man schenkte ihm vier Vierling Wein, vier Salmen, Hafer für die Pferde und köstliche Konfitüren „für das Weibervolk“,' worüber der Herzog so sehr erfreut war, daß er nun auch die Dreizehnerherren einlud und „magnifiquement traktierte“.[70]) — Ein Jahr später fand im markgräflichen Hof der feierliche Empfang statt der Prinzessin Polyxena Maria von Hessen-Rheinfels durch die ihr entgegengereisten Abgesandten ihres künftigen Gemahls, des Erbprinzen Carl Emanuel von Piemont. „Die Prinzessin wurde von der Stadt draußen beim Otterbach am neuen Hause durch ein Ehrengeleite abgeholt. In den Gassen stand das Militär und auf den Wällen feuerten die Geschütze. Am folgenden Tage erschien mit Geschenken eine Deputation des Rates, in deren Namen der Stadtschreiber Dr. jur. Franz Christ eine längere Rede hielt. Auch die Fürstin spendete bei ihrer Abreise reichliche Geschenke, die Konstabler erhielten zwanzig Louisdor, der Stadtleutenant einen silbernen Degen, Leutenant Beck eine Tabaksdose und der markgräfliche Kammerherr eine Taschenuhr.“[71])

Für längere Dauer kam Markgraf Carl Wilhelm erst gegen Ende seiner Regierungszeit nach Basel, als der 1732 ausgebrochene polnische Thronfolgekrieg, der sich auch in den oberrheinischen Landen geltend machte, ihn aus Karlsruhe vertrieb.

Während dieses Aufenthaltes ließ es sich Carl Wilhelm auf das eifrigste angelegen sein, seine ihm offenbar sehr zusagende Basler Residenz nach Möglichkeit zu erweitern und behaglicher zu gestalten, was ihm auch in verhältnismäßig kurzer Zeit auf hervorragende Weise gelang. Nachdem er im Februar 1734[72]) dem drückendsten Raummangel für die Hofhaltung vorläufig abgeholfen hatte durch Miete der beiden oberen Stockwerke des in der Neuen Vorstadt zunächst der Schanze befindlichen Hauses des geheimen Rates Johann Rudolf Faesch mit Garten und Rebland, nahm er gleich auch die Erweiterung seiner Schloßliegenschaft in Angriff.

Als Garten- und Blumenfreund empfand der Markgraf sehr den gänzlichen Mangel einer seinem Schlosse angemessenen Gartenanlage. Dies veranlaßte ihn im August 1734[73]) zur vorerst mietweisen Erwerbung des großen, dem Dr. jur. Thellusson gehörigen Gartens mit einer Orangerie und mit einem Hause an der Lottergasse. Am 30. Juli 1735[74]) wurde dann nach Erlegung einer Summe von 4590 Gulden dieser Mietvertrag durch einen Kaufvertrag ersetzt. Der Thellussonische Garten grenzte nun aber nicht unmittelbar an den markgräflichen Schloßbesitz an, er war von diesem vielmehr durch fremden Grund und Boden getrennt, sodaß der Markgraf notwendigerweise danach trachten mußte, durch Kauf der dazwischen befindlichen Liegenschaften sein Besitztum abzurunden. Es waren zwei Liegenschaften, die hierbei hauptsächlich in Betracht kamen: das große, von der Lottergasse bis zur Neuen Vorstadt sich erstreckende Melkerische Gut, bestehend in drei Häusern, Vorder-, Mittel- und Hinterhaus, mit Garten, Matten und Reben; sodann die an der Neuen Vorstadt benachbarten, vom Palais nur durch die Scheune des Bürgermeisters Burckhardt getrennten beiden Ortmännischen Häuser. Die Melkerische sowohl wie die Ortmännische Liegenschaft gingen am 23. März 1736 in markgräflichen Besitz über. Erstere durch Kauf um 10 500 Gulden in französischen Talern und einem „Trinkgeld" von 100 alten Louisdor von Johann Matern Melker, Postoffiziant zu Basel, und dessen Ehefrau Anna Elisabeth Faesch,[75]) letztere durch Tausch gegen den Holsteiner Hof von der Witwe des verstorbenen Ratsherrn Franz Ortmann-Hummel.[76]) Endlich hatte bereits am 20. März 1736 zur Arrondierung seines Besitzes Markgraf Carl Wilhelm um 3000 Pfund die bereits erwähnte, an der Neuen Vorstadt zwischen Schloß und Ortmännische Häuser eingeschobene ehemalige Ortmännische, jetzt Burckhardtische Scheune[77]) gekauft.

Der Hofhalt bedurfte nun des Faeschischen Hauses nicht mehr, und so wurde dem Johann Rudolf Faesch die Miete auf Ende des Mietjahres gekündet.[78]) Die neuerworbenen Liegen-

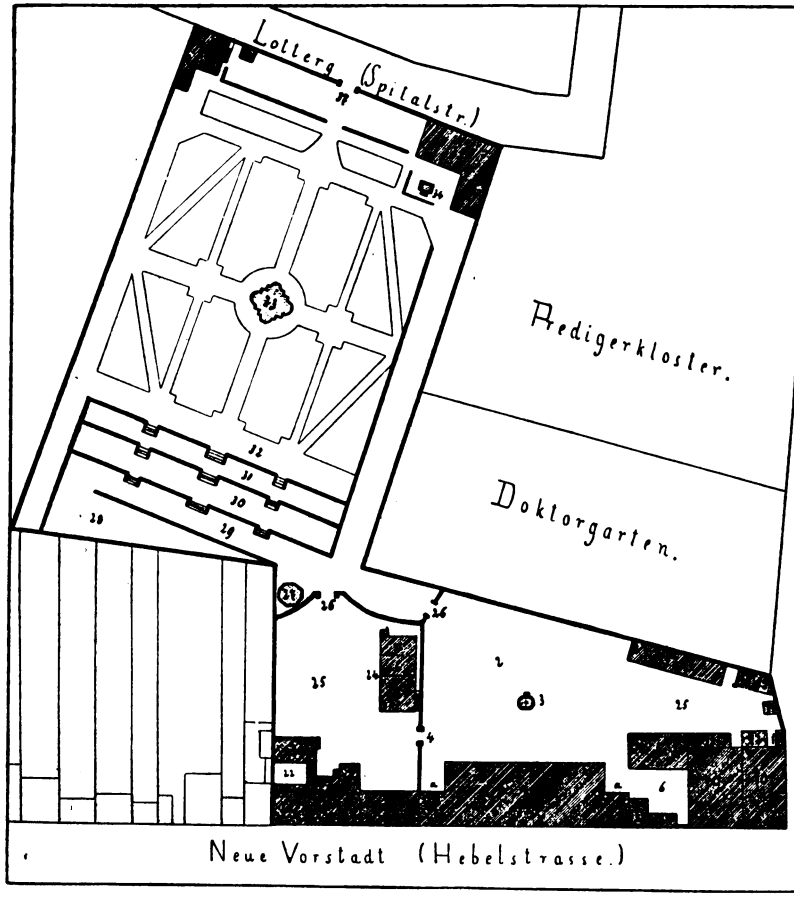
ſchaften wurden aber gleich zur geplanten Erweiterung der fürſtlichen Reſidenz verwandt.

Wie ſehr es Carl Wilhelm an dieſem Unternehmen gelegen war, zeigt ſich in ſeinem an den Rat der Stadt eingereichten Geſuch um Bewilligung der erwähnten Käufe. In bezug auf das Ortmänniſche Haus hieß es: „Von hochlöblichen Stand Baſel und deſſen Vorſtehern iſt Uns ſeit Unſerem dermahligen allhieſigen Auffenthalt ſo viel angenehmes wiederfahren, daß Wir Unß gäntzlichen entſchloſſen, auch bey künfftigen Friedenszeiten abwechßlungsweiße allhier zu ſeyn und dieſe hochſchätzbare nachbarliche Harmonie ſelbſt gegenwärtig zu cultiviren. Gleichwie aber einestheils der Platz Unſeres Haußes vor Unß, Unſere Familie und Hofſtaats Beamter maßen allzu enge eingeſchrencket iſt, anderntheils aber ſolches wegen denen daranſtoßenden Scheuren und Stallungen der beſtändigen Feuresgefahr exponieret bleibet: ſo haben wir Unß entſchloßen, Unßer Hollſteiniſches Hauß gegen dem Ortmänniſchen Hauß und die daran ſtoßende Stallungen und Scheuren zu vertauſchen und Unß derentwillen mit denen Poßeßoribus und deren Erben in Tractaten einzulaßen.“[79]) Es möge dieſen der Handel vom Rate bewilligt werden. Sodann lautet das Geſuch um das Melkeriſche Gut: „Denen Herren haben wir bereits unter heutigem Dato die Urſachen zu vernehmen gegeben, die Unß bewegen, auch bey erfolgenden Friedenszeiten dann und wann einen Séjour allhier zu halten und die bißherige gute Nachbarſchafft perſönlich zu continuiren. Bekanntermaßen beſtehet dermahlen Unſer einiges Plaiſir in der Garten- und Blumencultur, und weilen hierzu noch ein mehrer Platz, als Wir bereits beſitzen, erfordert wird, ſo haben wir die Herren hiermit dienſtfreundlich erſuchen wollen, dero Burgern Herrn Johann Matern Melcker die ohnverfängliche Erlaubnis zu ertheilen, ſeinen an Unß anſtoßenden Garten und darzu gehörige Gebäude an Unß zu verkauffen.“ Für beide Liegenſchaften verpflichtete ſich der Markgraf ausdrücklich, die auf ihnen ruhenden bürgerlichen Laſten mit zu übernehmen.[80])

Thellusonisches und Melkerisches Gut gaben das Areal ab zur Anlegung des Hofgartens, ein Werk, das den Markgrafen ganz besonders interessierte. War Carl Wilhelm doch, wie er in seiner Eingabe an den Rat selbst hervorhob, ein großer Blumenfreund. Bekannt ist seine Vorliebe für die Tulpen, um deretwillen er eine Reise nach Holland unternahm zur Besichtigung der dortigen großen Tulpenpflanzungen.[80a]) Die Burckhardtische Scheune aber sollte abgebrochen und an ihrer Stelle eine Erweiterung des Schloßbaues nach Westen hin erstellt werden, der teilweise zur Aufnahme des Archives bestimmt war. Es ist dies das später sogenannte Prinzenhaus, der das markgräfliche Schloß gegen die Ortmännischen Häuser hin verlängernde Flügel (s. die Büchelsche Ansicht und der Aufriß der Fassade). Die Errichtung dieses Gebäudes fällt in die Jahre 1736 bis 1739. Bereits 1736 legte der Baumeister Franz Obermeyer von Basel einen Bauüberschlag vor über die Errichtung eines neuen Archives und Flügelbaues, an den markgräflichen Hof anstoßend und bis an das Ortmännische Haus reichend, zu erbauen an der Stelle der alten Burckhardtischen Scheune. Eine Planaufnahme durch den herrschaftlichen Gärtner Koboldt von 1739 enthält bereits den Neubau.[81])

Wohl mochte Markgraf Carl Wilhelm in der Tat die Absicht gehegt haben, wie er selbst sagte, „auch bey erfolgenden Friedenszeiten dann und wann einen Séjour allhier zu halten", eine Absicht, die gewiß schon Friedrich Magnus gehabt. Dafür zeugen zur Genüge der stolze neue Schloßbau des Vaters wie die Erweiterungsanlagen des Sohnes, was alles gewiß nicht in diesen Maßen angelegt worden ist, um meistenteils bloß einem Schloßverwalter als Wohnung zu dienen.

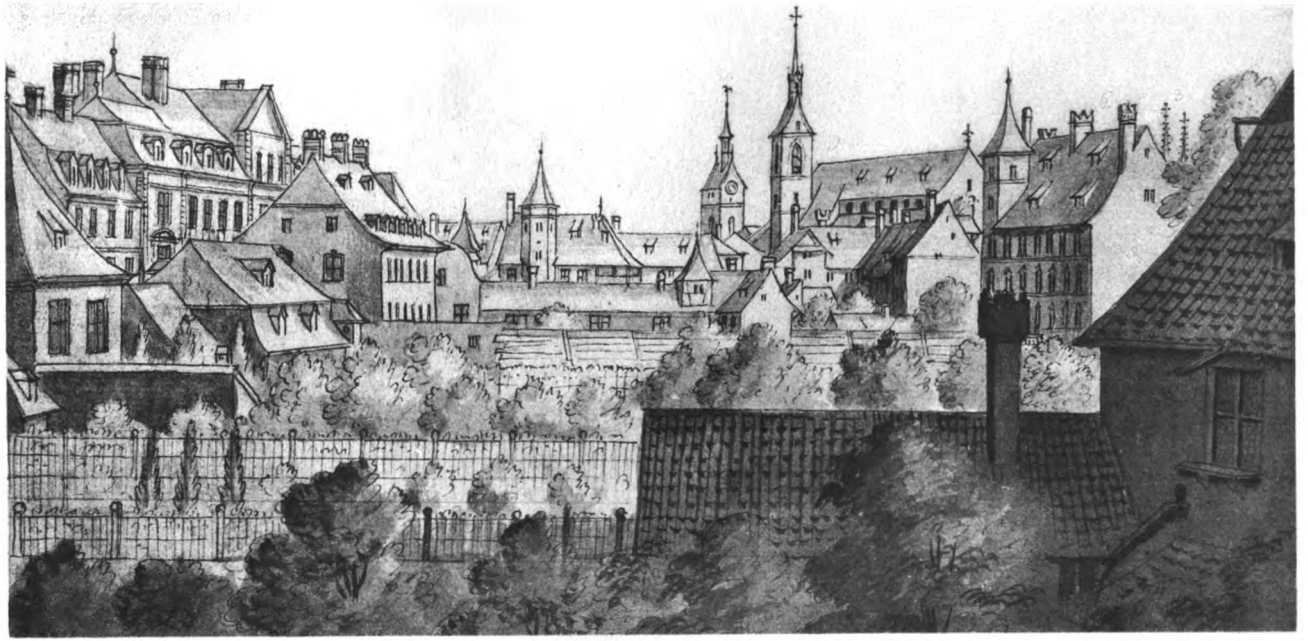
Leider machte aber der Tod Carl Wilhelms, der wohl kaum die Vollendung seines Werkes noch erlebt hat, allen solchen Absichten und Plänen ein unerwartet rasches Ende. Sich einstellende Kränklichkeit veranlaßte ihn, im Sommer 1736 seinen letzten Willen aufzusetzen. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, erlitt er dort das Jahr darauf einen Schlaganfall, der sich im



Grundplan der markgräflichen Hofliegenschaft nach der Aufnahme des Hofgärtners Koboldt (1740).
(Maßstab 1:2000.)

1. **Das Grand Corps de Logis.** (Errichtet an Stelle des abgebrannten Eptinger und Bärenfelser Hofes und des Brandtmüller Hauses.

1 a. Ein- und Ausfahrt. 2. Mittlerer Hof. 3. Brunnen.
4. Einfahrt in den Nebenhof. 5. Alte Burgvogtei (Wohnung des Herrn Hofrates Drollinger).



Markgräfl. Palais gegen die neue Vorstadt

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Basel. nach Emanuel Büchel (1762). Original in der Oeffentl. Kunstsammlung, Basel.

Mai 1738 wiederholte, und dem er dann erlag. Mit ihm ging der letzte badische Markgraf zu Grabe, der in den Mauern Basels eigentlich Hof gehalten hat. Unter seinen Nachfolgern diente das Schloß außer zur Aufbewahrung der in den früheren Kriegszeiten bereits hieher geflüchteten Sammlungen, bestehend in einer Gemäldegalerie, dem Kunstkabinett, dem Münzkabinet, der Silberkammer und dem Naturalienkabinett, sowie des Archivs und der Bibliothek, bloß noch als gelegentliches Absteigequartier für Angehörige und Befreundete des Fürstenhauses.

Bei seinem Tode hinterließ Markgraf Carl Wilhelm die Regierung seinem erst zehnjährigen Enkel Carl Friedrich. Für diesen hatte der alte Markgraf eine Regentschaft bestellt unter der Leitung von dessen Oheim Carl August und außerdem die Verfügung getroffen, man solle den jungen Erbprinzen „in allen anständigen Wissenschaften informieren und von den Angelegenheiten des Hauses und von dem Zustand der Land und

---

6. Hinterer Hof. 7. Pförtnerwohnung. 8. Küferstüblein.
9. Fruchtschütte mit darunter befindlichem Keller.
10. „Bandhaus". 11. Kleine Wohnung. 12 Stallung. 13. Abort.
14. Knechtenstube. 15. Schmiede. 16. Beschlagraum.
17. Kanzlei. 18. **Archiv**, später das sogen. Prinzenhaus (errichtet an Stelle der Burckhardtischen Scheune 1736—1739).
19. Hohes **Ortmännisches** Haus
20. Niederes Ortmännisches Haus } Wohnung des Herrn Rat Herbster.
20 a. Zugehörige Laube
21. Hinteres **Melkerisches** Haus (Gartenknechtswohnung).
22. Mittleres Höflein.
23. Mittleres Melkerisches Haus (Herrn Steinhäußers Wohnung).
24 a. Waschhaus. 24 b. Backstube. 24 c. Küche.
25. Die beiden Nebenhöfe. 26. Die Einfahrten in den Garten.
27. Wasserbehälter. 28. Die „Buschage". 29. Oberer Gang.
30. Erster Absatz. 31. Zweiter Absatz. 32. Der ebene Garten.
33. Fontaine. 34. Brunnen.
35. Vorderes Melkerisches Haus (das Gartenhaus).
36. **Thellusonisches** Haus (Herrn Hofrats Mangolt Wohnung).
37. Einfahrt.

NB. Nr. 1—17 ist der Bestand des markgräflichen Hofes vor 1736. Nr. 18—37 entsprechen der Vergrößerung von 1735/1736 durch die damals hinzugekauften Liegenschaften.

Leute sorgfältig unterrichten und auf solche Weise nach und nach in die Geschäfte einleiten". In der Prinzenerziehung spielte nun eine wesentliche Rolle das Reisen und eine möglichst weitgehende Ausbildung im Gebrauch der französischen Sprache. So begab sich denn auch der Erbprinz in Begleitung seines jüngern Bruders Wilhelm Ludwig mit einem Hofmeister bereits im Herbst 1743 in jungen Jahren nach Lausanne zum Besuche der dortigen Akademie. Auf der Durchreise sollten sich die Prinzen in Basel aufhalten und hier im markgräflichen Hofe absteigen. Ihre Ankunft war bereits vierzehn Tage zuvor von Karlsruhe aus durch den Hofrat Bürcklin an den als Schloßverwalter in Basel fungierenden Rat Herbster angezeigt worden mit der Aufforderung, die zur Aufnahme der jungen Leute notwendigen Vorbereitungen zu treffen. Namentlich wurde ihm anbefohlen, er möge „vor der Printzen Hinaufkunfft die in dem Cabinet befindliche scandaleuse Portraits, jegleichen die von denen ehemaligen Sängerinnen auf die Seite thun und deren Stelle etwa mit anderen aus denen obersten Zimmern ersetzen". Diese an ihn ergangenen Weisungen beeilte sich auch der Rat Herbster gewissenhaft zu erfüllen, sodaß ihm am Tage nach der Abreise der Prinzen aus Karlsruhe Hofrat Bürcklin beruhigt schreiben konnte: „Ewer Wohlgeborn haben gantz wohl gethan, daß sie die anstößige Gemählde auf die Seite geschafft haben. Man braucht nicht selber Oel in das Feuer zu gießen, dergleichen Dinge lernen sich ohnehin von sich selber."[82])

Der Prinzen Anwesenheit in Basel dauerte nur kurz, und überhaupt wurden seit Carl Wilhelms Tode die Besuche von Angehörigen des Fürstenhauses in ihrer Basler Residenz immer seltener. Vielleicht ist nicht ganz unabhängig davon die Tatsache, daß auch das bisher waltende gute Einvernehmen zwischen der Stadt und dem markgräflichen Hofe zeitweise nachzulassen begann. Das zeigte sich auch bei der nun auftretenden Frage der Einquartierungspflicht der fürstlichen Häuser, da nach Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges das von der

Festung Hüningen bedrohte Basel eidgenössischen Zuzug erhielt und für diese Truppen in der Stadt Quartier geschaffen werden mußte. Als auch die markgräflichen Häuser mit der auf sie entfallenden Anzahl Leute belegt werden sollten und im September 1743 an den Rat Herbster die Aufforderung erging, vier Mann aufzunehmen, berichtete dieser eilends nach Karlsruhe an den geheimen Rat und erbat sich Anweisungen, wie er sich in der Angelegenheit zu verhalten habe. Die Antwort lautete, es dürfte keinesfalls Mannschaft aufgenommen werden, vielmehr solle Herbster beim Rate Vorstellungen erheben zur Abwendung der Einquartierung; falls das aber nicht verfangen wolle, sich zu anderwärtiger Unterbringung und Verpflegung auf Kosten des markgräflichen Hofhaltes bereit erklären.

Während dieses Hin und Her verstrich die Zeit, und damit waren für diesmal die fürstlichen Liegenschaften glücklich um die Einquartierung herumgekommen. Im folgenden Monat bei einer neuen Repartition der Truppen in die Bürgerhäuser wiederholte sich das nämliche Spiel. Als aber im November Herbster wiederum versuchen wollte, die Aufnahme der auf die markgräflichen Häuser entfallenden vier Mann abzulehnen, gaben die Einquartierungsoffiziere zu verstehen, daß es nun nicht mehr in ihrer Macht stehe, den markgräflichen Hof nochmals zu verschonen, zumal ihre Mitbürger bereits deutlich ihrem Unwillen hierüber Ausdruck gegeben und erklärt hätten, sich keine weitere Einquartierung mehr aufbürden zu lassen, sofern man nicht auch die fürstlichen Häuser damit belege. In der Tat erschienen dann auch am Abend des nämlichen Tages vier Mann des Freiburger Kontingentes, und Herbster mußte wohl oder übel Quartier für die Leute beschaffen; er fand solches schließlich gegen gebührende Entschädigung beim Stubenknecht zu Fischern.[83])

Ähnliche Schwierigkeiten erhoben sich dann auch 50 Jahre später, als 1792 Basel wiederum in den Fall kam, eidgenössische Hilfstruppen aufzunehmen.[84])

Selbſtverſtändlich waren ſolche Vorkommniſſe nicht geeignet, zum fernern guten Einvernehmen zwiſchen Stadt und Markgrafen beizutragen. In Anbetracht dieſer und anderweitiger ſtreitiger Angelegenheiten begann auch der Rat ſchließlich in Erwägung zu ziehen, ob dem Markgrafen das Schirmgeld, das die Stadt nach einer Ratserkanntnis von 1648 von allen im Beſitze adeliger Perſonen in Baſel befindlichen Liegenſchaften zu erheben befugt war, auch fernerhin zu erlaſſen ſei. Als dann Ende Januar 1755 zur Hebung der obwaltenden Differenzen eine Konferenz in Baſel zuſammentreten ſollte, zu der badiſcherſeits der Hofrat Reinhardt abgeordnet war, wurden denn auch die Ratsdeputierten inſtruiert, zur Unterſtützung ihrer Forderungen gelegentlich dieſe Schirmgeldfrage auszuſpielen, aber zugleich zu betonen, dieſe nur zur Sprache zu bringen, „weil fürſtlicherſeits das fürſtliche Intereſſe allzu ſehr ſeit etwas Zeit wolle betrieben werden".

Der weitere Verlauf der Unterhandlungen intereſſiert uns hier nicht. Hingegen ſei noch erwähnt zur Veranſchaulichung der im damaligen diplomatiſchen Verkehr zwiſchen dem eidgenöſſiſchen Stande Baſel und ſeinem markgräflichen Nachbar beobachteten Formen das vom Rate für den Empfang des markgräflichen Abgeordneten, des Hofrats Reinhardt, auf dem Rathaus feſtgeſetzte Zeremoniell. Die Anordnungen waren folgende:

„Da die Conferentz vermutlichen auf allhieſigem Rhathauß wird gehalten werden, ſo hätte Herr Director Stehelin den Herrn Hoffrath bei dem Außtritt aus dem Gutſchen, fals er aber zu Fuß käme, unten an den Rhathaußſtegen zu empfangen und biß die Rhatsſtegen hinauff zu begleiten, allwo der Herr Stattſchreiber oder der Herr Stattconſulent ihme entgegenkommen ſollte und biß an die Thür des Conferentzgemachs führen, allwo einer von den Deputierten Herren Dry voräußerſt derſelben ſtehen und den Herrn Hoffrat hinezu führen ſolle; und im Hinweggehen aber das Ceremoniel wie in dem Hinauffgehen oder Empfang zu beobachten. — Die Kleydung

ſoll allein ſchwartz ſeyn und kein Habit noch Krös, ſondern allein der Degen an die Seiten gelegt werden. — An dem ovali mit einem grünen Teppich belegten Tiſch hätte ſich der Herr Hoffrath und wer mit ihme kommt auf die einte Seiten, allhieſige Herren Deputierte aber und die Ihrigen auf die andere Seiten zu ſetzen. — Löblicher Haußhaltung wird zu beſtimmen belieben, wer bey dieſem Geſchäffte hieſigerſeits die Feder führen ſolle." — Als Anrede für den Hofrat wird beſtimmt, da er nicht von Adel ſei, „hochedelgebohrener, hochgelehrter, hochgeehrter Herr", im „Discours" aber allein das Prädikat „hochgeehrter Herr". — Eröffnet ſollten dann die Verhandlungen werden durch eine Begrüßungsanſprache des den Vorſitz führenden Dreyerherrn an den Hofrat.[85])

Mit Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren für den markgräflichen Hof zu Baſel die großen Zeiten vorbei, nachdem dieſer erſt vor kurzem durch die von Carl Wilhelm vorgenommenen Erweiterungsanlagen von Schloß und Garten ſeine bauliche Vollendung gefunden hatte. Das Schauſpiel einer fürſtlichen Hofhaltung im markgräflichen Hofe bekamen die Basler nach Carl Wilhelms Tode (1738) nicht mehr zu ſehen. Bürgermeiſter J. Ryhiner berichtet bloß zum Jahre 1777 in ſeinen Aufzeichnungen mit wenigen Worten: „Der Markgraf von Baden-Durlach kommt in Baſel incognito an und mit keiner Ehrenbezeugung, weil der Kaiſer juſt auch hier durch paſſiert."[86]) In den Sechzigerjahren wurde auch mit dem Rückzug der fürſtlichen Sammlungen begonnen.[87]) Den Anfang machte man 1764 mit der Bibliothek, welche im Oktober die Burgvogtei Röteln auf Anweiſung des geheimen Rates durch Kleinkembſer Schiffleute auf dem Rhein nach Karlsruhe hinunter führen ließ. Dieſer folgte auf dem nämlichen Wege im Mai 1765 die ſogenannte alte Bibliothek mit den bei ihr verwahrten Kupferplatten, den hiſtoriſchen Manuſkripten, den Riſſen, Landkarten und Kupferſtichen, ſowie eine Sammlung von gipſenen Münzabdrücken und das Kabinet der verſtorbenen alten Markgräfin Magdalena Wilhelmine. Im Laufe

des Jahres 1770 geschah dann die Überführung eines großen Teiles der Kunstkammer und der Gemäldegalerie nach Karlsruhe, wohin auch die Silberkammer gelangte, und endlich kam 1777 auch das Archiv von Basel weg und wurde nach Rastatt überführt.[88])

Im übrigen erfuhr die weitläufige Liegenschaft zwischen der Neuen Vorstadt und der Lottergasse — wenigstens was die Nebengebäude betrifft — ein ähnliches Schicksal wie das Kleinbasler Burgvogteihaus. Die leerstehenden Räumlichkeiten und unbewohnten Nebengebäude wurden ausgemietet. So wurde zu Ende der 80er Jahre der damals in Basel wohnenden Fürstin von Anhalt-Zerbst zur Aufbewahrung ihrer Habervorräte ein Fruchtspeicher überlassen. Für die Nebengebäude, insbesondere das ehemalige Ortmännische Haus an der Neuen Vorstadt und das ehemalige Melkerische Haus an der Lottergasse liegen bei den Akten eine Reihe von Mietverträgen, auf die alle hier nicht eingegangen werden kann.[89])

1792 mußten bei Ausbruch des 1. Koalitionskrieges die markgräflichen Häuser wiederum unter großem Widerstreben von neuem Einquartierungen über sich ergehen lassen. Immerhin wurde damals Basel gestattet, im markgräflichen Hof eine kleinere Abteilung der Stadtgarnison exerzieren zu lassen, mit dem Bemerken, „jedoch nicht im Feuer".[90])

In den Zeiten der Helvetik wurden die im markgräflichen Hofe verfügbaren Räumlichkeiten von neuem zu militärischen Zwecken herangezogen, und das geräumige Ortmännische Haus wurde vom französischen Agent principal des hôpitaux militaires zur Einrichtung eines Militärspitals in Besitz genommen.

Später, im Jahre 1802, wurde dann dieses Ortmännische Haus an Georg Tobler aus St. Gallen, der hier ein Erziehungsinstitut einrichten wollte, ausgemietet. Es fand dieser aber bei dem Unternehmen seine Rechnung nicht, blieb den Mietzins schuldig und verließ nach einem Jahre Basel bereits wieder, worauf der Statthalter Fürstenberger-Iselin das Haus bezog.[91])

In Anbetracht aber der Kostspieligkeit des baulichen Unterhaltes des großen Gebäudekomplexes, den der markgräfliche Hof darstellte, sowie der mannigfachen Verwaltungsschwierigkeiten, die aus dem Besitze dieses Hofes erwuchsen, zusammen mit der Einsicht, daß diese ausländische Residenz, die mit den neuaufgekommenen Ideen nicht mehr passen wollte, eigentlich eine überlebte Einrichtung sei, drängten von selbst zur einzigen Lösung, zum Verkaufe.[92])

So kam es, daß im Oktober 1807 der großherzoglich badische Landvogt zu Lörrach, hiezu beauftragt, an Bürgermeister und Rat nach Basel meldete, die badische Landesregierung habe beschlossen, den dem Großherzog zustehenden sog. „Markgräfer Hof" zu Basel entweder ganz oder in einzelnen Abteilungen zu verkaufen. Diesem Schreiben folgte im November ein zweites mit der Anfrage, ob vielleicht der Rat den Hof „zu Nutzen und Bequemlichkeit der Stadt" erwerben wolle. Ein weiteres gleichartiges Schriftstück erhielt auch der Stadtrat zugesandt.

Der Rat wies die Angelegenheit an die Rechnungskammer. Diese fand aber, daß die Stadt keinen Gebrauch von diesen Gebäuden machen könne; immerhin schlug sie vor, man möge durch das Pflegamt des Spitals die Liegenschaft in Augenschein nehmen lassen, damit dieses sich dahin ausspreche, ob mit Vorteil das Spital dorthin verlegt werden könne. Das Pflegamt riet ab, und infolgedessen verzichtete der Stadtrat auf den Kauf. Auf diesen abschlägigen Bescheid entschied sich die badische Regierung, den Hof mit allen Nebengebäuden an einer Versteigerung öffentlich ausbieten zu lassen. Im Juli fand die Versteigerung statt. Da die bei diesem Anlaß von privater Seite gemachten Angebote als zu niedrig erachtet wurden, wandten sich der Landvogt von Kalm und der Burgvogt Lenz in Lörrach nochmals an die Stadt und verlangten eine Unterredung mit dem Stadtratspräsidenten. Diesem gegenüber wiederholten die Herren ihren Antrag, die Stadt möge den Hof erwerben und versicherten zugleich, es sei dies auch der persönliche Wunsch des Großherzogs, der bei einem Angebot von

90 000 Gulden ohne Zweifel die Ratifikation zu dieſem Verkaufe erteilen werde. Tags darauf, am 6. Juli, referierte der Stadtratspräſident im kleinen Stadtrat über dieſe Unterredung. Nun hatte ſeit 1797 infolge eines dem damaligen Markgrafen und jetzigen Großherzog bewilligten Darlehens die Stadt auf dem markgräflichen Hof bereits ein Hypothekarguthaben von 55 000 Gulden, was beinahe zwei Drittel der geſamten Kaufſumme ausmachte.[93]) So beſchloß der Kleine Stadtrat, da die Bedingungen ſehr günſtige ſeien, den Kauf dem großen Stadtrat zu beantragen, der dann auch am gleichen Morgen noch, ohne daß Gegenmeinungen laut wurden, dieſem zuſtimmte.

Am 14. Oktober 1808[94]) erfolgte dann zu Baſel in aller Form die Übergabe des alten markgräflichen Hofes durch die Vertreter des Lörracher Oberamtes an den Basler Stadtratspräſidenten Johannes Von der Mühll, nachdem der Kaufvertrag von Großherzog Friedrich einerſeits und vom Basler Rate anderſeits ratifiziert worden war.

Vor der Veräußerung des Hofes war noch der Teil der fürſtlichen Gemäldeſammlung, der bis dahin in Baſel zurückgeblieben, nach Karlsruhe befördert worden, „ein Überreſt davon aber — wie der damalige Stiftsſchaffner zu St. Peter Johann Konrad Dienaſt,[95]) ein eifriger Kunſtſammler, im Katalog ſeiner Gemälde bemerkt hat — als Rebut und ſchlechte Waar öffentlich aufgerufen und verſteigert worden".[96]) Zu dieſem „Rebut" gehörten neben andern wertvollen alten Gemälden auch die Altarbilder des Konrad Witz, die ſich heute auf der Basler Kunſtſammlung befinden, wohin ſie von den Erben der damaligen Steigerer Daniel Burckhardt-Wild, Remigius Faeſch und Johann Konrad Dienaſt gelangt ſind. Schon damals hatte ſich laut Dienaſt „der berühmte Künſtler und Malereihändler Lebrun aus Paris, als er dieſe alten Bilder geſehen", ſehr gewundert, „daß ſolche Malereien, die wegen ihrem Altertum äußerſt rar, aus einer fürſtlichen Sammlung verkauft worden".

Die ferneren Geschicke[97]) des markgräflichen Hofes gehören nicht mehr in den Rahmen unserer Darstellung. Mit seinem Verkauf schieden die badischen Fürsten endgültig aus unserer Stadt. Ihr imposanter Schloßbau wird aber immer mit der Erinnerung verknüpft bleiben an jene Zeiten, da in seinen Räumen höfisches Leben herrschte, so oft die Markgrafen in der ihnen befreundeten Rheinstadt, sei es in Tagen der Gefahr eine sichere Zuflucht suchten, sei es zuweilen auch zu ihrem „Plaisir" einen „Séjour" abzuhalten pflegten.

Anmerkungen.

Das zu Grunde liegende Urkunden- und Aktenmaterial ist zum großen Teil entnommen den verschiedenen Abteilungen des Grhgl. Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe (G.-A. Karlsruhe), nämlich dem Grhgl. Haus- und Staatsarchiv (H. St.-A.), dem diesem angegliederten Planarchiv (Eigentum des Grhgl. Fideikommisses) und dem Landesarchiv (L.-A.); zum Teil entstammt es dem Basler Staatsarchiv (St.-A. Basel). Der Verfasser dankt hier für das ihm zur Verfügung gestellte Material, insonderheit Herrn Geh. Archivrat Obser in Karlsruhe für die bereitwillige Zusendung der Archivalien, welche die Arbeit wesentlich erleichtert hat. Gleichfalls dankt er gerne allen denen, bei denen er freundliches Entgegenkommen finden durfte, namentlich Herrn Dr. Karl Stehlin, Herrn Prof. Daniel Burckhardt-Werthemann, Herrn Spitalpfleger Ad. Burckhardt-Rüsch und Herrn Wilhelm Fäsch-Imhoff — Für die allgemeine Geschichte Badens, soweit sie in Betracht kam, wurden benützt die Werke von Friedrich v. Weech (1896) und von Johann Christian Sachs (1764/1773), ferner die Stammtafeln bei Daniel Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis (1763/66).

[1]) Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel (1911) II S. 194. [2]) R. Fester, Badische Regesten I h Nr. 725. [3]) Ebenda h Nr. 732. [4]) Wohl hatte hier die Markgräfin Katharina, eine geborene Tiersteinerin, ihren Wohnsitz, die nach dem Tode ihres Gemahls Rudolf von Hochberg-Sausenberg ihre Witwenzeit in Basel verbrachte, allhier 1385 starb und im Münster ihr Grab fand. [5]) R. Fester, Badische Regesten I h Nr. 520. [6]) Ebenda h Nr. 875. [7]) Ebenda h Nr. 975. [8]) Ebenda h Nr 883 [9]) Über die von Laufen handelt August Burckhardt in Merz, Burgen des Sisgaus III Stammtafel 17. [10–12]) G.-A. Karlsruhe: L.-A., Lehensarchiv, Orig. [13]) Ebenda, Akten Baden Generalia Ausland Fasz. 390.

[14]) Urkundenb. d. St. Basel VI S. 386 Nr. 367 II [15]) St.-A. Basel: Gerichtsarchiv, Frönungsbücher. [16]) Ebenda, Fertigungsbücher.

[17]) G.-A. Karlsruhe: L.-A., Akten Baden Generalia Ausland Faſz. 970. [18]) F. A. Stocker, Basler Stadtbilder (1890) S. 173. [19]) Johann Chriſtian Sachs, Badiſche Geſchichte (1773) V S. 37. [20]) Univ.-Bibl. Baſel: Vaterl. Bibl., Mſ. O 6 (Baſeliſche Geſchichten, 18. Jahrh.) Bl. 136. [21]) St.-A. Baſel: Gerichtsarchiv, Judicialienbuch. [22]) St.-A. Baſel: Akten Baden B 3. [23]) Ebenda (1658, Febr. 27.). [24]) Ebenda. [25]) Ebenda. [26]) Ebenda (1647 Nov. 24.). [27]) St.-A. Baſel: Hausurkunden 84, Orig. [28]) Ebenda, Orig. [29]) Während ſeines Aufenthaltes in Baſel ſtand Markgraf Friedrich V als eifriger Sammler im Verkehr mit Remigius Fäſch, mit dem er Düreriſche Blätter tauſchte (Emil Major, Das Faeſchiſche Muſeum im Jahresber. der öff. Kunſtſamml. in Baſel 1908 S. 10.) [30]) Auch der Tod zweier Gattinnen Friedrichs V fiel in dieſe Basler Zeit. Im Febr. 1643 ſtarb die Markgräfin Maria Eliſabeth geb. zu Waldeck (Univ.-Bibl. Baſel: Vaterl. Bibl. Mſ. O 6 Bl. 186), im Mai 1649 die Markgräfin Anna Maria, geb. von Geroldseck (ebenda Bl. 229).

[31]) St.-A. Baſel: Akten Baden B 3 (1667, Mai 25). Die Markgräfin lebte in dieſem Hof zu Baſel bis zu ihrem Tode 1675 (Univ.-Bibl. Baſel: Vaterl. Bibl. Mſ. O 6 Bl. 410). [32]) Univ.-Bibl. Baſel: Mſ. A G II 4 (Basler Chronik des Johann Heinrich Scherer gen. Philibert) S. 108 f. [33]) Ein ähnlicher Empfang wurde auch Friedrichs VI Sohn und Nachfolger Friedrich Magnus im März 1682 zu Teil (Univ.-Bibl. Baſel: Mſ. A G II 4 S. 145). [34]) Auguſt Huber, Der Aufenthalt des Conte di Broglio zu Baſel (Basler Jahrb. 1908 S. 115). [35]) Univ.-Bibl. Baſel: Vaterl. Bibl. Mſ. O 6 Bl. 412. [36]) Auguſt Huber, a. a. O. S. 116 ff. [37]) Der Hof hatte bis 1544 im Beſitze des Kloſters Wettingen geſtanden. [38]) St.-A. Baſel: Liber copiarum IX Bl. 207. [39]) Ebenda III Bl. 157. [40]) Ebenda IX, Bl. 207. [41]) Über die Burgvogtei handelt auch F. A. Stocker, Basler Stadtbilder („Basler Nachrichten" vom 20./25. April 1891). [42]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Haus- und Hofſachen, Beſitzungen des fürſtl. Hauſes im Ausland Faſz. 4 Orig. [43]) Ebenda. Orig. [44]) Ebenda. Orig. [45]) Ebenda. [46]) Ebenda (1777 Nov. 13.). [47]) Ebenda (Auszug aus dem fürſtl. Hofratsprotok. v. 1778 Febr. 7.). [48]) Ebenda (Auszug aus dem Rentkammerprotok. v. 1778 März 12.). [49]) Ebenda (1784 September). [50]) Ebenda. [51]) Ebenda. (Auszug aus dem Geh. Ratsprotok. v. 1704 Juni 17.). [52]) Ebenda. (Auszug aus dem Geh. Ratsprotok. v. 1794 Aug. 5 u. 13). [53]) F. A. Stocker, Basler Stadtbilder („Basler Nachrichten" vom 20./24. April 1891).

[54]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Haus- u. Hofſachen, Beſ. des fürſtl. Hauſes im Ausl., Faſz. 4. [55]) Vgl. F. A. Stocker a. a. O. [56]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Haus- u. Hofſachen, Ableben, Fürſtl. Grüfte in Baſel. [57]) Beſchreibung der Münſterkirche zu Baſel

(Druck von 1788). [58]) Die Akten der Überführung der Särge aus dem Basler Münster nach der Mainau im St.-A. Basel, Bauakten JJ 1. [59]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Herrschaft Röteln Nr. 1350, 1351, 1352, 1359. [60]) St.-A. Basel: Hausurkunden 84 Orig. (1692), G.-A. Karlsruhe: H. u St.-A., Haus- und Hofsachen, Bes. d. fürstl. Hauses im Ausl. Fasz. 1. Orig. (1696). [61]) Im November 1696 begann eine zwölf Personen starke Truppe deutscher Komödianten zu spielen, bei deren Aufführungen der markgräfliche Hof stets zugegen war (Alb. Burckhardt-Finsler, Mitteilungen aus einer Basler Chronik, Basler Jahrb. 1894 S. 40). [62]) Über die Hochzeitsfeierlichkeiten, Univ.-Bibl. Basel: Mss. A G II 2 ad 1697 A G II 4 S. 224 ff., sowie Alb. Burckhardt-Finsler a. a. O. S. 44. [63]) Univ.-Bibl. Basel: Ms. A G II 4 S. 240 f. [64]) Ebenda S. 248 ff. — Eine kurze Darstellung des Brandes gibt auch Joh. Christ. Sachs, Badische Geschichte V S. 75. [65]) Die Bauakten im G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Personalien, Baden-Durlach, Häuserstand 1698—1707. — Die Baupläne ebenda im H. u. St.-A. [66]) Cours d'Architecture etc., par le Sieur A. C. Daviler, Architecte (Paris 1691) S. 172 ff. Tab. 60 ff; für die Einzelheiten in der Architektur beispielsweise Tab. 43 B ff. [66a]) Daniel Burckhardt-Werthemann, Basler Kunst im 18. Jahrh. („Basl. Nachr." 28. Juni 1908).

[67]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Haus- und Hofsachen, Besitz. des fürstl. Hauses im Ausl. Basel. Fasz. 1. [68]) Univ.-Bibl. Basel: Ms. A G II 4 S. 523. Alb. Burckhardt-Finsler a a. O. S. 54. [69]) Ms. A G II 4 S. 795. [70]) Ms. A G II 4 S. 814. Alb. Burckhardt-Finsler a. a. O. S. 55. [71]) Ms. A G II 4 S. 838 f. Alb. Burckhardt-Finsler a. a. O. S. 55. [72]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Haus- und Hofsachen, Besitz. d. fürstl. Hauses im Ausl. Basel (1734 Febr. 16). [73]) Ebenda (1734 Aug. 1). [74]) St.-A. Basel: Hausurkunde 84. Orig. [75]) Ebenda. Orig. [76]) Ebenda. Orig. [77]) Ebenda. [78]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Herrschaft Röteln Nr. 1359 (1736 Aug. 23). [79]) St.-A. Basel: Akten Baden B. 3 (1736 Februar 1). [80]) Ebenda (1736 Februar 1). [80a]) Mgf. Carl Wilhelm stiftete auch gemalte Tulpen auf die Basler Zünfte (1736) s. St.-A. Basel, Hausgenossenprot. III, S. 48 (Freundl. Mitteilung von Dr. Emil Major). [81]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Herrschaft Röteln Nr. 134). [82]) G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., Haus- und Hofsachen, Besitz. d. fürstl. Hauses im Ausl. Basel (1743 Sept. 10). [83]) Ebenda. [84]) Ebenda. [85]) St.-A. Basel: Akten Baden A 1. [86]) Univ.-Bibl. Basel: Vaterl. Bibl. Ms. O 102 (Bürgerm. J. Ryhiners Aufzeichnungen) S. 114.

[87]) Verzeichnisse der Sammlungen, soweit diese damals zurückgezogen worden sind, befinden sich im G.-A. Karlsruhe: H. u. St.-A., bei den Haus- u. Hofsachen, Sammlungen des fürstlichen Hauses, sowie bei der Hofökonomie, Silberkammer. — In der Bibliothek waren vertreten folgende Materien: Bau-, Jagd- u. Bergwerksachen, Schriften religiösen Inhalts, Mathematica, Medica, Oeconomica,

Antiquitates, Historica, Juridica, Politica, Kanzleisachen, Nusmatische Schriften, Poesien, Artes et Litterae, Militaria, Geographica, Physica, Chemica, Werke über Gartenbau, Rezepte, Kochsachen, Stadtpläne, geographische Karten, Bauprojekte für Haus- und Gartenanlagen, Kunstblätter, darunter Veduten u. Trachtenbilder — meist Kupferstiche —, auch Kupferplatten. — Das Kunstkabinett enthielt eine Anzahl kleinerer plastischer Bildwerke, altes Hausgerät, Bodenfunde, Portraitminiaturen auf Carton, Kupfer- u. Elfenbeinplatten und in Gold, Silber oder Schildkrot gefaßte aus Erz, Bein, Holz oder Wachs gearbeitete kleine Portraits und andere Bilder, dann einige Waffen, Musikinstrumente, Gebrauchsgegenstände, Schriftstücke 2c. exotischer Herkunft, allerhand Trinkgeschirre wie Schalen aus Achat, ein in vergoldetes Silber gefaßtes Rhinoceroshorn, Perlmutterschalen u. ä., Gemmen in Onyx, Achat u. Katzenauge, Muscheln, geschnittene Edelsteine, Siegelringe, Kunstgewerbliche Arbeiten in Bein und Edelmetallen wie Lichtstöcke, Eßbestecke, Trinkgeschirre, kostbar gebundene Bücher u. dergl.; außerdem enthielt das Kabinett noch eine Sammlung astronomischer, geometrischer, optischer und mechanischer Instrumente. — Das Münzkabinett besaß gegen 2800 Münzen und Medaillen in Gold, Silber und Kupfer. — Dazu kam noch die Silberkammer mit mehreren hundert Stücken Tafelgeschirr, Gießkannen, Handbecken, Leuchter u. a. m. — Das Naturalienkabinett enthielt eine Sammlung von ausgestopften Tieren, in der Hauptsache Vögel, silbergefaßte Klauen u. Zähne wilder Tiere, Felle, Mineralien, darunter gefaßte und ungefaßte Edelsteine, Muscheln, Korallen, Perlmutterstücke, endlich verschiedene Kuriositäten und Raritäten, wie sie sich in solchen Kabinetten jeweilen vorfanden. — Aus der Gemäldegalerie nennen die Verzeichnisse eine Reihe Portraits von Angehörigen des Fürstenhauses, außerdem eine Anzahl Tierstücke, darunter herrschaftliche Hunde, auf den fürstlichen Jagden erlegte Tiere (Wildschweine u. dergl.), Blumenstücke u. a. m. Die Verzeichnisse nennen bloß die nach Karlsruhe zurückgeführten Bilder, während gerade die wertvolleren Stücke damals in Basel zurückblieben. Was von letzteren nicht nachträglich noch nach Karlsruhe kam, gelangte im Jahre 1808 am 11 Juli und an den folgenden Tagen in Basel zur Versteigerung. Diese Gant umfaßte folgende Stücke: Gobelin: Pauluskopf von P. Fevere aus Paris nach Veronese: 8 ℔. — Bataille auf Holz. — Lucretia von Cranach, Alter karessierend, Weiberporträt, zusammen: 13 ß. — Schreibendes Frauenzimmer, bez. H. B. 1519: 46 ß („Meister der weiblicheu Halbfiguren") — Mater Aegyptiaca, Wild- und Rheingräfin 1550, Weibsperson mit Gefäß, zusammen: 31 ß. — Mann mit Bart und grünem Hut auf Holz von Holbein: 40 ℔. — Altarstück (Vorderseite Petrus und Paulus, Rückseite St Anton): 15 ß. — Markgräfliche Parforcejagd. — Totenkopf, Braun inv. et fecit 1653. — Bauernkermeß nach Hans Sebald Beham. — Reuiger

Petrus auf Glas. — Danae auf Pergament. — Galather von Werner — Schildkrott — Steinbockhörner und -schädel. — Abraham und Melchisedek von Konrad Witz: 17 ℔. – Esther vor Ahasverus von Konrad Witz: 17 ℔. — Basrelief Verkündigung Maria — Silberne Kapsel, darin Pergamentrolle mit arabischer Schrift. — Lot und seine Töchter von Cranach. — Die vier Jahreszeiten, Miniatur von van de Velde. — Venus und Cupido auf Tuch nach Holbein (Kopie nach Nr. 323 der öff. Kunstsammlung. Katalog 1910. — Porträt, ganze Figur auf Holz aetat. 30 ℔. 1564. — Concert auf Tuch. — Dianakopf auf Tuch, italien. — Porträt eines Mannes mit Bart und Barett, bez. C. H. 1542, Perg. auf Holz. — Mann in Barett mit Federn auf Holz von L. Cranach — Christuskopf auf Holz. – Zwei Blumenstücke auf Tuch. — Altarstück auf Holz: auf Goldgrund St Laurentius, anderseits eine Heilige knieend — Altarstück auf Holz: auf Goldgrund eine Heilige mit Kelch, anderseits Maria. — Die Lais nach Holbein auf Holz (jetzt im Besitz von Prof. Daniel Burckhardt). — Zwei Landschaften en miniature auf Pergament. — Sechs Tulpenstücke auf Atlas gemalt. — Alexander u. Apelles, Miniatur von Joseph Werner und Cäcilia von Lefebure 1676 (1812 im Besitz des Malers Conrad Cramm). — (Nach einem Verzeichnis in den handschriftlichen Aufzeichnungen Prof. Daniel Burckhardts: „Kunsthandel in Basel 1785—1820"; im Besitze Prof. Daniel Burckhardts. Das markgräfliche Kabinett findet sich auch erwähnt im „Itinéraire alphabétique de la Ville de Bâle" von Achilles Ryhiner 1782). — In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts standen die Sammlungen im markgräflichen Hofe unter der Verwaltung des Hofrats und Archivars Karl Friedrich Drollinger. —

[88]) St.-A. Basel, Akten Baden B 5. [89]) G.-A. Karlsruhe, H. u St.-A., Haus- u. Hofsachen, Besitz. des fürstl. Hauses im Ausl. Basel. [90]) Ebenda. [91]) Ebenda [92]) Akten über den Verkauf ebenda; auch St.-A. Basel: Akten Baden B 3. [93]) Urkundenb. d. Stadt Basel XI S. 410 Nr. 515. [94]) Das Orig. des Kaufbriefes im Besitze des Basler Bürgerspitals. [95]) Ernst von Meyenburg: Die Kunstsammlung des Johann Konrad Dienast im Jahresb. d. öff. Kunstsamml. in Basel 1909. Nach einer freundl. Mitt. von Dr. Emil Major. [96]) Der Katalog Dienasts befindet sich im Orig. auf der öff. Kunstsamml. in Basel. [97]) 1842 erfolgte nach Ausführung der nötigen Um- und Anbauten die 1836 vom Stadtrat beschlossene Verlegung des Kranken-, Pfrund- und Irrenhauses, sowie der Armenherberge in den alten markgräflichen Hof.

Jakob Probst

geb. 4. September 1848; gest. 28. Mai 1910.

Pfarrer in Genf an der deutschen Gemeinde 1872—1874, in Rümlingen 1874—1878, in Sissach 1878—1885, in Horgen 1885—1902, bei St. Peter in Basel 1902—1910.

Von Emanuel Probst.

Reichtum, Glanz, äußere Erfolge erwecken gewöhnlich den scheel blickenden Neid und die Mißgunst der Nachbarn; da ist es erfreulich zu sehen, wie sich durch einen viel kostbareren Besitz, durch das innerlich gefestigte Wesen einer starken Persönlichkeit die Mitwelt zumeist neidlos erfreuen und gewinnen läßt. Diese willig anerkannte Eigenschaft eines festen Charakters und einer abgeklärten Lebensanschauung besaß — das darf auch der Bruder sagen — Pfarrer Jakob Probst. Er erwarb sich damit herrliche Freundschaften und übte tiefe Wirkung aus auf weite Kreise und auf Leute verschiedensten Standes. Ich glaube seinem inneren Leben nahe genug gestanden zu haben, um hier mit einigen wenigen Strichen den Weg anzudeuten, der ihn zu solchem Besitz führte. Die angeborenen Gaben bilden ja wohl die Grundlage, und, hatte den Knaben und Jüngling eine außergewöhnliche Körperkraft und eine fröhliche Frische des Geistes von vornherein in den Mittelpunkt der Schar der Altersgenossen gestellt, so entwickelten sich im Mannesalter diese jugendlichen Vorzüge scheinbar von selbst zur Tatkraft, zum unabhängigen Urteil, zur Schaffensfreude, die vor keinem Hindernis zurückschrak. Aber ohne den Ausbau durch ernsthafte Arbeit am eigenen Innern erwächst

keine gute treibende Kraft, und die Fähigsten täuschen oft am schlimmsten die Erwartung.

Schon bei der Wahl des Berufs hätte es nahe gelegen, daß äußere Eigenschaften den Ausschlag gegeben hätten. Die Gymnasialbildung war abgebrochen worden, zum Schmied und Tierarzt schienen den Jüngling seine Fähigkeiten zu bestimmen; der Aufenthalt im Welschland sollte zu solcher Berufsbildung überleiten. Da war es gerade während dieses Aufenthalts, fern vom Elternhause, wo bei ernster Selbstprüfung in stillen Stunden in ihm der Entschluß reifte, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Mancher hatte es leichter, sich durch den Beruf des Vaters und durch die eigene und der Eltern Neigung führen zu lassen für die Wahl seiner Lebensaufgabe; aber das Suchen und Prüfen und das Durchdringen zu schwerer Entschließung hatte bei ihm eine Festigkeit des Willens zur Folge, die für die Zukunft stand hielt. Er wußte, was er erstrebte, und was er dranzugeben hatte.

Daß ein Theologe ein Kopfhänger zu sein brauche, das war freilich nie seine Meinung. Hiezu schaute er sein ganzes Leben hindurch mit zu heiterem Blick in die Welt. Das Schöne einer nicht unerfreulichen Wirklichkeit ließ er sich nicht schlecht machen durch die Mängel, die ihm nicht verborgen blieben.

In der Zeit der Universitätsstudien beim frohen Burschentum lachte ihm die Freude so sonnig, wie nicht bald einem. Mit den Zofingerbrüdern der Vaterstadt und der ganzen Schweiz strebte er dem hohen Ziel entgegen, dem Vaterland mit voller Kraft zu dienen. Er war freudig ergriffen von allem, was der Begeisterung wert war; daneben behielt er ein feines und sicheres Gefühl für das, was abgeschmackt und lächerlich war, z. B. für das gesucht Volkstümliche, das damals viel auch in Studentenkreisen angestrebt wurde; das echt Volkstümliche war ein Stück seines innersten Wesens. Zum heiteren Genossen machte ihn sein sprudelnder Humor; wie wußte er hinzureißen durch seine Phantasie, die unerschöpflich

war an stets neuer Produktion und durch seine poetische Begabung! So fuhr er denn, der Fröhlichen Fröhlichster, mit vollen Segeln in die Studentenfreude hinein. Aber den schwellenden Segeln fehlte nicht das Steuer. Bei der ganzen Frühlingsluft des Lebens blieb sein Tun stets dem Gemeinen fern, sein Wort dem Trivialen, sein Witz allem Unsaubern und Verletzenden. So übte er damals schon starken und guten Einfluß aus auf die, welche mit ihm verkehrten, und schuf sich selbst und andern wahre Lebensfreude.

Fröhlich gradauf und gradaus ging er auch in seine pastorale Tätigkeit. Nirgends besser als in der Diaspora einer Großstadt kann ein williger Arbeiter lernen, wo die segensvollen Kräfte des Christentums liegen. Bei seiner Stellung in Genf kam ihm wohl des Kirchenlehrers Hagenbach Milde und die praktische Theologie des Prof. Tobias Beck mehr zu statten als das Starre der damaligen Orthodoxie. Das gewinnende, aufbauende „Wer nicht wider mich ist, ist für mich“ wurde ihm zur Richtschnur für seine Wirksamkeit, die auch in der Folgezeit in allererster Linie ein Werben war von solchen, die ferne standen.

Vom Feldzug in den Rekrutendienst, kam's ihm vor, sei er berufen, als er an seine erste baselландschaftliche Gemeinde gewählt wurde. Ein altehrwürdiges Gefüge, zumal wenn es da und dort auch die Schwächen des Alters zeigt, seinem hohen Zwecke dienstbar zu erhalten, ist oft schwerer als einen Neubau zu errichten. Aber der neue Pfarrer von Rümlingen kannte die Freuden und Sorgen der Landbevölkerung und stand mitten im Volke drin; so wurde es ihm verhältnismäßig leicht, durch das Interesse für das gewöhnliche Leben seiner Kirchgenossen die Türen der Häuser und Herzen zu erschließen, damit er zu Tieferem und Höherem hinleiten konnte. Die Treffworte des Pfarrers gingen von Mund zu Mund und taten ihre Wirkung. Und bei aller Leutseligkeit, wo es sich darum handelte, Schäden des Volkslebens und Unrecht der Einzelnen aufzudecken und das Gewissen zu schärfen, zeigte er

einen ruhigen Ernſt chriſtlicher Lebensanſchauung, der über ſeine Jahre hinausging, und dem man nicht wagte entgegenzutreten. Die Stillen und Ernſten im Lande ſtanden ihm gern zur Seite, um gute Werke gemeinſam mit ihm zu fördern. Auch als volkstümlicher Schriftſteller trat er auf und nahm Stellung zu den politiſchen Fragen jener erregten Zeit in ſeinem „Neuen Schweizer Kalender“ und in der „Volksſtimme von Baſelland“, die er gründete als Organ der beſcheidenen Vaterlandsfreunde, welchen ſonſt das öffentliche Wort abgeſchnitten war. Jetzt reiften auch ſeine ſchönſten poetiſchen Gaben. Es wäre der Wunſch vieler Freunde geweſen, daß es ihm hätte vergönnt ſein mögen, ſich recht ausgiebig der ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit zu widmen und ſich durch die Originalität ſeiner Gedanken und ſeiner Sprache ein Wirkungsfeld zu ſchaffen, das durch keine Gehörweite beſchränkt iſt.

Das war ihm nicht beſtimmt. Als ihn im Anfang des Jahres 1885 die Gemeinde Horgen von Siſſach weg zu ihrem Seelſorger berief, da ging es in eine Wirkſamkeit hinein, die ihn auch ohne Schriftſtellertum weit genug in Volk und Land hinausführte.

Die Pfarrei hatte über 6000 Seelen. Das erſte, was ihm gelang, war die Sammlung der Kirchgenoſſen, die zuvor in zwei ſcharf geſchiedene Organiſationen zerfallen waren, zu einer geeinten Gemeinde. Er verdankte dieſen Erfolg nicht etwa einer ſchwankenden Haltung, ſondern nächſt Gott ſeinem ruhigen und entſchiedenen Eintreten für das, was er als höchſtes Gut zu vermitteln hatte.

In der großen Kirchgemeinde am Zürichſee, die teils aus Fabrikanten und Fabrikarbeitern, teils aus landwirtſchaftlicher Bevölkerung beſtand, wurde außer dem Wirken durch Predigt und Jugendunterricht vom Pfarrer die Mitarbeit auf allen möglichen Gebieten verlangt. In die Armenpflege, in die Behörde der Primarſchule und der Sekundarſchule wurde er gewählt und zumeiſt in leitende Stellung berufen. An den wichtigen Zeitfragen, welche ſeine Kirchgenoſſen be-

schäftigten, durfte der Hirte der Gemeinde nicht achtlos vorübergehen. Er schaffte sich durch gewissenhaftes Studium und durch den Verkehr mit Sachverständigen ein selbständiges Urteil und damit das Rüstzeug zur Teilnahme bei der Lösung solcher Fragen. In einer Zeit, da die „Gesellschaft" in den Sozialisten noch nichts als Raubgesellen und Gottesleugner sah, trat er in ihre Versammlungen und fand bei den Führern wohl eine verbitterte Feindschaft gegen die Religion, bei den Arbeitern selbst aber viel Opferfreudigkeit und mehr Verständnis für die Segnungen des Evangeliums, als viele sich dachten. Auf Grund solcher Erkenntnis gründete er in Horgen den ersten christlich-sozialen Arbeiterverein der Schweiz. Zum Verkehr in sozialistischen Kreisen befähigte ihn etwas Vertrauenerweckendes, das in seinem Wesen lag, eine mutige Ehrlichkeit, eine nie versagende Schlagfertigkeit des Wortes und sein praktischer Verstand, der ihn leicht das Gerechte und Mögliche erkennen ließ. Man übertrug ihm neben dem Sozialistenführer Bebel das zweite Votum, man ersuchte ihn um die Festrede bei großen Versammlungen; er war vorurteilslos genug, auch solche Aufträge anzunehmen, wenn man auf seine Bedingung einging, daß er aus der christlichen Überzeugung des evangelischen Pfarrers heraus reden dürfe. Er war sich bewußt, seiner Pflicht gemäß zu handeln, wenn er ein mildes Christentum im Kampf der Meinungen und Interessen zu Worte kommen ließ.

Mit derselben Überzeugung, daß er vor Widerspruch nicht zu kapitulieren brauche, wenn er etwas Gutes und durch die christliche Lehre Anbefohlenes vertrete, suchte er das Interesse für das Werk der Mission zu wecken und hatte die Freude, in der Gemeinde, die zuvor dieser wichtigen Aufgabe des Christentums apathisch gegenübergestanden hatte, einen Missionssonntag eingeführt zu sehen. Ein Samenkorn, das zu reicher Frucht gedieh, durfte er auch ausstreuen, als er das evangelische Töchterinstitut in Horgen gründete, um die Gefahr abzuwenden, daß jungen Töchtern bei der praktischen Ausbildung

durch die Einwirkung eines Institutes anderer Konfession der religiöse Standpunkt verrückt werde.

Wenn man hört, daß er jeden Sonntag Predigt und Kinderlehre zu halten und während der Woche achtzehn bis vierundzwanzig Unterrichtsstunden zu geben hatte, so wird man wohl glauben, daß das eigentliche Pfarramt im Mittelpunkt seines Interesses und seiner Tätigkeit stand. Von Aufgaben, die in mittelbarer Beziehung zu seinem Berufe standen, und für die zu arbeiten er den inneren Trieb und die geistige Kraft verspürte, war ihm keine mehr ans Herz gewachsen, als die, die Feier des Sonntags bei allem Volke zu fördern. Den Segen dieser großen Stiftung vermitteln zu dürfen, bereicherte, man darf es wohl sagen, in hohem Maße sein eigenes Leben. Wie viel opferfreudiges Empfinden Hoher und Niedriger, wieviel gesundes Volksleben durfte er da wahrnehmen! Es war ein fröhliches Schaffen, bei dem auch der etwa hervortretende Widerstand des Eigennutzes die zuversichtliche Freude am Sieg des Guten nicht stören konnte. Als Mitglied des schweizerischen Zentralkomitees für die Sonntagsfeier, in Sitzungen privater und staatlicher Kommissionen, bei Jahresversammlungen der schweizerischen Sonntagsfreunde und auf internationalen Kongressen trat er in schätzbare Verbindung mit führenden Männern, reiche Anregung empfangend und gebend. Sein Herz glühte für den Sonntag des christlichen Volks, und die echte Begeisterung reißt hin; man kannte bald in weiten Kreisen die Kraft seines Wortes, das jeden Hörer ergriff. An mehr als siebzig Orte der Schweiz und in manche Stadt Deutschlands ist er berufen worden zu Vorträgen, und am internationalen Kongreß in Frankfurt wurde ihm übertragen, das Schlußwort an die Sonntagsfreunde zu richten, die aus allen Ländern herbeigeströmt waren. Gar oft durfte er unmittelbare Früchte seiner Anregungen schauen im Zusammenschluß der Freunde des Sonntags, in der Einführung neuer gesetzlicher Bestimmungen, und mancher tatkräftige Mann von hohem Amte oder aus niedrigem Stande datierte

von irgend einem seiner Worte her den Moment, wo er mit der Sonntagsheiligung oder mit andern christlichen Tugenden begann Ernst zu machen.

Und nun war ihm ja noch vergönnt, seine in dreißigjährigem auswärtigem Wirken erworbene Schulung in den Dienst der Vaterstadt zu stellen. Die mannigfaltigen Aufträge, mit denen er betraut wurde, zeigten, daß man seine Erfahrung zu schätzen wußte. Er kannte die Nöte der Niedrigen und genoß das Vertrauen der Höheren, und es freute ihn für die Sache, die er vertrat, wenn alle möglichen Vereinigungen von ihm ein Wort begehrten. Bei den Kellnern, den Tramangestellten, den Maschinisten, den Droschkenkutschern und wie alle die hießen, die ihn riefen, hielt er gern eine Ansprache und erbaute gerade, weil er seine Rede nicht auf den erbaulichen Ton stimmte. Vor den Zöglingen des militärischen Vorunterrichts, auf dem Schlachtfeld von St. Jakob, im Klingenthal vor der Abstimmung über das Militärgesetz gab er mit Freuden seinem patriotischen Empfinden Ausdruck. Wer aber nun erwartet hätte, auf der Kanzel den politischen oder sozialen Pfarrer zu hören, der hätte sich sehr getäuscht. Er hat auch unterhalb der Kanzel nie ein verletzendes oder gar verhetzendes Wort gesprochen, im Gottesdienst erst recht hatte er eine Macht zu vertreten, vor welcher alle Unterschiede der Menschen zurücktreten, und die Gemeinde bildete eine Einheit, welche Lehre und Erbauung, Mahnung und Ermutigung in gleicher Weise bedurfte und aus derselben Quelle schöpfen sollte, welche aus der Alltäglichkeit der Welt und des Zeitlichen zu Hohem und Ewigem geführt zu werden begehrte.

Seine Predigten boten einen großen Inhalt, dem die ungezwungene Natürlichkeit und die Kraft eines lebendigen Wortes zur Verfügung stand. Ein sorgfältiges Studium sorgte für die Ruhe des Gedankens und die unabweisliche Klarheit des Ausdrucks. Das feste Maßwerk gab die deutlich hervortretenden Richtlinien, und für das Ornamentale besaß er die Einbildungskraft und das sichere Gestaltungsvermögen eines

mittelalterlichen Steinmetzen. Zur Vorbereitung zog er ſich gern, von Horgen aus in ſein Rebhäuschen mit dem freien Blick auf den See, von Baſel aus in das abgelegene Landhaus in Grenzach zurück. Er ſuchte, wir möchten ſagen, eine freiere Atmung, als ſie ihm die vier Wände und die Folianten des Studierzimmers geſtatteten, und in der Stille einer ſchönen Natur ſchweigt nicht jede Sprache. Die, welche er dort vernahm, machte ihn zum freudigen Verkündiger von Gottes Willen und verlieh ſeinem Worte die Kraft, tief einzudringen in die Herzen der andächtig lauſchenden Gemeinde.

Private Arbeitslosenfürsorge im alten Basel.

Von Hans Joneli.

Der Verfasser des nachstehenden kleinen Aufsatzes hat vor einigen Jahren an anderer Stelle die vielen Maßnahmen geschildert, welche der Staat in frühern Jahrhunderten ergriffen hat, um die Folgen eingetretener Arbeitslosigkeit zu mildern.[1]) Es ist ihm nun schon wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden, auch die privaten Hilfsaktionen darzustellen, die im alten Basel unternommen worden sind, wenn es der Staat unterließ, in Zeiten großer Arbeitslosigkeit etwas zu tun. Um nun diesem Wunsche wenigstens teilweise nachzukommen, sei uns gestattet, an dieser Stelle drei Hilfsaktionen dieser Art, ausgehend von angesehenen Mitbürgern, zu schildern. Die eine fällt in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die beiden andern aber in die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Diese letztern Maßnahmen sind insofern bemerkenswert, als sie zugunsten von Personen unternommen worden sind, die außerhalb des Kantons, ja sogar der Schweiz gewohnt haben, eine Tatsache, die uns in den gegenwärtigen Zeitläuften außerordentlich eigenartig anmutet.

Der Winter 1775/1776 war ein sehr strenger. Die eingetretene Kälte hatte zur Folge, daß sich bei den ärmern Bewohnern unserer Stadt eine große Not einstellte. Einmal vermehrten sich ihre Bedürfnisse. Und dann gab es viele unter

[1]) Hans Joneli, Arbeitslosenfürsorge im alten Basel, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Band 6, S. 180 ff.

ihnen, die sonst sich und die ihrigen ernähren konnten, nun aber außer Stande waren, den notwendigen Lebensunterhalt zu verdienen.

Die eingetretene Verdienstlosigkeit veranlaßte die vier Geistlichen der Münstergemeinde, Merian, Falkeisen, Meyenrock und Meyer, eine Hilfsaktion zu unternehmen. Sie ließen am 31. Januar 1776 an die vermöglichen Glieder ihrer Gemeinde einen Aufruf, worin sie die Mittel verlangten, um ihren Hausarmen, je nachdem es die Umstände erforderten, Geld, Holz, Kleider oder Nahrungsmittel verabfolgen zu können. Gleichzeitig versprachen sie, nach Abschluß der Hilfsaktion darüber öffentlich Rechnung abzulegen.

Glücklicherweise trat schon Mitte Februar ein Witterungswechsel ein, der sie in den Stand setzte, die Hilfsaktion einzustellen. Dem gedruckten Berichte, den die vier Geistlichen am 14. Februar veröffentlichten, entnehmen wir zunächst, daß ihnen 2567 Pfund[1]) zur Verfügung gestellt worden waren. Unterstützt wurden hauptsächlich solche, „die die Last ihrer Armuth in der Stille tragen und deren Noth gemeiniglich um so viel größer ist, je mehr sie sich aus Schamhaftigkeit bemühen, dieselbe geheim zu halten". Im ganzen bekamen 314 Personen eine Unterstützung. Es wurden 1422 Pfund in bar verabfolgt. Außerdem erhielten die Unterstützten noch 77 Klafter Holz vor das Haus geführt. Ferner wurden ihnen 109 Paar Schuhe und 103 Paar Strümpfe angeschafft. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß auch ein kleines Quantum Brot ausgeteilt wurde.[2])

Auch der Winter 1829/1830 war ein außerordentlich strenger, wenn Stärke und Dauer der Kälte vereinigt in Anschlag gebracht werden, sogar der strengste seit mehr als einem Jahrhundert. In den ersten Tagen des Monats Februar 1830 erreichte die Kälte den höchsten Grad. Diese außergewöhnlichen Witterungsverhältnisse bildeten nun wiederum die Ur-

[1]) 1 Pfund = Fr. 1.70.
[2]) Staatsarchiv. Mandatensammlung XI, VIII, n. 40 u. 41.

ſache einer großen Arbeitsloſigkeit nicht nur in Baſel, ſondern auch in den Dörfern unſerer Umgebung, in denen viele Taglöhner wohnten, welche in normalen Zeiten in der Stadt den Lebensunterhalt erwarben, und die nun durch die eingetretene Kälte unter ſtarker Verdienſtloſigkeit litten. Beſonders groß war aber die Not im benachbarten Neudorf, deſſen Bewohner kein Gemüſe mehr nach der Stadt bringen konnten, da die Vorräte erfroren waren. Sogar die Zwiebeln, womit dieſe fleißigen Leute auf viele Stunden im Umkreiſe Handel trieben, gingen zugrunde, was ſeit Menſchengedenken nicht mehr der Fall geweſen war.

Um der beſtehenden Not zu ſteuern, bildeten ſich in den erſten Tagen des Monats Februar in Baſel zwei Vereine. Der eine dieſer Vereine, der am 1. Februar entſtand, ſetzte ſich ausſchließlich zum Zweck, in den benachbarten Dörfern des Elſaſſes und des Bezirkes Birseck die Notleidenden mit Kleidungsſtücken, Holz und Lebensmitteln zu verſehen. Einige ſeiner Mitglieder begaben ſich in die Dörfer und überzeugten ſich nur zu bald, daß das Elend wirklich einen Grad erreicht hatte, von dem man ſich in der Stadt kaum einen Begriff machen konnte. Sie bildeten daher umgehend in den Dörfern Komitees zur zweckmäßigen Verteilung der Gaben an die Bedrängteſten und trafen Anſtalten, daß von Seiten der Zollbeamten keinerlei Schwierigkeiten hinſichtlich der Einfuhr gemacht wurden. Die andern Mitglieder übernahmen die Einſammlung von Beiträgen, ohne daß eine öffentliche Aufforderung dazu erfolgte. Über die Ergebniſſe dieſer menſchenfreundlichen Bemühungen, vielen Unglücklichen zu helfen, wes Landes ſie auch ſeien, iſt folgendes bekannt:

Vom 1. bis 13. Februar gingen an Geld nicht weniger als 4200 alte Schweizerfranken ein. Davon wurden ca. 1600 Franken auf Ankauf von Lebensmitteln, 960 Fr. auf Kleidungsſtücke, 400 Fr. auf Holz verwendet und 740 Fr. erhielten die Komitees zum Einkauf von Holz und Lebensmitteln zugeſtellt. Von den noch übrigen 500 Fr. wurde ein Teil dazu

bestimmt, die Armen im Frühjahr mit Kartoffeln zum Anpflanzen zu versehen. Die Dörfer, welche Gaben erhielten, waren: St. Ludwig, Hüningen, Neudorf, Burgfelden, Neuweg, Reinach, Asch, Pfeffingen, Arlesheim, Therwil, Oberwil, Ettingen und Buschwiler. Ausgeteilt wurden sowohl an gekauften als sonst empfangenen Kleidungsstücken und dergleichen, 558 Paar Strümpfe, 430 Paar Schuhe, 345 Hemden, 136 Röcke, 73 Decken, 116 Hauben, 43 Leintücher, an Lebensmitteln 1528 Pfd. Reis, 1775 Pfd. Erbsen und endlich noch 12 Klafter Holz und 500 Wellen. Die Zahl der unterstützten Familien betrug 760, die etwa viermal soviel Personen umfaßten.

Gleichzeitig traten noch eine Anzahl anderer Bürger zusammen, um den Arbeitslosen beizustehen, ohne jedoch Geldbeiträge zu sammeln. Sie ließen am 2. Februar durch Trommelschlag anzeigen, daß an sechs verschiedenen Orten der Stadt Zimmer geheizt würden, wo Einheimische und Fremde sich aufhalten konnten, und wo unentgeltlich Suppe verabfolgt würde. Da bald darauf mildere Witterung eintrat, so dauerte diese Einrichtung nur etwa acht Tage lang, aber auch in dieser kurzen Zeit war sie für viele eine Wohltat. Es fanden sich zwar hauptsächlich nur Fremde — Handwerker und Landleute — ein, und diese meist nur auf kurze Zeit. In den erwähnten Lokalen wurden täglich über 100 Portionen Suppe ausgeteilt. Im Klingental war der Tagesbedarf am größten; er stieg dort bis auf 600—700 Portionen.[1])

Da die entscheidende Maßregel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit die Vermittlung der vorhandenen Arbeitsgelegenheit, das ist die Organisation des Arbeitsnachweises ist, so wollen wir es nicht unterlassen, in diesem Zusammenhange darauf hinzuweisen, daß in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erstmals derartige Maßnahmen verlangt worden sind. Wir entnehmen darüber einem Artikel

[1]) Baslerische Mittheilungen, 1830, 5. Jahrgang S. 99 ff.

von Professor Christoph Bernoulli „Wie kann der Arme dahin gebracht werden, sich selbst zu helfen?“ folgende Ausführungen:

„Noch besser wäre, besonders zur Winterszeit, wo solche Leute am meisten über Mangel an Erwerb klagen, ein Kommissionsbureau wo Arbeitsuchende und Arbeitgebende sich gegen eine kleine Entschädigung könnten einschreiben lassen; es ließe sich selbst diese Einrichtung mit einer andern verbinden, die auch schon in diesen Blättern gewünscht worden, nämlich mit einer kleinen Briefpost für die vom Posthause entlegenen Teile der Stadt, wodurch zugleich einigen würdigen Armen ein sicherer und anständiger Nahrungszweig verschafft würde. Und für die Wohltäter, oder für unsere wohltätigen Anstalten wären diese Register sehr belehrend, indem sie dadurch auf manche Entdeckung geleitet würden. Vielleicht würde mancher, der die Mittel und den guten Willen hat, andern durch Anweisung eines Erwerbszweiges den Weg zur Selbsthilfe zu bahnen, durch Einsicht solcher Verzeichnisse zur Ausführung eines nützlichen Planes ermuntert, den er, vielleicht aus Besorgnis des Mangels an Arbeitern, für einmal nicht ausführt. Weiß man doch seinen Holzhauer auf dem Fischmarkte zu finden, warum sollte man nicht auch den Stundenarbeiter oder den Taglöhner an einem bestimmten Orte suchen und finden dürfen? Übrigens würde diese Einrichtung sehr begünstigt durch den aus Bescheidenheit und Klugheit gefaßten Entschluß solcher Arbeitsuchender, sich des erwünschten Erwerbes durch billige Forderungen zu versichern, und lieber etwas hinunterzugehen, um gewiß Arbeit zu erhalten, als durch unverhältnismäßige Ansprüche den Arbeitsgeber zu entmutigen oder wohl gar zu verscheuchen.“[1])

Diese Vorschläge Bernoullis, so gut sie auch gemeint waren, wurden jedoch vorerst noch nicht in die Wirklichkeit umgesetzt. Es dauerte mehrere Jahrzehnte, bis in unserer Stadt die Ar-

[1]) Baslerische Mittheilungen, 1827, 2. Jahrgang, II., S. 26.

beitsvermittlung zunächst von Privaten, dann aber vom Staate selbst organisiert worden ist.[1])

Schließlich erscheint es uns angebracht, auch noch kurz auf die vorbeugenden Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit hinzuweisen, welche seitens der Gesellschaft zur Förderung des Guten und des Gemeinnützigen getroffen worden sind. Dieser Vereinigung war es weniger darum zu tun, im Falle von eingetretener Arbeitslosigkeit zweckmäßige Hilfsaktionen zu unternehmen, sondern sie ging seit ihrer Gründung hauptsächlich darauf aus, durch Einführung neuer Industrien vermehrte Arbeitsgelegenheit zu schaffen und so den Eintritt von Arbeitslosigkeit zu verhindern. Diese außerordentlich interessante Tätigkeit der Gesellschaft zur Förderung des Guten und des Gemeinnützigen werden wir später einmal in einem besondern Aufsatze an Hand des noch vorhandenen lückenlosen Aktenmaterials darzustellen versuchen.

---

[2]) Gesetz betreffend das öffentliche Arbeitsnachweisbureau, vom 10. März 1892 und 12. November 1903.

Itel Reding der Aeltere.

Fünfzig Jahre eidgenössischer Geschichte.

Von Emil Dürr.

Die bäuerlichen und städtischen Kommunen der schweizerischen Eidgenossenschaft haben in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in machtvollem Kampfe gegen die österreichischen Herzoge die tatsächliche Anerkennung ihres politischen Daseins errungen. Sie haben zugleich ihr Gebiet ausgedehnt auf Kosten von kleinern und größern Herrschaften, vor allem aber zum Nachteil des Hauses Habsburg-Österreich. Das Ergebnis jener Auseinandersetzungen wurde nach den Schlachten bei Sempach und Näfels vorerst in einem siebenjährigen und alsdann in einem zwanzigjährigen Waffenstillstande gesichert. Diese Abmachungen anerkannten die Zugehörigkeit der Orte Zug und Glarus zum eidgenössischen Bunde, und die nunmehr achtörtige Eidgenossenschaft blieb im wesentlichen im Besitz auch ihrer letzten Eroberungen.

Freilich gaben die Habsburger damit den Boden in ihren Vorlanden nicht verloren. Hatten sie auch mit innern und äußern Schwierigkeiten in Tirol und Österreich zu kämpfen, so unterließen sie doch nicht, vor und nach der Jahrhundertwende sich durch Pfand und Kauf in die Herrschaft jener Gebiete zu setzen, die zwischen Bodensee, Vorarlberg und Wallensee gelegen sind.

Trotzdem, und wenn auch ein endgültiger Ausgleich zwischen den Eidgenossen und deren Erbfeind noch nicht geschaffen war, gingen jene nun doch aus der einseitigen, durch-

aus an Österreich gebundenen Politik heraus. Sie ließen ihre kriegerischen Kräfte über die bisherigen engen Kreise hinaus spielen. Diese freie Bewegung nach außen mußte aber sofort scharfe innere Gegensätze im Bunde der Eidgenossenschaft hervorrufen.

In einer Zeit heftiger demokratischer Bewegung in den oberdeutschen Landen benutzten Uri und Obwalden die schweren innern Wirren und äußern Fährlichkeiten, in denen sich das Herzogtum Mailand befand, und eroberten im Jahre 1403 das Livinental. Sieben Jahre später warfen sie im Verein mit Luzern, Zug und Glarus auch im Eschental ihre Herrschaft auf, Vorgänge, die mit getragen waren von einem Einverständnis jener Orte mit den Gemeinden des Oberwallis. Damit waren die beiden südlichen Zugänge zum Gotthard gewonnen.

Die beiden Täler dienten den eidgenössischen Landen als nach dem Süden vorgeschobene Sicherungen und wiesen zugleich auf tiefere Talstufen hin. Die neuen Besitzungen brachten den sich eben erst entwickelnden Verkehr über den Gotthardpaß ganz in die Gewalt der Urner und Obwaldner, was mittelbar ja auch Luzern zugute kam als dem Umschlagsplatz für die Waren aus dem Süden, die über den Hauenstein oder die Reuß hinunter die rheinischen Niederungen suchten und umgekehrt. Weiter aber erleichterten jene Eroberungen den Viehzucht treibenden Ländern den Zugang zu den lombardischen Märkten.

Bern, Zürich und Schwiz blieben aber der ennetbirgischen Politik fern, verhielten sich ihr gegenüber bis zur Feindseligkeit kühl. Sie sahen das Feld ihrer Betätigung anderswo.

Bern erweiterte sein Gebiet im Oberland, im Emmental und im Oberaargau und betrat mit der ihm eigenen entschlossenen und weitsichtigen Zähigkeit den Weg nach dem Westen, der ihm dereinst die Vormacht im alten Kleinburgund sichern sollte. Das Vorrücken seines Einflusses gab sich vorerst nur durch eine Reihe von Burgrechten kund, die alle die deut-

liche Absicht verrieten, sich gegen den savoyischen Nachbarn zu sichern. Abwechselnd mit diesem verfeindet oder verbündet, je nachdem es Zeit und Umstände geboten, orientierte Bern vorwiegend seine Politik nach dem verheißungsvollen Westen.

Zürich seinerseits war schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts kräftig seeaufwärts vorgedrungen und schuf sich nun in rühriger Geschäftigkeit durch Kauf, Pfand und Burgrecht innert einem Vierteljahrhundert seine Landschaft. Sie wurde sein großes Untertanengebiet zwischen Albis, dem See, der Töß und den Bergen des Zürcher Oberlandes. Wenig fehlte zum Umfange des heutigen Kantons. Dies war Zürichs Ausdehnung in die Breite, wohlgesichert und ohne Rivalen. Doch es zielte weiter, ferner. Verheißungsvolle Möglichkeiten taten sich ihm auf in der Verlängerung des Zürichsees, im Gebiet der Linth, über den Wallensee hinaus, aufwärts die alte Straße nach Rhätien. Doch da traf es sich mit Schwiz. Mit diesem mußte früher oder später eine Auseinandersetzung Platz greifen.

Schwiz hatte bis dahin im Bunde der vier Waldstätte die politische Führung behauptet. Auch die Länder Zug und Glarus waren durchaus unter seinem Einfluß gestanden. Ein Land von ausgesprochener Demokratie, richtete es eben seine ganze Aufmerksamkeit auf den Streit zwischen dem Abte von Sankt Gallen und den Bauerngemeinden des Landes Appenzell. Die Schwizer sicherten sich im Jahre 1403 trotz dem Einspruch Zürichs durch ein Landrecht mit den Appenzellern die politische und militärische Leitung jener so überaus heftigen adelsfeindlichen Volksbewegung. Sie gaben auch dann noch ihre Stellung nicht auf, als sie wegen des zwanzigjährigen Waffenstillstandes zu den österreichischen Herzogen in Widerspruch geraten sollten. Immer unverhüllter verriet sich der Schwizer Begehren, dort draußen an der östlichen Mark eine überragende Macht zu gewinnen. Damit stießen sie aber die Appenzeller selbst und mit ihnen die andern Orte vor den Kopf. Das Burg- und Landrecht, welches Appenzell im Jahre

1411 mit sieben eidgenössischen Orten einging, bedeutete für die Schwizer in dem Sinne eine politische Niederlage, als dieser Vorgang sie ihres ausschließlichen Einflusses auf die Appenzeller Volksgemeinden beraubte.

Mit dem Anfang der appenzellischen Verwicklungen fällt auch zusammen die gewaltsame Einmischung von Schwiz in den Streit zwischen Stadt und Landschaft Zug. Dieser Zwist drehte sich um die politische Führung des mit städtischen und ländlichen Gemeinden gemischten Ortes. Schwizer Freischaren überfielen im Jahre 1404, vereint mit der demokratischen Landschaft, die Stadt und zwangen sie, sich dem richterlichen Spruche von Schwiz zu unterwerfen. Damit geriet dieser Ort bedrohlich in die Nähe von Zürcher und Luzerner Gebiet und darum auch in scharfen Gegensatz zu den beiden Miteidgenossen. Sie erhoben bewaffneten Einspruch. Diesem schlossen sich gemäß den Bünden auch Uri und Unterwalden an. Seinen offenbaren Rechtsbruch sollte Schwiz laut dem eidgenössischen Spruch von Beggenried mit einer großen Kriegsentschädigung büßen; es mußte sein Landrecht mit der Zuger Landschaft aufheben und, was besonders empfindlich war, es sah sich gezwungen, auf die Schirmgewalt über Zug und damit auf seinen ganzen politischen Einfluß über dieses Land zu verzichten, den es durch die Einsetzung des Landammanns während vierzig Jahren fühlbar ausgeübt hatte.

Wenn Luzern besonders kräftig gegen die Schwizer im Zugerhandel aufgetreten war und sich vom Ende des 14. Jahrhunderts an ihrem Einflusse zu entwinden gesucht, so lag der Grund ebenfalls in der Begehrlichkeit der schwizerischen Demokratie, welche sich trotz der klaren Rechtslage n i c h t der unter luzernischer Landeshoheit stehenden Dörfer Weggis und Vitznau begeben wollte.

So kennzeichnet sich die Geschichte von Schwiz im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts durch einen geradezu impetuosen Geist demokratischer Ausbreitung auf das Gebiet von Bundesgliedern. Dies Umsichgreifen, das nicht einmal vor

Rechtsbrüchen zurückscheute, hatte einen solchen Grad von Heftigkeit angenommen und Schwiz wurde so sehr als das beunruhigende Element in der eidgenössischen Politik empfunden, daß Österreich vorübergehend daran denken konnte, den Städten Zürich, Bern, Luzern und Solothurn ein Berednis anzutragen, worin diese Orte gewissermaßen Sicherheit für Schwiz leisten sollten. Auf alle Fälle stand dieser einst führende Ort der Eidgenossenschaft infolge seiner politischen Rücksichtslosigkeit um das Jahr 1412 vollständig vereinsamt da. Luzern hatte sich von ihm getrennt und um der ennetbirgischen Verhältnisse willen an Uri und Obwalden angeschlossen, zugleich aber lehnte es sich stärker an die städtischen Kommunen der Eidgenossenschaft an. Das Vorgehen der Schwizer in den Appenzellerkriegen hatte Zürichs Mißtrauen erweckt, das deshalb in eben diesen Jahren mit Glarus einen Bund auf dem Fuße der Gleichberechtigung schloß, wodurch Schwiz auch in diesem demokratischen Lande an Boden verlor. Schließlich büßte Schwiz auch jeglichen Einfluß auf Uri und Obwalden ein, da es sich von deren leitenden politischen Gedanken, die auf das lombardisch-mailändische Gebiet zielten, unentwegt fern hielt.

Itel Reding sollte es beschieden sein, die große, ungestüme politische Leidenschaft der schwizerischen Demokratie zu dämmen, in ruhige, klare Bahnen zu lenken und seinem Volke noch einmal eine führende Stellung im Bunde der Eidgenossen zu schaffen.

Er hat seinem Volke als Landschreiber in den Jahren gedient, da es durch eine gewaltsame Politik die gesamte Eidgenossenschaft von sich gestoßen. In dieser bösen Zeit und inmitten der heftigsten politischen Bewegungen hat er sich seine ausgezeichnete staatsmännische Schulung erworben, die ihn den Weg erkennen ließ, den sein Volk gewiesen werden mußte, wenn es politisch gesunden sollte. Reding erscheint im Jahre 1412 zum erstenmale als Landammann an der Spitze der schwizerischen Landsgemeinde. Er hat sich dort mit einer

kurzen Unterbrechung bis zu seinem Tode im Jahre 1447 behauptet. Er entstammte einem Geschlechte, das unter seinen Volksgenossen erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu Einfluß und Ansehen gekommen und dem Lande nur vier Jahre vor Itel in Recta Reding den ersten Landammann aus seinem Hause gestellt hatte.

In die ersten Jahre von Redings Ammannamt fällt eine erneute Minderung des habsburgischen Besitzes diesseits des Rheins zu Gunsten der Eidgenossen: die Eroberung des Aargaus. An ihr hatten sich nach anfänglichen, wohl mehr nur äußerlichen Bedenken, alle Eidgenossen beteiligt außer den Urnern. Dies trug ihnen aber bösen Hohn von Seiten der Schwizer ein, die fröhlich wie die andern zugegriffen hatten: „Sieh jedermann, wie sind die Kröpfe von Uri wieder so gescheidt und so gottesfürchtig; nicht unrecht Gut wollen sie haben; sie müssen ein besonderes haben."

Der Spott traf die italienische Politik der Urner, bezog sich auf die Eroberung und Behauptung des Livinen- und Eschentals, eine Aufgabe, die unter Uris Führung auch Luzern, Obwalden, Zug und Glarus, sowie die Walliser verfolgten. Das Eschental war diesen Orten im Jahre 1414 von Amadeus VIII. von Savoyen entrissen, hingegen zwei Jahre später von ihnen von neuem erobert worden. Im Spätherbst 1416 galt es nun Anstalten zu treffen zur Sicherung dieser den Angriffen der mailändisch-savoyischen Feinde so ausgesetzten Herrschaft. Während sich Bern aus Rücksicht auf die Grafen von Savoyen, seine unmittelbaren Nachbaren, klüglich von einer Unternehmung jenseits der Berge fernhielt, ließ sich Zürich nur zögernd und bedingungsweise herbei, Mannschaft für einen ennetbirgischen Zug zu bewilligen, drang aber bei den Eidgenossen darauf, man möchte Schwiz gemeinsam bitten, mitzuziehen. Dies erschien aber nicht nur an keinen Tagungen, die in ennetbirgischen Dingen gehalten wurden, sondern es vereinigte sich geradezu mit Bern, um die Eidgenossen zum Verzicht auf das Eschental zu bewegen, ja der Schwizer Am-

mann erbot sich zu jeglichem Mittel, daß man des Kriegszuges in das Eschental ledig werde. Als dann die Eidgenossen im Februar 1417 den Marsch über die Berge antraten, blieben außer den Bernern nur noch die Schwizer zu Hause, obwohl der achte Teil des Eschentales ihnen vorbehalten war.

Wirkte bei diesem Verhalten der Schwizer unzweifelhaft eine durch die Niederlagen des letzten Jahrzehnts hervorgerufene Mißstimmung gegen die übrigen Eidgenossen mit, so lag der bestimmende Grund ihrer Haltung doch darin, daß Schwiz, fast ganz von Bundesgebiet umschlossen, bloß im Nordosten seiner Landesmark, der einzigen noch offenen Stelle, sich seine politischen Ziele setzen konnte. In der Tat sind die Schwizer nur wenige Wochen vor dem Eschentalzuge mit dem mächtigsten Dynasten der Ostschweiz, dem Grafen Fridrich von Toggenburg, ein Landrecht eingegangen. Die Schwizer zogen wenig Vorteil aus dem Gotthardverkehr, der ihr Gebiet gar nicht berührte. Wohl aber mußte ihnen daran gelegen sein, an die alte Handelsstraße zu gelangen, die vom Elsaß über Zürich an den Wallensee nach Rhätien und über die Bündnerpässe nach Italien hinunter führte. Für Uri und Luzern aber, die unmittelbar an und vor dem Gotthardpasse lagen, mußte dieser von Tag zu Tag mehr an Bedeutung gewinnen. Der Widerstreit der politischen Ziele trat daher unter den vier Waldstätten mit aller Schroffheit im Raronhandel zu Tage.

Kurz vor der Eroberung des Livinentales waren die Oberwalliser samt ihrem Bischof mit Uri, Obwalden und Luzern ein ewiges Burg- und Landrecht eingegangen und hatten deren ennetbirgische Politik ganz zu der ihrigen gemacht. Weil aber die Herren von Raron, vom mächtigsten Adel im Wallis, im Jahre 1414 dem Grafen Amadeus von Savoyen die Eroberung des Eschentales ermöglicht hatten, nahmen die Walliser Bauern die Gelegenheit gerne wahr, die ihnen übermächtig gewordene Familie der Raron zu vertreiben. Diese floh im selben Jahre nach Bern, mit dem sie verburgrechtet war. Indem aber die Walliserzehnten ihr

Landrecht mit jenen drei Waldstätten erneuerten, schufen sie sich in der Eidgenossenschaft ein Gewicht gegen die Raron, die von Bern nachdrücklich unterstützt wurden. Wenn zuerst die beiden streitenden Parteien sich einem eidgenössischen Spruche hatten unterwerfen wollen, so fand Bern von dem Augenblicke an die eidgenössische Vermittlung für die Raron unannehmbar, als drei Waldstätte mit den Wallisern einig gingen. Deshalb schlug Bern den beiden Parteien gleiches Recht und Zusatz vor, ein Gedanke, den König Sigmund aufgriff und den Schiedsspruch im Raronhandel den vier unbeteiligten Orten Zürich, Schwiz, Zug und Glarus übertrug. Über diesen Vermittlungsversuchen brach aber zwischen Bern und Raron auf der einen Seite und den Wallisern anderseits der offene Krieg aus. Dieser brachte sofort Luzern, Uri und Obwalden in den schärfsten Gegensatz zu Bern. Allen, auch den mit Drohungen gemischten Rechtsvorschlägen verschlossen sich die Verbündeten der Walliser, suchten vielmehr die unbeteiligten Orte für sich zu gewinnen. Da war es zuerst Schwiz, welches den drei Orten ins Gesicht erklärte, sie handelten wider die geschworenen Bünde. Überdies zeigte sich Zürich entschlossen, den Rechtsvorschlag der Berner zu schützen. Alles das bewog im Frühjahr 1419 jene drei Waldstätte, den Schiedsspruch der vier Orte für die Walliser anzunehmen. Das Schiedsgericht bestand aus drei städtischen — deren bekanntester war Heinrich Meiß von Zürich — und fünf Schiedsleuten aus den Ländern, Itel Reding an ihrer Spitze. Trotzdem also der Spruch einer demokratischen Mehrheit anvertraut wurde, fiel das Urteil unter dem Einflusse von Reding und Meiß durchaus zu Gunsten der feudalen Herren von Raron aus. Die Walliser aber warteten den endgültigen Austrag des Rechtes nicht einmal ab. Sie schlugen statt dessen gegen Bern los. Damit war bei der großen Erbitterung der Waldstätte die Lage kritisch geworden. Schwiz nahm keine Rücksicht auf die gefährliche Spannung, mahnte Zürich, den Bernern gegen die Walliser zu Hilfe zu ziehen und bereitete sich selbst zum Aufbruche vor.

Damit trieb Reding im Herbst des Jahres 1419 ganz offen dem Bürgerkriege zu. Wenn es nicht so weit kam, so war dies wohl der Weigerung Zürichs zu verdanken, mit Bern an Seite des Herzogs von Savoyen, den es seit der Eroberung des Eschentales als seinen Feind ansah, bewaffnet gegen die Walliser einzuschreiten. Seinen Bemühungen gelang es schließlich, daß sich die Walliser einem im Jahre 1420 zu Evian gefallenen Spruche unterwarfen, der sachlich für die Walliser durchaus ungünstig lautete, diese hingegen für immer von dem mächtigen Dynastengeschlechte der Raron befreite. Diese verzogen sich in die Ostschweiz.

Reding mochte die Erhebung der Walliser als offenbaren Rechtsbruch empfunden haben, und dies hat ihn, den Führer der ersten eidgenössischen Demokratie, wohl bewogen, sich so entschieden gegen die Freiheitsbewegung der Walliser auszusprechen, trotzdem diese seine Haltung auch eine Verurteilung des Appenzellerkrieges mit all seinen Begleiterscheinungen in sich schloß. Aber gerade die nachteiligen Folgen, welche sich für Schwiz durch die leidenschaftliche Parteinahme für die demokratischen Bewegungen des vorigen Jahrzehnts ergaben, dürften Reding, der durchaus autoritärer Natur war, bestimmt haben, gegen die Walliser aufzutreten. Außerdem wollte der Schwizer Ammann mit der ennetbirgischen Politik, die von der Walliser Frage nicht zu trennen war, nichts zu tun haben.

Der Raronhandel sicherte Reding den Dank des aristokratischen Bern, trug ihm bitterböse Worte und Drohungen in der Urschweiz ein und vollendete die Abkehr Luzerns von Schwiz.

Dieser Widerstand Redings gegen die ennetbirgische Politik zeitigte aber noch andere Früchte. Im Jahre 1419 hatten die Urner und Obwaldner von den Herren von Sax-Masox die Feste Bellenz gekauft, sie aber schon im April 1422 wieder an den Herzog von Mailand gewaltsam verloren, nachdem sein Versuch einer gütlichen Erwerbung mißglückt war. Als daher

im Juni die Urner und Obwaldner jenseits des Gotthards den Krieg eröffneten, zogen auf ihre Mahnung Luzern und Zug unverweilt aus, Zürich rückte nur langsam nach. Schwiz aber führte, statt den vier Orten in die Leventina hinunter zu folgen, eine Seitenbewegung ins Eschental aus, wo seine Mannschaft an dem Tage in Crodo im Val Antigorio stand, da sich die vier Orte zu Arbedo die empfindlichste Niederlage holten. Wenn sie diese auch selbst verschuldet hatten, so erscheint ihr tiefer Groll gegen Schwiz dennoch vollkommen begreiflich, weil dessen Leute, zu unbedingter Bundeshilfe verpflichtet, lässig ausgezogen und ihre eigenen schwerverständlichen Wege gegangen waren. Darum wurde auch ihr Benehmen als Verrat an der eidgenössischen Sache empfunden. Die vier Orte und besonders Luzern haben es bis in den Anfang des alten Zürichkrieges nicht vergessen können, „wie die von Schwiz zu Bellentz an uns gar untreu gehandelt haben".

Die drei folgenden Jahre 1422—1425 waren ausgefüllt mit dem vergeblichen Bemühen von Luzern, Uri und Obwalden, die eidgenössischen Orte, allen voran Zürich und Schwiz, aber auch Bern zu einer Wiedereroberung der ennetbirgischen Herrschaften zu bewegen. Bern und Zürich wollten von dem Plane einstweilen nichts mehr wissen, während sogar die Appenzeller sich lebhaft an einem freilich ergebnislosen Zuge beteiligten. Die Schwizer aber machten ihre Teilnahme davon abhängig, daß man ihnen die Urkunden des Beggenriederspruches von 1404 ausliefere. Sie hatten diesen insbesondere in Bezug auf die Kriegsentschädigung immer noch nicht erfüllt und empfanden ihn als stete Schmach. Aber auch nachdem die Spruchbriefe vernichtet waren, versuchten sie mit den Zürchern immer noch, den Feldzug gegen Mailand hinauszuschieben, waren hingegen bereit, mit König Sigismund gegen Mailand aufzubrechen, ein ungleiches Maß des Entgegenkommens, das die drei übrigen Waldstätte nur noch mehr erbittern mußte.

Um so merkwürdiger ist es nun, daß es dann doch gerade

Schwizer waren, von denen die Wiedereroberung des Eſchentales ausging.

Die Niederlage bei Arbedo und die bewußt ablehnende Haltung Redings gegen das ennetbirgiſche Abenteuer hatte in den Waldſtätten böſes Blut gemacht, Sticheleien flogen hin und her, und heftiger Unwille griff gegen Schwiz Platz. Es war im Jahre 1425 offenbar ein gut Teil der Schwizer mit der Politik Redings doch nicht mehr einverſtanden, ſicher aber nicht mehr geſonnen, den Vorwurf des Verrats auf ſich beruhen zu laſſen. Da taten ſich Ende Oktober 300 junge Burſchen — „Knäbli“ nennt ſie eine Chronik — unter Petter Riſſe zuſammen; ihnen ſchloſſen ſich Leute aus Luzern, Entlebuch, Uri und Unterwalden an, zogen über den Gotthard, ſtürmten das Eſchental hinunter und nahmen im nächtlichen Überfalle Domodoſſola. Dort wurden ſie aber ſofort von einem großen mailändiſchen Heere eingeſchloſſen. Als Reding von ihrer Not vernahm, da mahnte er bundesgemäß die drei Waldſtätte und Zug zum Entſatze. Innerhalb weniger Tage ſtanden deren Panner jenſeits des Gotthards am Eingange des Eſchentales. Zürich rückte mit 1600 Leuten nach. Und als die Berner „durch zwei alte ehrbare Männer von Schwiz“ um „aller Freundſchaft und Liebe“ willen zum Auszug gebeten worden, „da ſie doch zu niemand beſſern Troſt hätten als zu unſern Herren von Bern“, da gedachten dieſe Herren von Bern der mannhaften Hilfe der Schwizer in der Laupenſchlacht und wohl auch der entſchloſſenen Parteinahme Redings für ihre Stadt im Raronhandel. Ohne Zögern überſchritten nun die Berner mit mehr denn 2500 Mann die Grimſel und den Grießpaß und zogen ſo zum erſtenmal hinunter in das Eſchental. Die Walliſer aber, noch vor fünf Jahren ihre Feinde, trieben Ochſen auf den verſchneiten Paß, um den Herren von Bern den Weg zu bahnen. Unterdeſſen hatten die vier Waldſtätte und Zug ſchon zwei Letzinen erobert, die Mailänder vor Domodoſſola in die Flucht getrieben und die eingeſchloſſene Freiſchar befreit. Und als der Haufe der Berner anrückte, da

tat der Schwizer Landschreiber und Hauptmann Utz eine Rede, „mit so viel Ernst und Dankbarkeit, daß manchem Mann die Augen naß wurden".

Die erneute Eroberung des Eschentals ließ sich nicht halten. Im folgenden Jahre fanden sich sämtliche Eidgenossen, allen voran Zürich und Schwiz, durch Geldentschädigungen mit dem Herzog von Mailand ab und begaben sich aller Ansprüche auf Bellenz, Livinen- und Eschental. Der Zug ins Eschental aber hatte erwiesen, wie sehr Schwiz innerhalb der Eidgenossenschaft an Bedeutung wieder gewonnen, wie es vor allem auf Bern rechnen durfte — hatte aber auch offenbart, daß Reding nicht mehr unbedingt auf die Gefolgschaft seiner Landsleute zählen konnte.

Redings Verhalten in der immer noch ungelösten Appenzellerfrage führte bald darauf seinen Sturz herbei. Trotzdem die Appenzeller im Landrecht mit den Eidgenossen standen und trotzdem ein eidgenössisches Schiedsgericht im Jahre 1421 gesprochen hatte, verharrten sie in ihrem Widerstand gegen den Abt von Sankt Gallen. Nochmals mußten die Waffen entscheiden. Anführer der Gegner war Graf Fridrich von Toggenburg. Dieser hatte, schlau wie er war, mit Zürich und Schwiz je ein Burg- und Landrecht abgeschlossen. Künftigen Vorteils begierig, gingen nun die beiden eidgenössischen Orte in den Jahren 1426—28 neben dem Grafen mit aller Schroffheit gegen die Appenzeller vor und ließen ihrem Verbündeten, nachdem der Krieg ausgebrochen, ihre eigenen Leute zulaufen. In diesem Augenblick aber vergaßen die Urner und Unterwaldner nicht, wie sehr sie in den bedrohten Appenzellern vor wenigen Jahren bereitwillige Förderer ihrer ennetbirgischen Politik gefunden hatten. Sie sprachen deshalb gegen das Gebaren von Schwiz und Zürich Worte, deren drohender Unterton in diesen Orten nicht überhört werden konnte.

Mit dem im Jahre 1428 erneuerten toggenburgischen Landrecht, das vor allen die Appenzeller Gemeinden treffen

mußte, hatte aber Ammann Reding das Vertrauen der Mehrheit seines Volkes verloren. Diese war nicht mehr gesonnen, wie vor zehn Jahren die Walliser, nun die Appenzeller den großen Herren zu opfern. Daher traten während drei Jahren, 1429—1431, andere an Redings Stelle.

Und doch verdankte Schwiz nur ihm die Stetigkeit und Gesundung seiner Politik, nachdem jener impetuose demokratische Geist vor zwanzig Jahren lauter Mißerfolge eingeerntet hatte. Gewiß hatte Reding nur erst einen einzigen Ort in der Eidgenossenschaft für Schwiz gewonnen, das aristokratische Bern. Die Nachbarn aber, die gesamte Innerschweiz, hatte er durch seine unbeirrt verfolgte Zurückhaltung in der ennetbirgischen Frage von der schwizerischen Demokratie abgestoßen. Das war gewiß nicht eidgenössisch gehandelt, und man möchte Redings Verhalten tadeln. Aber es gab damals kein und überhaupt noch lange nicht ein gemeineidgenössisches Gefühl. Außer daß es sich einstellte in den Zeiten höchster Not, wenn das politische Dasein der Bundesglieder insgesamt auf dem Spiele stand. Das eidgenössische Gemeinbewußtsein verdankt eben seine Geburt fast ausschließlich der Furcht, dem schlechten Gewissen und der Feindschaft gegenüber Habsburg-Österreich. Die einzelnen Orte aber, wenn sie aller Rücksichten nach außen enthoben waren, gingen unter- und gegeneinander keck und frisch, schlau und zäh, mit klugem Bedacht oder rücksichtslos, wie es ihnen gerade gegeben war, ihrem eigensten Vorteil nach. Es störte sie nicht, daß sie dem verbündeten Nachbarn nahe, sehr nahe treten konnten. Alle nahmen eben unbedenklich auch innerhalb der eidgenössischen Politik Ellbogenfreiheit in Anspruch, das Recht des Starken und des seiner Kraft Bewußten. Daß unter solchen Verhältnissen böse Reibereien und jahrzehntelang gereizte Stimmungen nicht ausbleiben konnten, beweist die Schweizergeschichte zur Genüge.

So hat sich auch Reding von der ennetbirgischen Politik nicht anfechten lassen, ist ihr mit einer beleidigenden Feindseligkeit gegenübergestanden und seinen eigenen Weg gegangen.

Er hat damit die Wehrkraft seines Volkes zu einer Zeit geschont, da die andern ihr Leben für eine gewiß nicht verlorene, aber doch höchst unsichere und gewagte Sache in die Schanze schlugen.

Der Schwizer Landammann seinerseits hat es als die naturgemäße Aufgabe der schwizerischen Politik betrachtet, vom Muottatal aus einen Weg zu finden über den Etzel an den Zürichsee und an die Linth. Diese Richtung wies ihn mit Notwendigkeit die ganze Vergangenheit seiner Heimat. Er betrat damit freilich wieder die Bahn, auf der die ungestüm vordrängende und allzu gierig zugreifende Schwizer Demokratie vor zwei Jahrzehnten zurückgewiesen worden war. Reding behielt also die Front bei, wechselte nur die Mittel, zum Ziele zu gelangen. Vor allem änderte sich aber das Tempo. Denn Reding konnte warten.

Schon im Sempacherkrieg hatte Schwiz die österreichische Untermarch am obern Ende des Zürchersees und die Waldstatt Einsiedeln gewonnen. Die Mittelmarch fiel ihm in der ersten Zeit des Appenzellerkrieges zu. Für diese drei Gebiete, welche er im Jahre 1414 dauernd durch ein Landrecht an Schwiz fesselte, erwarb Reding ein Jahr darauf von König Sigismund den Blutbann und die Befreiung von auswärtigen Gerichten, womit er die Landeshoheit über diese Gebiete anstrebte. Mit großer Schlauheit und Zähigkeit setzte er beim König allen Anstrengungen des Abtes von Einsiedeln zum Trotz auch durch, daß die Kastvogtei und das Bannrecht über das Stift an Schwiz übertragen wurden. Endgültig fiel die Schirmherrschaft über Einsiedeln erst im Jahre 1433 seinem Lande anheim, nachdem dies einen Boten, wohl Caspar Torner, „Jahr und Tag vormals an dem königlichen Hof gehalten, um dem König die Ehren zu erweisen“. Und damit hatten die Schwizer auf dem Etzel und jenseits des Berges festen Fuß gefaßt.

Die ungemeine Gewandtheit in politischen Dingen aber hatte der scharfblickende Schwizer Ammann nicht zuletzt der

großen Erfahrung zu danken, welche er als oft berufener Schieds- und Obmann in Rechtsgeschäften im ganzen Bereiche der damaligen Eidgenossenschaft erworben hatte. Daß er dabei von weltlichen und geistlichen Herren, vom Adel, von städtischen und bäuerlichen Kommunen in Anspruch genommen wurde, läßt sowohl auf strenge Rechtlichkeit wie auf großes Geschick in überlegener Behandlung schwieriger Rechtsfälle schließen. Und es ist ein weiteres Zeugnis der Ehre und des Ansehens, das Reding genoß, daß sich die Überlieferung halten konnte, der deutsche König habe in Redings heute noch stehendem Hause Nachtlager genommen, als er Ende Oktober des Jahres 1417 sich nach Schwiz verfügt, um insbesonders diesen Ort um Hilfe gegen Österreich anzugehen. —

Der Nachdruck nun, mit dem Reding die Abtretung der Kastvogtei über Einsiedeln betrieben hatte, beweist, welche Wichtigkeit er diesem Gebiete zugemessen in den Bestrebungen der schwizerischen Politik, sich im Linthgebiet festzusetzen. Da die Städte und Länder diesseits des Rheins in Bezug auf Korn- und Weinkauf fast durchwegs noch auf das Elsaß und Süddeutschland angewiesen waren, der Gotthard aber für den Nord-Süd-Handel lange noch nicht die Bedeutung von auch nur hundert Jahren später besaß, so mußte Schwiz, wollte es sich die Vorteile einer wichtigen Handelsstraße sichern und sich nicht der oft willkürlichen Handelspolitik Zürichs ausliefern, unbedingt an die Churerstraße im Linthgebiet zu gelangen suchen. Außerdem war dem mächtigen Ausdehnungsbedürfnis der schwizerischen Demokratie noch nicht vollauf Genüge getan, und dasselbe zu befriedigen, bot sich nur in der Ostschweiz Gelegenheit. Dies sind die Voraussetzungen von Redings Toggenburger Politik.

Fridrich VII., Graf von Toggenburg, hatte zu einer Zeit, da der Adel allgemein der großen finanziellen und militärischen Leistungsfähigkeit der eidgenössischen Orte zum Opfer fiel, trotz den größten politischen Schwierigkeiten verstanden, sein Gebiet im Laufe von zwanzig Jahren mehr als zu ver-

doppeln. Es erſtreckte ſich von ſeinem Stammlande Toggenburg hinüber an die Linth in die Grafſchaft Uznach, ging über den Wallenſee hinunter über Sargans bis an den Rhein, lief weit nach Rhätien durch das Prättigau nach Davos hinauf, über den Rhein tief in das Vorarlbergiſche hinein und war zum Teil öſterreichiſches Lehen. Fridrich, der zur Sicherung ſeines Beſitzes beſonders gegen die Appenzeller in den Jahren 1400 und 1416 mit Zürich, 1417 mit Schwiz Verträge abgeſchloſſen hatte, war kinderlos, und es wurde immer wahrſcheinlicher, daß er als letzter ſeines Stammes ſterben werde. In dieſer Vorausſicht bemühten ſich Zürich und Schwiz um Gunſt und Vorteile vom letzten Toggenburger. Denn deſſen Gebiet und Hinterlaſſenſchaft kamen vor allem in Frage bei den Zukunftsplänen jener Orte. Beide ſtrebten in das Linthgebiet, beide darüber hinaus, und beider Politik hatte ſich ſeit Jahren ganz weſentlich in dieſer Richtung feſtgelegt. Reibungen zwiſchen beiden Orten waren vorauszuſehen, ſchwerer Zwiſt lag im Bereich der Möglichkeit, wenn man ſich nicht frühzeitig verſtändigte.

Reding hielt klug und berechnend zurück, ſchonte weislich jede Empfindlichkeit des alternden Fridrich. Aber die Leiter der Zürcher Politik, unüberlegt und unvorſichtig, nahmen in beleidigender Weiſe keine Rückſicht auf ihren Verbündeten. So traten ſie ſchon 1419 mit Biſchof und Gotteshaus Chur, welche eben mit dem Toggenburger im Zwiſte lagen, in Verbindung. Fünf Jahre ſpäter erwarben ſie hinter dem Rücken Fridrichs, doch ohne daß es dieſem lange verborgen bleiben konnte, von König Sigmund das Auslöſungsrecht auf die im Beſitz des Toggenburgers befindlichen öſterreichiſchen Pfandſchaften Windeck, Gaſter und Weſen. Schwiz aber gewann im erneuerten Landrecht von 1428 das urkundliche Anrecht auf das toggenburgiſche Gebiet von Tuggen und Obermarch mit der Anwartſchaft auf die Feſte Grinau, womit ihm das rechtsufrige Linthgebiet, das vorläufige Ziel ſeiner Pläne, ſichergeſtellt war. Nur drei Jahre ſpäter — Reding war

wieder Landammann — erhielt Schwiz in Gegenwart von Zeugen die Zusage, daß nach dem Ableben Fridrichs dessen Untertanen im Toggenburg und Uznach mit Schwiz in ein ewiges Landrecht treten sollten. Als Zürich in eben diesen Jahren vom Grafen die Nennung seines Erben verlangte, um mit diesem zur Fortführung des Burgrechts nach Fridrichs Tode in Verbindung treten zu können, und als dieser mit einer Bezeichnung zögerte, da drohten die Zürcher, das Pfandlösungsrecht auf Windegg, Gaster und Wesen geltend zu machen. Fridrich ernannte daher seine Gemahlin Elisabeth von Mätsch als Erbin; Zürich leistete dagegen Verzicht auf die Pfandlösung, hatte aber durch sein schroffes Auftreten und die drängend-drohende Art seiner Führer die Gunst Fridrichs verloren, währenddem die Schwizer sich diesen verpflichteten, indem sie sich in diesem Handel zu des Grafen Anwalt aufgeworfen hatten.

Am Maiabend des Jahres 1436, am letzten April, starb der letzte Toggenburger auf der Schattenburg bei Feldkirch, ohne daß er die Erbfrage deutlich geregelt hätte. Alle die Gegensätze, die, solange Fridrich noch lebte, gebunden waren, schossen nun auf. Die Gräfin und des Grafen Verwandten stritten um das Erbe, die toggenburgischen Untertanen schlossen sich zu Bünden zusammen, und die Ansprüche von Schwiz und Zürich prallten gleich anfangs schroff aufeinander.

Ob Fridrich mit schadenfroher Absicht unterlassen hat, die überaus verwickelte Erbschaftsfrage auf den Fall seines Todes hin eindeutig zu regeln, oder ob er die leidige Angelegenheit auf die lange Bank geschoben, um unangenehmen Händeln auszuweichen? Diese Frage läßt sich mit urkundlicher Sicherheit wohl nie beantworten. Was aber die Versprechungen angeht, die er Schwiz und Zürich gemacht, so hat er ihnen damit, gewollt oder ungewollt, tatsächlich doch „die Schwänze zusammengebunden“. Die Politik Fridrichs von Toggenburg läßt sich über vier Jahrzehnte verfolgen. Der Graf hat sich dabei als klug, gewandt und weitsichtig ausgewiesen. Daher

möchte man durchaus geneigt sein, anzunehmen, der letzte Toggenburger hätte klar, mit teuflischer Schadenfreude den ganzen Rattenkönig von Verwicklungen wohl nicht großgezogen, aber doch von Ferne heranziehen sehen. Dies mochte ihm einige Genugtuung dafür schaffen, daß ihm nicht vergönnt war, das Ergebnis einer erfolgreichen Lebensarbeit auf einen Leibeserben zu übertragen. Und auf alle Fälle konnte er sich gegenüber Schwiz und Zürich von vorneherein salvieren: Beide hatten sich selbst in das toggenburgische Wirrsal hineingearbeitet.

Während Schwiz nun kraft Landrecht die Obermarch in Besitz nahm, hielt Zürich den Augenblick für gekommen, sich der Churerstraße zu versichern, freilich ohne jeglichen Rechtstitel. Es bearbeitete mit allen Mitteln die Bevölkerung der toggenburgischen Gebiete um den Wallensee und im Sarganserland, rief aber nur Widerstand hervor, der wohl nicht mit Unrecht als Gegenstoß von Schwiz aufgefaßt wurde. Darüber große Erregung in Zürich. Bern legte sich ins Mittel, Schwiz kam in billiger Weise entgegen; Zürich aber trat unter nichtigen Vorwänden von den Unterhandlungen zurück.

Statt dessen ging es mit der verwitweten Gräfin Elisabeth ein lebenslängliches Burgrecht ein, in der Hoffnung, von dieser Frau alles zu erwirken. Diese schenkte ihm tatsächlich die Herrschaft Uznach, wiewohl ihr Erbrecht bestritten war. So hatte sie auch mit Zustimmung von Zürich die österreichisch-toggenburgischen Lehen um den Wallensee und Sargans an die Habsburger zurückgegeben.

Nun war im Jahre 1412 der Waffenstillstand zwischen der Eidgenossenschaft und Österreich auf fünfzig Jahre verlängert worden, und eine der wesentlichsten Bestimmungen des betreffenden Vertrages verbot den erstern, österreichische Untertanen in ihr Burg- oder Landrecht aufzunehmen. Dies hinderte freilich die Zürcher in ihrer geschäftigen Ungeduld jetzt nicht, im Gaster, Wesen und Sargans, die eben mit ihrem, der Zürcher, eigenen Willen an Österreich zurückgefallen waren,

um ein Landrecht zu werben. Deren ablehnende Haltung beantworteten sie mit einer Proviantsperre.

So kam es denn, daß Fridrich von Österreich seine wiedereingelösten Pfandlande nicht besser sichern zu können glaubte, als daß er Wesen, Gaster und Windegg, also dem rechtsufrigen Linthgebiet die Erlaubnis gab, mit Schwiz und Glarus in ein Landrecht einzutreten.

Sargans aber, das einst von denen von Werdenberg an Österreich verpfändet worden, überließ der Herzog dem Grafen Heinrich von Werdenberg zur Wiedereinlösung. Doch nur das Städtchen Sargans huldigte dem Grafen. Denn in dessen Sache hatten sich die Zürcher gemischt. Sie hatten ihm die Sarganser Landleute in ihr Landrecht genommen. Ein solches schlossen sie auch ab mit den österreichischen Untertanen von Nidberg und Freudenberg bei Mels und Ragaz. Dies Vorgehen verstieß wiederum gegen die österreichisch-eidgenössischen Verträge und war rechtlich ebenso anfechtbar, wie der übel angebrachte Versuch, das schon längst aufgegebene Pfandlösungsrecht auf das österreichische Gaster wieder geltend zu machen. In gereizter Hast begingen die Zürcher eine Unvorsichtigkeit nach der andern, um ihre anfechtbare Stellung zu behaupten. Für diese setzte sich mit seiner ganzen Leidenschaft und seinem großen rücksichtslosen Unbedacht der Bürgermeister Stüssi ein. Er hatte sich zum Vorkämpfer von Zürichs Machterweiterung, für ihn selbst so gut Mittel wie Zweck, aufgeworfen. Und seine ungestüm vordrängende Richtung hatte sich in Zürich immer kräftiger gegen eine Partei der Mäßigung und Besonnenheit durchgesetzt.

So mochte das bedenkliche, hastige Wühlen und Treiben, mit dem Zürich und sein Bürgermeister im Linthgebiet und im Land ob dem Wallensee umgingen, zu Zeiten den Anschein erwecken, als ob Schwiz um alle seine gut und vorsichtig begründeten Ansprüche an der toggenburgischen Hinterlassenschaft kommen würde. Doch Reding trat aus seiner klug berechneten Zurückhaltung von dem Augenblick an heraus, da

Stüssi um Weihnachten 1436 die Sarganser Landleute und die Freudenberger zu Zürich schwören ließ.

Schwiz hatte sich frühzeitig mit Glarus ins Einvernehmen gesetzt und dieses Land in die Toggenburger Angelegenheit hereingezogen. Und jetzt schickten beide Orte ihre Landammänner Reding und Tschudi in die toggenburgischen und österreichischen Lande. Da nahmen denn die beiden, weil es ihnen vom letzten Toggenburger erlaubt war, dessen Grafschaft und Uznach in ihr Landrecht und ebenso gewannen sie die österreichischen Untertanen im Gaster und Wesen zu Landleuten, wie es ihnen vom Herzog Fridrich zugesagt war.

Wiewohl dies Vorgehen rechtlich durchaus geschützt war, mußte es in Zürich um so heftigeren Unwillen erregen, als damit von Schwiz ein Querriegel geschoben war zwischen der Stadt und deren Landleuten im Sarganserland, auch Uznach entglitt so endgültig ihrem Einfluß.

Nicht genug damit. Ein von Reding geleitetes Schiedsgericht entschied die toggenburgische Erbschaftspflege zu Gunsten der Verwandten des Grafen — die Herren von Raron zählten dazu. Darauf ließen die Erben die gesamten toggenburgischen Lande erneut mit Schwiz und Glarus verlandrechten, auch an Schwiz die Feste Grinau abtreten. Reding nutzte nun, da Zürich in keiner Weise einlenken wollte, unbeirrbar den rechtlich unanfechtbaren schwizerischen Standpunkt aus. Er nahm den Grafen Heinrich von Werdenberg-Sargans als Landmann gegen dessen Untertanen in Schutz und trat für Österreich gegen Zürich in einer Weise auf, daß ihm Stüssi vorhalten konnte: „Herr Ammann, ich weiß, wie sich die Dinge verhalten; ich erinnere mich wohl, wie ihr dem ärmsten Züricher holder waret denn dem Herzog; nun seid ihr dem Herzog holder denn allen von Zürich.“ Der Ärger war begreiflich. Denn mit bewundernswerter Umsicht stärkte Reding die Stellung von Schwiz. Den Abt von St. Gallen gewann er zu einem zwanzigjährigen Landrecht, kaufte von den toggenburgischen Erben Uznach und veranlaßte den österreichischen Herzog,

Gaſter, Weſen und Windegg an Schwiz zu verpfänden. Damit war das Gebiet zwiſchen Zürcher- und Wallenſee ganz in die Hände der Schwizer und Glarner geraten. Die Zürcher waren in dieſen Gegenden ausgeſchaltet, unterlegen durch eigene Schuld.

Da warfen ſie denn, maßlos verärgert, den Schwizern in ungerechtfertigter Weiſe Bundesbruch vor und ſetzten gar zu guter Letzt gegen Schwiz und Glarus eine Lebensmittelſperre ins Werk, im Sommer 1438, und es war doch „das härteſte Jahr an großer Teuerung in allen Landen, wie es nie vorher ſeit vielen Jahren erhört war". Unter ſolchen Umſtänden hielt auch Reding jegliches Entgegenkommen für überflüſſig. Es durfte ihm daraus um ſo weniger ein Vorwurf gedrechſelt werden, als ſich ſeine Gegner, trotz den größten Anſtrengungen der übrigen Bundesglieder, beharrlich weigerten, mit Schwiz in Einſiedeln zu tagen, wo bundesgemäß Streitigkeiten ausgetragen werden ſollten. Statt deſſen bot die Stadt auf den römiſchen König — es war wieder ein Habsburger, Albrecht II. — oder auf ſüddeutſche Städte Recht und ſchlug zu guter Letzt einen gütlichen Spruch Berns in den Wind, trotzdem ihm dieſer ſo weit immer möglich entgegenkam. Damit betrat Zürich vollends eine ſchiefe Bahn. Eidgenöſſiſches Recht oder Schiedsgericht wies es von ſich; *fremdes* rief es an. Und doch war der Eidgenoſſen zähes und hartnäckiges Beſtreben immer darauf ausgegangen, ausländiſches und damit auch königliches Gericht in allen ihren Angelegenheiten fernzuhalten. Dies erſchien ihnen billig als das beſte Mittel, vom Reiche vollſtändige Unabhängigkeit zu erwirken.

Indem nun Zürich dieſen Abſichten entgegenhandelte und eigenſinnig und unnachgiebig bei ſeiner Berufung auf ausländiſche Gerichte verharrte, mußte es die eidgenöſſiſchen Orte aufs höchſte beunruhigen. Bis dahin hatten ſich dieſe mehr oder weniger neutral verhalten. In den Vermittlungsverſuchen war beſonders lebhaft Bern hervorgetreten, das ſeine zwei Bundesgenoſſen im Raronhandel nicht entzweit und damit

den Bestand der Eidgenossenschaft nicht gefährdet sehen mochte. Die politischen Gegner der Schwizer innerhalb der Eidgenossenschaft: die drei Waldstätte samt Zug und Appenzell, neigten eher noch zu Zürich. Doch brach sich Ende 1438 in der Eidgenossenschaft die Überzeugung Bahn, daß diejenige Partei, welche den Berner Spruch nicht annehmen würde, mit der anderen Mutwillen treiben wolle, und daß die gehorsame Partei mit ganzer Gewalt zu schützen sei. Die Zürcher beharrten aber auf ihrem Rechte, sperrten Schwiz und seinen Verbündeten weiter den freien Markt und trieben dadurch mit Absicht dem Kriege entgegen.

Mit Mühe konnte im Jahre 1439 Blutvergießen noch verhütet und zwischen beiden Parteien auf ein Jahr Waffenstillstand geschlossen werden. Diese Zeit benützte Stüssis Anhang, um einen inneren immer lebhafter einsetzenden Widerstand mundtot zu machen, weil er sich gegen eine heillose Politik stemmte. Im Oktober 1440 schlug aber Reding los, unterwarf die aufrührerischen Sarganser Landleute ihrem Grafen. Damit verlor Zürich seine letzte Stellung im Sarganser Oberland. Zugleich erließ er, da es die Annahme des eidgenössischen Rechtsverfahrens und die Öffnung seiner Märkte hartnäckig verweigerte, die Kriegserklärung an Zürich.

Beide Parteien waren sich wohl bewußt, daß bei dem bevorstehenden Kampfe die Haltung der übrigen Bundesglieder von ausschlaggebender Bedeutung war. Sie erließen an diese ihre Mahnbriefe. Noch im Jahre 1439 war man in Schwiz trotz des eidgenössischen Beschlusses von 1438 keineswegs der Hilfe sämtlicher Orte sicher. Einige, Uri und Unterwalden vor allen, schwankten, wem sie zuziehen sollten. Schwiz hatte damals all seinen Einfluß aufgeboten, sie zum Losschlagen zu bewegen, freilich umsonst: „Jedoch vertrösteten sich die von Schwiz sehr darauf, daß ihre Bünde älter wären und daß sie demnach den Vorrang hätten."

Jetzt, im Spätherbst des Jahres 1440, als Schwiz an den Hängen des Etzels und Zürich bei Pfäffikon einander kampf-

bereit gegenüberſtanden, waren Uri und Unterwalden mit ihren Pannern an den Fuß des Etzels gezogen, von beiden Teilen gemahnt und voller Uneinigkeit. Die einen gedachten Zürich beizuſtehen, hatte es ſie doch in den ennetbirgiſchen Feldzügen nie ganz verleugnet, die andern hielten zu Schwiz, und eine dritte Partei wollte es noch mit Unterhandlungen verſuchen. Dieſe ſcheint für den Augenblick geſiegt zu haben. Und ſo verſuchte man ein letztes Mal bei den Schwizern zu mitteln. Es kam dabei zu böſen, heftigen Auseinanderſetzungen. Vergeblich, und ſchließlich erklärten die Schwizer, die Zürcher „wären ihre offenen Feinde und ſie wollten Gott den Allmächtigen zu Hilfe nehmen und ihren Dingen nachgehen und zu Ende kommen, und da gebe es nichts mehr anderes“. Luzern, zuerſt unentſchloſſen, welche Partei es ergreifen ſollte, hatte ſeine Truppen ohne beſtimmten Befehl ausgeſandt. Bern aber hatte ſich im Jahre 1440 immer entſchloſſener für Schwiz eingeſetzt, und als nun Uri und Unterwalden Schwiz zur Seite getreten waren, da iſt auch Luzern dem Einfluſſe von Bern gewichen und hat ſich für Schwiz entſchieden, indem es ſich den Standpunkt Berns zu eigen machte, da nun einmal keine Vermittlung mehr möglich ſei, „ſo wäre doch beſſer ein Ort von der Eidgenoſſenſchaft „geſchränzt“, denn daß die ganze Eidgenoſſenſchaft zertrennt werden ſollte“. Als ſich ſchließlich noch Zug für Schwiz erklärte, da war in jenen erſten Novembertagen des Jahres 1440 jener jahrzehntelange tiefe Gegenſatz zwiſchen Schwiz und ſeinen früheſten Bundesgenoſſen überwunden. Auf dieſen Zwieſpalt, der durch die ennetbirgiſche Frage aufgeklafft war, hatten aber die Zürcher gebaut und bis in die letzte Stunde darauf die ſtärkſten Hoffnungen geſetzt. Und nun ſahen ſie ſich gründlich getäuſcht und fühlten ſich verraten. Über das Heer breitete ſich ein lähmender Schreck und bemächtigte ſich der Köpfe der Zürcher Politiker, und ein Rückzug von ſinn- und grundloſer Haſt gab das geſamte offene Land der Zürcher den Eidgenoſſen preis.

Trägt auch die unheilvoll kurzſichtige Politik der Zürcher

ihr gut Teil Schuld an dem Umschwung der innerpolitischen Lage der Eidgenossenschaft und waren zwar die Eidgenossen durch die Rechtslage gezwungen, für Schwiz einzutreten, so ist diese Wendung letzten Endes doch herbeigeführt worden durch die kraftvoll überlegene, zielbewußte Politik des Mannes, der so manchen gemeineidgenössischen Erfolg vereitelt und erschwert und mehr denn einmal die Eidgenossen an den Bürgerkrieg herangeführt. Das alles aber hat dieselben Eidgenossen in diesen schweren Tagen nicht hindern können, sich hinter Reding zu scharen gegen jene Stadt, der sie doch mannigfach verpflichtet waren.

Zürich sah sich zur Ergebung gezwungen, wurde nach eidgenössischem Schiedsspruche genötigt, denen von Schwiz und Glarus Straßen und Märkte zu öffnen und die Höfe Pfäffikon, Wollerau, Hurden und Ufenau abzutreten. Damit gewann Schwiz auch Zugang zum obern Ende des Zürichsees. Der leise Versuch der Schwizer, sich in Gewalt der zürcherischen Ämter Grüningen und Freiamt zu setzen, wurde von den maßvollen Vermittlern klug unterdrückt.

Die Zürcher waren furchtbar erbittert über ihre moralische und militärische Niederlage, tief und berechtigt verletzt durch die Abtretung eigenen Gebietes an ein Bundesglied und schwer gekränkt durch die entschlossene Parteinahme der innern Orte, besonders aber Luzerns für Schwiz. Nun richtete sich sein Haß, Widerstand und Angriff gegen die gesamte Eidgenossenschaft. Im Reiche war ein König, der für den Zwist im Hause der Eidgenossen und für die Not der Zürcher einen nur allzu offenen Sinn hatte: Fridrich III. aus dem Hause Habsburg-Österreich; gewiß kein Mehrer des Reiches, aber um so hartnäckiger auf Mehrung der Hausmacht erpicht. Durch ihn gedachten nun die Zürcher den Schlag zu führen. Fridrich hatte sich zwar kostbar gemacht. Aber da sich ihm, dem Habsburger, Möglichkeit und Hilfe eröffnete, die von seinen Vorfahren an die Eidgenossen verlorenen Gebiete wieder zu gewinnen, nahm er das ebenso opferreiche wie verwegene An-

erbieten der Zürcher an. Sie ſchenkten ihm die Grafſchaft Kiburg und verſprachen ihm eifrige Förderung bei der Wiedereroberung des Aargaus und der Herrſchaft Baden. Für Zürich ſollte der Habsburger das Toggenburg und Uznach kaufen und dieſe ſo ſehnlich begehrten Gebiete an die Stadt abtreten. Am ſtärkſten kommt die Abkehr Zürichs vom Bunde der Eidgenoſſen wohl darin zum Ausdruck, daß es die Spitze einer neuen, vom Schwarzwald bis an die Tiroler Grenze reichenden Eidgenoſſenſchaft bilden ſollte. Ein ewiges Bündnis zwiſchen Fridrich, dem Hauſe Öſterreich und Zürich beſiegelte die Abmachungen, und der Habsburger feſſelte die Stadt perſönlich an ſich durch ſeinen Beſuch im September 1442, wobei er nicht unterließ, in den obern Landen den Boden für ſeine antieidgenöſſiſche Politik zu ebnen.

Dieſe Reiſe und die Weigerung des Königs, die Freiheiten der Eidgenoſſen zu beſtätigen, wenn ſeinem Hauſe nicht der Aargau zurückgegeben werde, mußte im Vereine mit dem zürcheriſch-öſterreichiſchen Bunde bei den Eidgenoſſen tief berechtigtes Mißtrauen und die lebhafteſte Beunruhigung hervorrufen. Daß die Zürcher in dieſem Bunde die alten Verträge mit den Eidgenoſſen vorbehalten hatten, vermochte dieſe natürlich nicht zu beruhigen, dies um ſo weniger, als ſie deſſen vollen Inhalt nicht einmal kannten. Als gar alle Verſuche, die Zürcher davon abzubringen, fruchtlos blieben, vielmehr durch zürcheriſch-öſterreichiſche Rüſtungen beantwortet wurden, da ſahen ſich die Eidgenoſſen zu den Waffen gerufen. Es war nicht mehr gegen ein widerſpenſtiges Bundesglied allein, nicht mehr gegen die öſterreichiſchen Herzoge, ſondern zugleich gegen einen deutſchen König, den das Schickſal ſeines Hauſes aufforderte, die mehr als hundertjährigen politiſchen Errungenſchaften der Eidgenoſſen in Frage zu ſtellen.

Zürich begab ſich faſt ganz der kriegeriſchen Leitung; die öſterreichiſchen Hauptleute verfügten über ſeine Wehrmacht, und ſeine Leute ſchmückten ſich mit dem öſterreichiſchen Feldzeichen, dem roten Kreuz.

Im Mai 1443 hob der unſelige Krieg an. Das Gefecht bei Freienbach ward vom Zaun geriſſen, und mächtig ward um die Letzi bei Hirzel am Albis gekämpft. Beides ſchlug zum Nachteil der Zürcher aus. In der Folge ſicherten die Eidgenoſſen den Aargau und nahmen das zürcheriſche Mittelland ein. Und als die Schwizer und Glarner um den obern Teil des Zürichſees herum heimzogen, da riſſen ſie im Kloſter Rüti die Gräber auf, zerrten den Leichnam des letzten Toggenburgers heraus „und ſchlugen ihm einen Stein in den Mund".

Einen Monat blieben die Eidgenoſſen zu Hauſe, um zu heuen und zu ernten. Die Schlacht bei St. Jakob an der Sihl eröffnete erneut den Tanz. Er wurde dem Bürgermeiſter Stüſſi verhängnisvoll. Denn er koſtete ihm das Leben. Ein Waffenſtillſtand von acht Monaten, den man den „faulen Frieden" hieß, führte zum Jahre vierundvierzig über.

Die Zürcher und ihre Helfer waren vom König ſchmählich genarrt und im Stich gelaſſen worden. Wiewohl ſie für ihn ihr Blut vergoſſen, hatte er für ſie weder Geld noch Mannſchaft aufgebracht. Genug nahmen ihn ſchon die Ungarn und Böhmen in Anſpruch.

Weil er ſelbſt ſeiner Sache nicht helfen konnte und das Reich für den König nicht eingreifen wollte, rief er in ſeinem Unvermögen welſche Kräfte an. Zu einer Zeit, da Greifenſee gefallen und deſſen Verteidiger ſchon enthauptet waren und da die Eidgenoſſen Zürich umgürtet hielten, zog des Königs von Frankreich Sohn, der Delphin, heran. Doch bot ihm und ſeinen Armagnaken die ſtaunenswerte Tapferkeit der Schweizerbauern Halt. Öſterreich und der Adel hatten ihre Sache ſelbſt zu führen.

Der Krieg dauerte noch faſt zwei Jahre. Die Eidgenoſſen beſchränkten ſich die Zeit über auf die Verteidigung und den Kleinkrieg. Dem unerträglich gewordenen Kriegszuſtand machte erſt die Schlacht bei Ragaz am Sankt Fridolinstag ein Ende. Da taten die Eidgenoſſen den entſcheidenden Schlag gegen den öſterreichiſchen Adel.

Wenn nun auch Schwiz in all diesen Kämpfen in vorderster Reihe gestanden, so hat es doch nicht die Führung im Kampfe übernommen. Es war nicht mehr allein „Hauptsächer", die ganze Eidgenossenschaft war in die Front gerufen worden. Denn der Krieg war auf der ganzen Linie entbrannt, von Chur hinunter an die Limmat und über den Jura hinüber nach Basel und letzten Endes noch einmal aufgeflackert im Streite, den Bern und Savoyen gegen das österreichische Freiburg geführt. Jeglicher Ort hatte sich auf die ihm zunächst und in dem Bereich seiner Absichten liegenden zürcherischen und österreichischen Gebiete geworfen. Bern, Solothurn und Basel waren an die Waldstädte am Rhein gezogen. Laufenburg, Rheinfelden und Säckingen bildeten die Brennpunkte ihrer Absichten. Die Basler waren über das Sundgau und Breisgau hergefallen. Die Länder mit Luzern hatten den Aargau gesichert und über den Albis hinüber in einem fort Zürich bedroht. Appenzell, das erst spät seine neutrale Haltung zu Gunsten der Eidgenossen aufgegeben, war im Verein mit den st. gallischen und toggenburgischen Leuten bald in den Thurgau, bald ins Rheintal hinübergezogen.

Der Adel hatte den Augenblick für günstig erachtet, eine letzte große Abrechnung mit den Eidgenossen und ihren Verbündeten ins Werk zu setzen. Hinter Österreich und alles, was an Herren diesseits des Rheins in Friedenszeiten sich mit Mühe der Eidgenossen erwehrt hatte, war der hohe und niedere Adel getreten, aus Schwaben, Franken, Tirol, der Markgrafschaft und dem Sundgau, um das Bürger- und Bauerntum der obern Lande zu demütigen. Und alle Spannung hatte sich gelöst und jede mühsam darniedergehaltene Fehde sich wieder Luft gemacht, grenzenlose Wut, eine hartnäckige Rachsucht und ein erbitterter Zerstörungs- und Verwüstungsgeist sich hüben und drüben der Gemüter bemächtigt. Österreich und der Adel war an Zürichs Platz getreten. Hie Österreich, hie Schwiz, hieß es, und dieses „Schwiz" begriff nunmehr schon das Gemeinschaftsbewußtsein der freien Kommunen jen-

ſeits und diesſeits des Jura. Denn ihr aller Daſein ſtand gegen einen Feind auf dem Spiel. So hatte der Streit zwiſchen Zürich und Schwiz eine ganz andere Wendung genommen und einen andern Sinn erhalten. Der alte Zürichkrieg iſt vom Jahre 1443 an ein Vorſpiel des deutſchen Städte- und Adelskrieges geworden, der wenig Jahre ſpäter ausbrechen ſollte. Und damit ordnet ſich dieſer erſte eidgenöſſiſche Bürgerkrieg in den allgemeinen, um die Mitte des 15. Jahrhunderts in deutſchen Landen ſchroff auftretenden Gegenſatz und Kampf zwiſchen Adel und Bürgertum ein.

In jener wilden Zeit verfolgte Schwiz unter ſeinem Ammann Reding unentwegt ſeine Ausdehnungspläne. Es hatte ſich in den Kopf geſetzt, ſich der Stadt Rapperswil zu bemächtigen, hatte als einziges der Länder ſich Geſchütze erworben und auf dem Zürichſee eine kleine Flotte gebaut, und mit dieſen Mitteln wurde jene Stadt dreimal lange zu Waſſer und zu Lande mit Hilfe der andern Eidgenoſſen belagert. Nicht zuletzt mag aber gerade die Gefahr, Schwiz untertan zu werden, den Bürgern dieſer Stadt auch in höchſter Not die größte Kraft des Widerſtandes verliehen haben. Reding ſelbſt war die Seele und der Mittelpunkt der kriegeriſchen Bewegung auf Seiten der innern Orte geworden. Er erſcheint in den Jahren 1440, 1443 und 1444 ſtets als Hauptmann der Schwizer im Feld; der Plan zur Schlacht bei St. Jakob an der Sihl, welche beinahe die Einnahme der Stadt Zürich zur Folge hatte, wird ihm von den Gegnern zugeſchrieben. Alles was er angeordnet, zeugt von großer Sorgfalt und Umſicht und wurde mit rückſichtsloſer Kraft durchgeführt. Seine Leute hielt er feſt in Händen, und er verwendete ſeine Gewalt und ſein Anſehen nicht zuletzt dafür, unnötiges Brennen und Verwüſten zu verhindern.

Im Mai des Jahres 1444 hat er, ſcheint es, zum letztenmale die Schwizer ins Feld geführt: vor Greifenſee. Als die zweiundſiebzig Mann auf dem Schloß zu Greifenſee ſich zu Ende des Monats nicht mehr halten konnten, trugen ſie die Über-

gabe an. Darauf hielt jeglich Ort der Eidgenossen seine Kriegsgemeinde ab, und alsdann taten sich die Hauptleute zusammen, um endgültig über der Besatzung Anerbieten zu entscheiden. Und da eröffneten denn der Luzerner und Schwizer Hauptleute, daß ihre Gemeinden sie weder auf Gnad noch Ungnad aufnehmen wollten, sondern daß man das Haus, Leute und Gut verbrennen wolle, wenn man's erobern möchte, um des willen, daß es laut in den Landen erschalle und die Feinde um so erschrockener wären. Doch es drang dieser harte Entschluß nicht durch, und es lautete das Mehr der Eidgenossen von Bern, Solothurn, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus, daß sich die Besatzung übergeben solle „als zum Tode mit dem Schwert verurteilte Leute auf der Eidgenossen Ungnade ohn alle Gnade". Die Besatzung gab sich auf, daß sie nicht eines elenden Todes sterbe, und daß sie zu Beicht und Reue komme. Zweiundsechzig Männer ließen ihr Haupt. Zehn aber schenkte man das Leben und ließ sie ihre Jugend und ihr Alter genießen.

„Es war wohl eine harte, klägliche Not," schreibt der milde Schwizer Landschreiber, der dies blutige Werk mitangesehen, „es war auch nicht jedem gleich lieb, daß man so viele Leute tötete. Denn so wie die Dinge lagen, waren die armen Leute zu gutem Teil in das Schloß gezwungen worden, und es waren arme Bauern, unschuldig an dem Krieg. Und es war eine erbarmungswürdige Sache."

Bedenkt man diese Worte und erwägt man, daß der Entschluß der Luzerner und Schwizer nicht durchgedrungen, sondern unterlegen und das für jene Zeit mildere Urteil der andern Eidgenossen die Oberhand gewonnen, so steigt auf einmal gleich einer düstern Ballade jene spätere Erzählung vor uns auf, die Reding schuld gibt an der unerbittlichen Vollendung der angefangenen grausen Tat und sie aus dem Zwielicht der Sage hinaushebt in das Licht hoher Wahrscheinlichkeit.

Gleichsam aus Rache und Entgelt für den unterlegenen schwizerischen Entschluß verlangte Reding schroff den Tod der

ganzen Beſatzung, und von ihm fiel der erſte Rat, daß man ſie alle mit dem Schwerte richten ſolle außer den Kupferſchmid, den er ſich vorbehielt, weil er ein geborner Schwizer war. Ein andrer riet, den Leuten aus dem Amte Greifenſee das Leben zu ſchenken, da ſie um ihrer Herren und Obren willen auf dem Schloß gelegen ſeien. Ein dritter, ein „fromm biderb Mann“ aus dem Zuger Ambt, wollte ſie alle vom Tode losgeſprochen haben, den Hauptmann Breithans von Landenberg, weil er als Zugewandter und Bürger von Zürich nur nach Pflicht und Ehre gehandelt, deſſen Knechte, weil ſie aus Treue auch im Kriege bei ihm ausgeharrt, die Söldner, weil ſie durch die Not dieſes Krieges getrieben, für Weib und Kind im Kriegshandwerk Nahrung zu ſuchen, und ſchließlich hätten die aus dem Amte Greifenſee auf dem Schloſſe auch nur ihre Pflicht getan. Alle aber hätten als Ehrenleute gehandelt, drum ſpreche er alle frei. Und als Reding die Zürcherfreundlichkeit des Zugers höhnte und dieſer warnend auf die Rache Gottes hinwies, da hielt ihm der Schwizer Hauptmann vor: „Ich höre wohl an deiner Red', daß dir noch eine Pfauenfeder in dem Leibe ſteckt.“ Den drei Meinungen entſprachen drei Partien, die ſich um die Mehrheit ſtritten. Als aber Reding erklärte: „Eh' ich den Hauptmann und die Söldner leben laß mit meiner Stimm', ſo will ich Butz und Bentz töten alle miteinander“, und als ſchließlich eine andere Partei geſonnen war, alle oder keinen leben zu laſſen, da drang Reding durch, daß die zweiundſechzig enthauptet wurden.

Und der „unſälig Mann“ von Schwiz kannte kein Erbarmen. Ihn rührten nicht die Kinder, die Frauen, die Eltern der Verurteilten. Schwangern Frauen, die ihre Männer in den Schoß genommen, um deren Leben zu friſten, wurden die Gatten vom Nachrichter entriſſen. Und als dieſer nach kaiſerlichem Rechte den zehnten Mann als Zehnden abſeits ſtellte, da ſprach Reding: „Wir haben Landrecht, drum richte weiter und ſchweig.“ Und als der Henker dennoch ſechs,

„die ihm gefielen und jung waren", beiſeite geführt, da ſprach aber der von Schwiz: „Richt und mach es kurz oder ich will richten." Und nicht einmal den Allerjüngſten ließ der Landammann ihm frei. Das Richten aber dauerte bis in die Nacht hinein, und die letzten ließen ihr Leben bei lohendem Feuer. Und viele der Eidgenoſſen, die das ſahen, weinten wie die Kinder und fürchteten die Rache Gottes.

Es iſt ein ſchöner Zug der Sage, daß ſich über dem Körper jedes Enthaupteten ein wunderſamer ſchneeweißer Vogel gleich einer Taube erhoben und über der Walſtatt geſchwebt, und daß an dem Platze, wo die Häupter im Ringe hingelegt, kein Gras mehr gewachſen ſei.

Mit der Bluttat von Greifenſee können nur Vorgänge aus dem Burgunderkriege verglichen werden. Die Erbarmungsloſigkeit der Eidgenoſſen und im beſondern Redings mag um ſo härter erſcheinen, weil hier ehemals Verbündete geopfert wurden. Aber die Eidgenoſſen waren zu grimmem Haſſe herausgefordert worden dadurch, daß nur wenige Wochen vorher die Führer der eidgenöſſiſchen Partei in Zürich, weil ſie Frieden mit den Eidgenoſſen wollten, dem Tode überliefert worden.

Den Verheerungen und Verwüſtungen dieſes mit ſo viel Leidenſchaftlichkeit geführten Krieges machte endlich der Friede vom 12. Juni 1446 ein Ende. Erſt nach vier Jahren ward er endgültig ausgetragen. Schwiz behielt darin die Höfe am obern Zürichſee, und Zürich trat vom öſterreichiſchen Bund zurück.

Reding ſtand im Mittelpunkt der Verhandlungen, erlebte aber den endgültigen Frieden nicht mehr. Als auf den 23. Januar 1447 eine Tagſatzung nach Luzern angeſagt worden und Reding, der in dieſem Jahre nicht mehr als Ammann waltete, den Tag leiten ſollte, da mußten die eidgenöſſiſchen Geſandten nach Steinen kommen. Vermutlich war Reding damals von einer Krankheit befallen, denn vierzehn Tage ſpäter, am 6. Februar 1447, hat ihn der Tod mitten aus dem politiſchen Leben herausgeriſſen.

Mit ihm starb der bedeutendste Landammann, den Schwiz hervorgebracht hat. Ihm verdankt das Land den Umfang seines heutigen Gebietes, seiner staatsmännischen und militärischen Klugheit die Kraft, in vorderster Reihe und mit den größten Opfern einen mehrjährigen Krieg auszuhalten. Ein Mann, der sich für seinen Willen auch einen Weg zu schaffen wußte, hat Reding überlegen und weitsichtig mehr als drei Jahrzehnte das Geschick seiner Landsleute gelenkt, seine Pläne vorsichtig und zäh verfolgt und im gegebenen Augenblicke unbeirrbar in die Tat umgesetzt. Er kannte nur eines: Sein Land, dem er die ihm gemäße Politik aufgezwungen hat, selbst um den Preis einer gewissen Vereinsamung im eidgenössischen Bunde, ja um den noch höhern Einsatz des Bürgerkrieges. Rücksicht auf demokratische und allgemein politische Sympathien kannte er nicht. Alles ordnete er einer kraftvoll zielbewußten Realpolitik unter, der er mit erstaunlicher Geschicklichkeit jeweilen einen tauglichen Rechtsboden zu schaffen wußte, und die er dann auf diesem Grunde mit einer weislich geschonten militärischen Kraft rücksichtslos durchzuführen verstanden hat.

Seine Gegner im Zürcherkriege haben ihm den Namen König von Schwiz gegeben und seinem Volke zugerufen, es bete ihn an wie einen Gott. Daraus spricht mächtig, wie Reding über sein Volk herausragte, und zur Größe hat diesem Staatsmanne nur eines gefehlt: der große politische Hintergrund.

Zwei Tatsachen aber zeugen heute noch von der Nachhaltigkeit der Wirkung dieses aristokratischen Bauern: Er hat seinem Geschlechte in der Heimat die hervorragende Stellung geschaffen, die es nun ein halbes Jahrtausend schon behauptet, und was weit bedeutender ist: Wir schulden es recht eigentlich Itel Reding, daß wir Eidgenossen Schweizer heißen.

Nachwort. Die vorstehende Arbeit ist vor drei Jahren als Promotionsrede an der hiesigen Universität entstanden. Da es nicht zu umgehen war, Bekanntes aus der allgemeinen Schweizergeschichte zu wiederholen, konnte erwogen werden, ob nicht die ganze Abhandlung in ein halbes Dutzend Einzeluntersuchungen aufgelöst und

diese selbst erweitert werden sollten. Dazu haben aber Zeit und Gelegenheit gefehlt, und es wäre damit auch das politische Lebensbild Redings zerstört worden. Diese Gründe ließen es daher rätlich erscheinen, jene Rede ohne wesentliche Änderung zu veröffentlichen.

Das Lebensbild Redings festzuhalten hat um so mehr Reiz geboten, weil dieser Schwizer Ammann wohl einer der ersten eidgenössischen Staatsmänner ist, deren Tätigkeit sich mit einiger Deutlichkeit erfassen und verfolgen läßt, immerhin nur in großen Zügen, im Einzelnen aber fragmentarisch genug. Das macht, weil für die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts das Quellenmaterial zum Teil noch recht spärlich fließt. Tritt es etwas breiter auf, wie in den Chroniken der Zeit, so zeichnen sich diese hinwiederum durch eine auffallende Unfähigkeit aus, eine hervorragende Persönlichkeit zu fassen, sie in ihrem eigentümlichen Wesen und Handeln zu schildern. Möglich, daß dies Zurücktreten der Persönlichkeit mitbedingt ist durch die Art, wie das Regiment in den eidgenössischen Orten beschaffen war und wie es aufgefaßt wurde. Alles andere eher als persönlich. Hier eine Demokratie, dort eine zünftische oder aristokratische Herrschaft, lauter Regierungsformen, die nur ausnahmsweise die große politische Persönlichkeit gedeihen und aus ihren Volks- und Regierungsgenossen hervortreten lassen. —

Der vorliegenden Untersuchung liegen Nachforschungen in den Archiven von Luzern, Schwiz und Zürich zu Grunde. Deren Beamten sei hier der verbindlichste Dank für ihre freundliche Dienste ausgesprochen. Herrn Staatsarchivar Dr. von Liebenau verdanke ich die mündliche Mitteilung, wonach Itel Reding als Landschreiber seine Tätigkeit begonnen hat.

An gedruckten Quellen wurden vor allen die Eidgenössischen Abschiede herangezogen, dann die Chroniken des XV. Jahrhunderts: Justinger, Die Chronik der Stadt Zürich, mit Fortsetzungen; Fründ, die sogenannte Klingenberger Chronik, das Weiße Buch und schließlich Edlibach. Für die Literatur über die Jahre 1400—1450 sei auf Dierauers Geschichte der Eidgenossenschaft und auf das Schweizergeschichtliche Repertorium, hrgb. von Brandstätter und Barth, verwiesen.

Es erübrigt noch mit einem kurzen Wort auf B. Rebers Aufsatz „Itel Reding“ in „Beiträge zur Vaterländischen Geschichte, hrgb. von der Histor. Gesellschaft zu Basel, Bd. II, 1843“ hinzuweisen. Wiewohl diese Arbeit durchaus auf abgeleiteten Quellen, den Werken eines Tschudi, Johannes Müller und Faßbind (Geschichte des Kt. Schwyz) beruht, und trotzdem Reber seiner lebhaften und stark mitlebenden Phantasie zu sehr die Zügel lockert, so vertritt er doch eine Auffassung vom Leben und der Persönlichkeit Redings, die auch mir die richtige scheint.

Das künstlerische Leben in Basel.

Vom 1. November 1910 bis zum 31. Oktober 1911.

Ein Rückblick auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von

Albert Geßler, Ernst Th. Markees, Robert Grüninger.

A. Theater.

Die Spielzeit des Theaters begann am 19. September 1910 und dauerte bis zum 30. April 1911. Es wurden im ganzen 250 Vorstellungen gegeben: 84 Schauspiele, 35 Lustspiele, 94 Opern, 27 Operetten, 4 Possen und 6 Märchen. Man darf sagen, daß das Theater auf einer schönen künstlerischen Höhe gestanden hat. Es gibt nicht manche Bühnen vom Range der baslerischen, welche gleich Gutes leisten. In der neuen, am 18. September 1911 begonnen Saison ist das Abonnement etwas schwächer, weil, infolge bedeutender Erhöhung der finanziellen Ansprüche des Orchesters der Allgemeinen Musikgesellschaft, die Preise haben gesteigert werden müssen.

Vom November 1910 ab gab es im klassischen Schauspielrepertoire von Schiller „Die Räuber", „Wallenstein", „Kabale und Liebe" und Maria Stuart", von Shakespeare „Hamlet"; in „Macbeth" gastierte Herr Otto Eppens vom Stadttheater in Hamburg; er hat auch Calderons „Richter von Zalamea" und Lessings „Nathan den Weisen" gespielt. Weitere klassische Stücke waren Kleists „Käthchen von Heilbronn" und Hebbels „Maria Magdalene". — Von andern Schauspielen

ſah man Ohnets „Hüttenbeſitzer“, Batailles „Törichte Jungfrau“, Lengyels „Taifun“, Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“ und Ludwig Fuldas „Herr und Diener“. In Sudermanns „Stein unter Steinen“ und in Holz und Jerſchkes „Traumulus“ trat Herr Albert Baſſermann vom Deutſchen Theater in Berlin als Gaſt auf. — Luſtſpiele, alt und neu, waren „Der Herr Senator“ von Schönthan und Kadelburg, „Der Biberpelz“ von Gerhart Hauptmann, „Der Arzt am Scheidewege“ von Bernard Shaw, „Die Kinder“ von Hermann Bahr, „Die Journaliſten“ von Guſtav Freytag, „Flachsmann als Erzieher“ von Otto Ernſt, „Renaiſſance“ von Schönthan und Koppel-Ellfeld, „Der ſcharfe Junker“ von Georg Engel und „Haſemanns Töchter“ von L'Arronge. — An Poſſen gingen „Die goldene Ritterzeit“ von Charles Marlowe und „Robert und Bertram“ von Guſtav Räder in Szene. — Franzöſiſches brachte uns Herr Baret mit der nun bald klaſſiſchen Komödie „Die Welt, in der man ſich langweilt“ von Ed. Pailleron und in der Poſſe „Mon ami Teddy“ von Rivoire und Besnard, der ein reizendes Versluſtſpiel „En s'aimant“ von Frl. E. Vicarino (in Baſel) voranging. Eine zweite Baret'ſche Poſſe war „Les Marionettes“ von Pierre Wolff.

In der Oper war das große Ereignis „Der Roſenkavalier“ von Richard Strauß (Text von Hugo v. Hofmannsthal). Ganz Baſel hat das Werk geſehen, deſſen Ausſtattung vortrefflich war. Sonſt dominierte R. Wagner mit dem „Fliegenden Holländer“, der „Walküre“, „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“. Von Beethoven kam „Fidelio“, von Mozart „Die Zauberflöte“ und „Figaros Hochzeit“ zu Gehör. Von beſſern andern Opern ſeien Roſſinis „Barbier von Sevilla“, Bizets „Carmen“, Verdis „Rigoletto“, „Traviata“, „Aida“ und „Troubadour“, Ambroiſe Thomas' „Mignon“, Camille Saint Saëns' „Samſon und Dalila“, Webers „Freiſchütz“, Flotows „Martha“, Aubers „Fra Diavolo“, Humperdincks „Hänſel und Gretel“, Lortzings „Waffenſchmied“, Puccinis „Tosca“, „Bohème“ und

„Madame Butterfly“, Meyerbeers „Afrikanerin“ genannt. — An Operetten gelangten „Der Graf von Luxemburg“ von Lehár, „Die Dollarprinzessin“ von L. Fall, „Der Rodelzigeuner“ von Jos. Snaga, „Hoffmanns Erzählungen“ von Offenbach, „Miß Dudelsack“ von R. Nelson, „Flotte Bursche“ von Suppé auf unsere Bühne.

In der Oper haben Frl. Hermine Bosetti vom Hoftheater in München in „Rigoletto“ und „Traviata“, Herr Richard Knote vom Hoftheater in München als Tannhäuser und Lohengrin, Frau Ottilie Metzger vom Stadttheater in Hamburg als Carmen und Dalila gastiert.

Die neue Saison begann am 18. September 1911. Im Schauspiel gab es bis zum 31. Oktober von Grillparzer „Des Meeres und der Liebe Wellen“, von Lessing „Minna von Barnhelm“, von Hebbel „Judith“, von Redwitz „Philippine Welser“, von Ibsen „Nora“, im Lustspiel L'Arronge's „Kompagnon“ und F. v. Schönthans „Raub der Sabinerinnen“. An Opern kamen „Margarethe“ von Gounod, „Othello“ von Verdi, „Figaros Hochzeit“ von Mozart, „Die Hugenotten“ von Meyerbeer, „Der Wildschütz“ von Lortzing, „Die Geisha“ von S. Jones, an Operetten „Hoffmanns Erzählungen“ von Offenbach und „Die Fledermaus“ von Joh. Strauß zur Aufführung. — Herr Charles Baret gab uns auf Französisch Molières „Tartuffe“.

Auch dieses Jahr hat ein Fest der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger und des deutschen Chorsängerverbandes im Kasino stattgefunden.

B. Literarische Abende.

Im Winter 1910/11 hat der Verein Quodlibet vier literarische Abende arrangiert: Am 21. November sprach Roda-Roda, am 5. Dezember Hermann Hesse, am 1. März C. A. Loosli. Am 2. Februar ist der Lautenspieler und Sänger Rob. Kothe aufgetreten.

Im Winter 1911 haben bereits drei neue derartige Abende ſtattgefunden: Am 4. Oktober traten Marya Delvard und Marc Henry auf, am 24. Oktober ſprach Emil Milan, am 2. November wieder Roda-Roda.

C. Konzerte.

An Konzerten herrſchte auch im vergangenen Jahr kein Mangel. Immerhin iſt zu bemerken, daß die kleinen Soliſtenabende ſeit einigen Jahren an Zahl etwas abgenommen haben; es iſt nicht unmöglich, daß der meiſtens ſchlechte Beſuch ſolcher Konzerte die Künſtler abſchreckt, ſich in Unternehmungen einzulaſſen, die ihnen keinerlei Nutzen bringen und nur Koſten auferlegen. Wir können uns im übrigen nur freuen, wenn die Muſikpflege in Baſel nicht Blüten treibt, wie ſie in ganz großen Städten emporſchießen, d. h. wenn Konzerte nicht wie dort zur Induſtrie und zur Reklamemacherei herabſinken. Den muſikaliſchen Bedürfniſſen unſerer Bevölkerung genügt das, was die zahlreichen hieſigen Geſellſchaften und Vereine bieten, einſtweilen vollauf. Damit iſt nicht geſagt, daß vorzügliche auswärtige Künſtler nicht auch ihr Publikum finden, wenn ſie einmal ein eigenes Konzert geben.

Die am meiſten beſuchten Konzerte waren wieder die der Allgemeinen Muſikgeſellſchaft. Sie veranſtaltete, gewiſſermaßen als Einleitung der Saiſon, ein Extrakonzert (4. Oktober), in dem die Herren Buſoni und ſein Schüler Egon Petri als Pianiſten auftraten. Die zehn Symphonieabende brachten unter Kapellmeiſter Suters Leitung an Orcheſtermuſik in bunter Folge Altes und Neues. Von den Soliſten, die dabei ſich auszeichneten, nennen wir u. a. Alfred Cortot (Klavier), Ilona Durigo (Geſang), Pablo Caſals (Violoncello) und Fritz Kreisler (Violine).

In den Kammermuſikabenden wurden die Programme hauptſächlich beſtritten durch die Herren Kötſcher, Berthoud, Küchler und Treichler, die uns Streich-

quartette vorwiegend klaſſiſcher Meiſter brachten. Doch war auch an dieſen Abenden die neuere Kunſt vertreten.

Der Basler Geſangverein hatte ſich ſchon im Sommer im Münſter an der Aufführung einer Kantate, die zur Feier des vierhundertfünfzigjährigen Beſtehens der Basler Univerſität von Albert Geßler gedichtet und von Hans Huber in Muſik war geſetzt worden, beteiligt. Am 3. Dezember hob er dann ein neues Chorwerk von Hans Huber, „Der heilige Hain“ aus der Taufe. Als Soliſten waren dabei tätig die Damen Möhl-Knabl aus München (Sopran), Sommerhalder aus Baſel (Alt), ſowie die Herren F. Senius (Tenor) aus München und Rob. Wyß aus München. Der klaſſiſchen Kunſt war das zweite Konzert gewidmet. Es brachte am 18. Februar Händels „Samſon“ mit den Soliſten Meſchaert, Ludwig Heß, Johanna Dick und M. Philippi. Die dritte große Aufführung (11. Juni) trug durch die erſtmalige Wiedergabe von Liſzts „Chriſtus“ in unſerer Stadt den Charakter einer Jubiläumsfeier für dieſen vor nunmehr einem Jahrhundert geborenen Komponiſten. Es kamen außer dieſem Werke in einem daran ſich anſchließenden Soliſtenkonzert noch eine Reihe anderer Kompoſitionen Liſzts zu Gehör. Die Soliſten waren Frau Noordewier (Sopran), Frau Durigo (Alt) und die Herren Dr. Roemer und Meſchaert. —

Die Basler Liedertafel (Leitung: Kapellmeiſter H. Suter) gab, wie alljährlich, zwei größere Konzerte, eines mit Orcheſter im Muſikſaal und ein Liederkonzert im Münſter. Im erſteren wirkten als Dirigent Hans Pfitzner, als Soliſten die Herren Siſtermans aus Berlin und H. Ernſt aus Baſel mit. Es gelangten Werke von Grieg, Wagner, Pfitzner und Hausegger ſowie eine Symphoniſche Dichtung „Die erſte Walpurgisnacht“ (Goethe) von Kapellmeiſter Suter zur Aufführung. Im zweiten, am 1. April abgehaltenen Konzert kam das Programm zum Vortrag, das der Verein für ſeine italieniſche Reiſe einſtudiert

hatte, darunter das „Sanktus“ aus Cherubinis „Requiem“, die „Rhapsodie“ für eine Altstimme mit Männerchor und Orchester von Brahms, Schuberts „Gesang über den Wassern“, die „Landerkennung“ von Grieg, sowie a capella-Chöre verschiedener Komponisten. Für das Liederkonzert (27. Mai) im Münster waren als Solisten gewonnen worden Frl. A. Hindermann (Alt), sowie die Herren Hamm (Orgel), Kötscher (Violine) und Hartmann (Bariton).

Der Basler Männerchor trat unter der Leitung von C. Jul. Schmid mit zwei Aufführungen auf den Plan, mit einem Liederkonzert (20. November) und ebenfalls mit einem Orchesterkonzert (30. April). Wir hörten in dem letztgenannten mehrere Werke, die der Verein im Jahre 1912 am Sängerfest in Neuchâtel singen wird (Chöre von Hugo Wolf, Fr. Hegar, Hausegger und Gustav Weber). Außerdem brachte der Chor die Uraufführung einer größeren Komposition für Männerchor mit Orchester aus der Feder Hans Hubers, „Sanheribs Untergang“ betitelt.

D. Malerei und Plastik.

Im November stellte die Basler Künstlergesellschaft aus, gut, sogar sehr gut. Bildnisse gaben Max Buri, Franz Krauß, Christoph Öhler, Burkhard Mangold, Eugen Ammann, Robert Strübel, Arnold Fiechter, Paul Kammüller. Ein beachtenswerter Akt war „Justitia“ von Paula Häberlin. Landschaften waren da von Gottfried Herzig, Walther Enholtz, Rud. Löw, Carl Theodor Meyer, Albrecht Mayer, Emil Schill, Rudolf Dürrwang, Karl Pflüger, Hans Süffert, Otto Mähly, Fritz Mock, Ernst Breitenstein, Albert Wagen, Joseph Schönenberger, Fritz Boirol, H. Morstadt. — Theodor Barth hatte originelle Zeichnungen, Margherita Frey Blumenstill-

leben zu zeigen. Jakob Hofmann, Aug. Heer und Hans Frey boten Plastisches.

Gleich darauf kam die Weihnachtsausstellung Baslerischer Maler. Von bekannteren Künstlern waren mit hervorragenden Werken vertreten: Fritz Völlmy, Emil Schill, C. Th. Meyer, Gottfried Herzig, Franz Krauß, Jakob Wagner, Ernst Breitenstein, Otto Mähly, Walther Enholtz, Fritz Mock, Rudolf Löw, Carl Reber, Christoph Öhler, Robert Strübel, Adolf Siegrist, Ernst Bucher, Louis Dischler, Adolf Kron, C. Gutknecht, Max Müller, Georg Niederhauser, Jos. Schönenberger, Aug. Bauer, Fritz Boirol, Paul Artaria. Graphik gaben Arthur Riedel, Otto Plattner, Burkhard Mangold, P. Flury, R. Dürrwang, Max Oser, Alfr. Sober, W. Weber. — Dazu kamen die Damen Augusta Roßmann, Marie Lotz, Valerie Wieland, Marie Stückelberg, Paula Häberlin, Maria La Roche, Anny Lierow, Hedwig Thoma, Marguerite Tissot, Adele Simonius, Clara Wagner, Emilie Buxtorf, H. Haßler, Helene Burckhardt, Germaine Stern, Luise David, B. Hollenweger, Hanna Socin, Charlotte Weiß. — Besonderes Interesse forderten und erregten die jungen Künstler Numa Donzé, Karl Dick, Paul Barth, Paul Burckhardt, J. J. Lüscher, Hermann Meyer, Heinrich Müller, Eduard Niethammer. Plastik hatten August Suter, C. Gutknecht und Richard Zutt, Keramik Wilh. Balmer (Liestal) ausgestellt.

Der Januar brachte eine Ausstellung von Gemälden und Graphiken: Landschaften von Joh. Ammann (Meilen), Genrebilder von Hans Bachmann (Luzern) und A. Schäfer (Karlsruhe), Marinen von L. v. Erhardt, Porträts von Erica v. Kager (Chur), Stilleben von Frau

Hollenweger, Marie Lotz und Walther Bollier; weitere Stilleben nebst Genreſtücken und Landſchaften gab Henri Duvoiſin (Genf), einen „Hain am Meere“ Theophil Preiswerk, mehrere Landſchaften Otto Leiber (Karlsruhe), Federzeichnungen Paul Klees (München), Radierungen Prof. Bruno Hérouſe.

Im Februar war eine hochintereſſante Sammlung von Zeichnungen Max Mayrshofers (München) zu ſehen, ferner Münchener Pleinairmalerei: Figuren von Prof. Hermann Groeber. Der Franzoſe Alexandre Lunois zeigte vornehmlich ſpaniſche Sujets, Julius Moos (Birsfelden) Landſchaften. Im untern Saale ſah man öſterreichiſche Graphik, ein radiertes Blatt ſtammte von Hans Alder (Obſtalden).

Im März ſtellten zwei Basler Maler aus: Wilhelm Balmer und Hans Beat Wieland; von jenem iſt die Kindergruppe „An der Wiege“, von dieſem das Walliſer Alpenſtück „Die Getreuen“ für die öffentliche Kunſtſammlung erworben worden. Im kleinen Saale hatte der originelle Basler Radierer Arthur Riedel ſeine Blätter ausgeſtellt, im untern waren Plakate und andere graphiſche Arbeiten von Burkhard Mangold vereinigt.

Im April ging eine nicht ſehr bedeutende Ausſtellung der „Société Suisse d'Aquarellistes“ durch die Kunſthalle; Theophil Preiswerk und H. B. Wieland ragten daraus hervor. Mit den Aquarellen waren eine Anzahl Ölbilder von Schweizern und Ausländern zu ſehen.

Die Mai-Ausſtellung brachte etwas beſonders Feines und Liebenswertes, nämlich Studien, Entwürfe und Skizzen von Albert Welti, ferner etwas Intereſſantes in den Tänzerinnenfiguren von Grandjouan. Im übrigen war der große Saal der Pariſer Künſtlergruppe „La Cimaiſe“ eingeräumt; ſie bot gute Bilder und Skulpturen. Im erſten Stock ſah man Bildhauerarbeiten von Auguſt Heer (Baſel-München), ſowie Landſchaften der Basler Maler Paul

Barth und Walther Enholtz. Interesse boten Farbzeichnungen der in München arbeitenden Felice Desclabissac.

Im Juni kam der Schweizerische Turnus mit vielen zum Teil fragwürdigen Produkten der sog. neueren Schweizerschule; daneben war allerdings auch manch gutes Werk von andern, jüngern und ältern Künstlern zu sehen: Böllmy, Schill, C. Th. Meyer, P. Barth, R. Löw u. a. Interessant hatte Giovanni Giacometti und hatten die Aargauer Burgmeier, Bolens, Wyler ausgestellt.

Nach der Sommerpause öffnete die Kunsthalle im September 1911 ihre Pforten wieder und zwar für eine recht gute Ausstellung: Erstens waren Spanier zu sehen. Dann gab J. J. Lüscher, ein junger Basler, in Figuren und Landschaftsbildern Proben seines Talentes. Sein Hauptwerk „Trommelübung der Basler Waisenknaben" wurde für die öffentliche Kunstsammlung erworben. Weitere Kollektionen von Bildern hatten Max Burgmeier (Aarau) und Adolf Kron in Basel ausgestellt. Von Otto Roos war Plastik zu sehen; im untern Saale fand eine bedeutende Hodler-Ausstellung statt, welche Blicke in die Entwicklung des großen Meisters tun ließ.

Im Oktober sah man Figurenbilder von Ernest Biéler (Savièse), Tierstücke von Adolf Thomann (München), Figuren von Ernst Würtenberger (Zürich), Landschaften von Fritz Oßwald (München), Graphik von Oskar Tröndle (Solothurn), Plastik von Carl Angst (Paris) und Vasen von Henri Dunand (Paris).

E. Architektur.

Bevor wir unsere Betrachtung über die neuen Werke der Architektur in unserer Stadt beginnen, muß eine schmerzliche Tatsache in dieser Chronik verzeichnet werden: der Tod des Architekten Adolf Visscher van Gaasbeek, des langjährigen Mitarbeiters an diesem Jahrbuch. Im Alter von

erst 52 Jahren ist er durch den Tod von einem unheilbaren Leiden erlöst worden, nachdem er schon seit mehr als Jahresfrist seine Tätigkeit als Architekt hatte aufgeben müssen. Basel hat in ihm einen Künstler verloren, dessen ungewöhnliche Vielseitigkeit jeder bewundern mußte, und dessen genialem Gestaltungsvermögen unsere Stadt von ihren charaktervollsten Bauten aus den beiden letzten Jahrzehnten verdankt.

Obschon die betreffenden Neubauten meistenteils in den jeweiligen Berichten des Basler Jahrbuches erwähnt sind, so mag es doch angebracht sein, hier einige typische Werke Vischers in Erinnerung zu rufen. Das Urteil über diesen Künstler kann aber nur ein bedingtes sein, wenn einzig die nach seinen Entwürfen ausgeführten Bauwerke berücksichtigt werden. Wer Vischers ganze künstlerische Kraft würdigen will, muß auch die aus seiner Hand stammenden formschönen Entwürfe und flotten Federzeichnungen in Betracht ziehen. Hier erst kommt die reiche Vielseitigkeit, der ausgeprägte Sinn für schöne Verhältnisse, das Temperament und das schöpferische Können des feinen Ästhetikers zum Ausdruck.

Als Vischer van Gaasbeeks monumentalstes Werk darf wohl die Safranzunft angesehen werden. Wie geistreich und geschickt sind da die graziösen Formen der Spätgotik in individueller Weise zur Geltung gebracht. Schön im Aufbau, lebendig in der Durchbildung der Details, als ein köstliches Schmuckstück, wie ein altes Stück vom Geist einer neuen Zeit belebt, fügt sich die Fassade, aus graugrünem Hausstein aufgebaut, in die Häuserfront der untern Gerbergasse ein.

Verwandt in der Formgebung mit der Safranzunft ist die Fassade des Geschäftshauses Freiestraße 15, wo die Verbindung von mittelalterlichen Formen mit den Forderungen des modernen Geschäftshauses günstig gelöst ist.

Ein grundverschiedenes Bild bietet das Haus zur Sonne unmittelbar neben dem vorgenannten Bau; ebenfalls ein Geschäftshaus, bei dessen Fassadengestaltung Vischer seiner

reichen Phantasie durch die Verwendung üppiger Barockformen freien Lauf lassen konnte.

Gleichfalls durch großen Formenreichtum zeichnet sich das Geschäftshaus zum Sodeck an der obern Freienstraße aus, wobei jedoch der Künstler sich in einem gemäßigteren, strengeren Stil bewegt. Eine malerische Komposition und in ihrer Art sehr stilvoll ist die Fassade des Hotels zum Bären in der Aschenvorstadt.

Von Wohnhausbauten sollen hier als charakteristische Beispiele der umfangreichen Tätigkeit Vischers Erwähnung finden: das große, freistehende Haus Engelgasse No. 119 in ruhigen klassischen Formen durchgeführt; an der Sevogelstraße die beiden eingebauten Häuser No. 53 und No. 51, sowie das Haus No. 30, in deren Fassaden starke Anklänge an Basler Bauten aus dem 18. Jahrhundert sich zeigen. Dieselben Vorbilder erkennt man dann wieder in dem überaus stattlichen, mit besonderem Reiz im Äußern und Innern durchgebildeten Herrschaftshaus St. Jakobstraße 16. Auf eine ungewöhnliche Fähigkeit Vischers wird man bei der Betrachtung dieses Hauses unwillkürlich hingewiesen: es ist die der Raumbildung und Raumdisposition; nach dieser Richtung ist das durch Umbauten und Erweiterungen unter Vischers Leitung ganz neu gestaltete Haus Gellertstraße No. 16 an dieser Stelle besonders hervorzuheben.

Als Meisterwerk sodann darf wohl mit Recht das Haus No. 15 am Lindenweg bezeichnet werden; hier ist durch die glückliche Raumverteilung, den durch edle Verhältnisse sich auszeichnenden architektonischen Aufbau und die herrliche, in feiner Überlegung bestimmte Lage des Hauses inmitten alter Bäume eine abgeklärte, ruhige Einheit von seltenem Stil zustande gekommen.

Die vorgenannten baulichen Kunstwerke dürften genügen, um einen Begriff über Vischer als Architekt zu bekommen; wer von den Lesern sich das Bild vervollständigen will, der wird im äußern St. Albanquartier die vielen kleinen und

größern Einfamilienhäuser am Hirzbodenweg und an der Wartenbergstraße aufsuchen müssen, sowie bei der Pauluskirche an der Arnold Böcklinstraße das Haus No. 15 und die beiden zu einer Gruppe vereinigten Häuser Ecke Bundesstraße und Steinenring, ferner die ganze östliche Häuserreihe an der Pilgerstraße, soweit diese bis heute ausgebaut ist, mit dem besonders malerisch gruppierten Eckhaus am Nonnenweg.

So nehmen wir Abschied von dem edeln Menschen und genialen Künstler und seinem reichen Lebenswerk in unserer Vaterstadt Basel und machen uns auf den Weg durch die verschiedenen Quartiere zur Aufsuchung der neuen architektonischen Werke des vergangenen Jahres.

Durch die Architekturfirma Curiel u. Moser ist am Marktplatz der Neubau für die Volksmagazine errichtet worden, anschließend an die neuen Häuser No. 14, 16 und 18, sodaß nunmehr nur noch die Ecklösung an der Hutgasse fehlt, damit dieser Baublock zwischen Marktplatz und Glockengasse, für dessen architektonische Gestaltung seinerzeit, bei Anlaß des dafür ergangenen Preisausschreibens, ein reges allgemeines Interesse vorhanden war, fertig ausgebaut ist.

Das Haus der Volksmagazine zeigt eine starke, ruhige Gliederung seiner Fassade: im Erdgeschoß drei Korbbogenöffnungen; das Entresol darüber ist durch Fensterfläche fast ganz aufgelöst, zwei Mauerpfeiler sind von Bildhauerhand mit Figurenrelief geschmückt; durchlaufende Balkone in den beiden obern Geschossen, die zwei symmetrisch angeordneten Erker verbindend; unter dem stark vorspringenden Dachgesims eine loggiaartige niedrige Säulenstellung, über welcher der große, polychrom behandelte Dachgiebel einen wirkungsvollen Kontrast bildet.

In der Marktgasse schreitet die Bebauung gegen die Schifflände vor; neu ist dort das Haus No. 11 von Architekt Pfrunder.

Ecke Freienstraße-Fahnengäßchen neben dem Krayer-Ramspergerschen Bau ist ein neues, vierstöckiges Geschäftshaus

entstanden; das äußere Kleid kennzeichnet den reinen Nutzbau im Innern. Diskrete Ornamentierung schmückt belebend die zwischen den zahlreichen Fensteröffnungen verbliebenen Mauerflächen. (Architekten Suter und Burckhardt.)

Das große herrschaftliche Wohnhaus an der Lautengartenstraße No. 7, nach dem Entwurf und den Plänen der Firma Burckhardt, Wenk u. Co., ist nun in seinem Äußern fertig gestellt. Seine hervorragende Lage mitten in alten Gärten zeichnet das Haus besonders aus. Feine Bildhauerarbeiten und elegantes Schmiedeisenwerk geben der sonst strengen Architektur einen eigenen Reiz. Besondere Sorgfalt bei der Ausführung und wohlüberlegte Durchbildung verraten die mit auserlesenstem Material geschmackvoll ausgebauten Innenräume.

In unmittelbarer Nähe wird das neue Verwaltungsgebäude der Basler Versicherungsgesellschaft am Aeschenplatz — die Architekten sind Eduard Vischer und Söhne — im Rohbau demnächst vollendet und unter Dach gebracht.

Einige wenige neue Einfamilienhäuser finden sich im St. Albanquartier, so das Eckhaus Hardtstraße 76, ansprechend in seinem ganzen Aussehen, ferner die beiden zusammengebauten Häuser No. 90 und No. 92, alle drei Häuser durch das Baugeschäft von Karl Hipp erstellt.

Am Hirzbodenweg No. 75 ist ein kleineres Wohnhaus durch die Basler Baugesellschaft in Ausführung begriffen; hier wurde mit den einfachsten Mitteln eine freundliche Wirkung der Fassade erzielt.

Das Haus Lindenweg No. 6 hat durch die Architekten La Roche, Stähelin u. Co. eine vollständige Umgestaltung erfahren und ist durch umfangreiche Anbauten vergrößert worden. Der stark gegliederte Bau mit seinen intensiv gelben Hausteinmassen, den entsprechend getönten Putzflächen und dem mächtigen Ziegeldach kontrastiert wirkungsvoll zu dem dunkeln Grün der umgebenden Gartenanlagen.

Zwei Automobilremisen, die eine im Garten der Liegen-

ſchaft Gellertſtraße No. 27, die andere am Hirzbodenweg, ſind jede in ihrer Art in hübſcher architektoniſcher Durchbildung ausgeführt worden, jene durch die Architekten Burckhardt, Wenk u. Co., dieſe durch die Basler Baugeſellſchaft.

Auf der ehemals ausgedehnten Eckliegenſchaft St. Jakobſtraße-Langegaſſe iſt eine intereſſante Baugruppe von drei großen Einfamilienhäuſern errichtet worden, die Architekten ſind Burckhardt, Wenk u. Co. Jedes der drei Häuſer iſt in ſeinem äußern Aufbau als ſelbſtändiges Ganzes charakteriſiert, doch ergibt der Geſamtaſpekt ein einheitliches Bild; auch hier wurde wie am Haus der Lautengartenſtraße die Bildhauerei als beſonderer Schmuck in ausgedehntem Maße verwendet.

Das alte Wohnhaus aus der Zeit des Klaſſizismus des letzten Jahrhunderts, zu dem früher der ganze Garten gehörte, in welchem die obengenannte Dreihäuſergruppe ſteht, iſt durch die Architekten La Roche, Stähelin u. Co. ſehr hübſch renoviert worden, ſodaß das Straßenbild durch die ganze Geſtaltung der Ecke Langegaſſe-St. Jakobſtraße in günſtiger Weiſe beeinflußt wird.

Am obern Ende der Peter Merian- und an der Lindenhofſtraße hat nun die Bebauung ebenfalls begonnen, indem dort durch die Architekten Eduard Viſcher und Söhne zwei äußerſt geräumige, für je eine größere Haushaltung eingerichtete Wohnhäuſer in guten, ſchlichten Formen mit angenehmer Farbengebung gebaut wurden.

Wir wenden uns nach dem linken Birſigufer. Zu den in den letzten Jahren durch das Baugeſchäft Gebrüder Stamm am Haſenberg erſtellten Häuſern ſind noch drei weitere aufgeführt worden; dieſe Gruppe bietet vom Viadukt her durch die abwechslungsreichen Konturen der Dächer ein maleriſches Bild.

Zwei ſehr gefällige Wohnhäuſer hat Architekt Romang bei der Pauluskirche an der Arnold Böcklinſtraße No. 35

und 37 gebaut; die beiden Häuser bilden zusammen ein einziges Ganzes unter einem einheitlichen Dache. Eine hievon völlig verschiedene architektonische Durchbildung haben die drei Häuser an der Oberwilerstraße No. 20, 22 und 24 von demselben Architekten erfahren, sehr frei in der Gesamtkomposition, mit stark bewegter Dachsilhouette und aparter farbiger Behandlung.

Von weiteren hübschen Beispielen in jener Gegend wären noch zu nennen: Ein Miethaus mit hohem Giebel nach der Straßenseite, Oberwilerstraße 55, und an der gleichen Straße No. 60, das Eckhaus gegen die Rothbergstraße mit malerischer Ecklösung durch den keck eingefügten Erker (Gebr. Stamm), ferner das Einfamilienhaus Marschalkenstraße 53 mit seiner schmucken kleinen Fassade von den Architekten Widmer, Erlacher und Calini.

In höchstem Maße beklagenswert für den ganzen Stadtteil bei der Pauluskirche, und die Kirche selbst samt ihrer nächsten Umgebung in ihrer Wirkung in bedenklichster Weise schädigend, ist die Zerstörung der ehemals La Roche'schen Liegenschaft mit dem nunmehr demolierten herrschaftlichen Wohnhaus samt ungewöhnlich schönem und wohlunterhaltenem, parkähnlichem Garten.

Die Eigenheimkolonie von Baumeister Aichner an der Reiter- und Oberalpstraße hat durch den Bau von einigen weitern in gleichartigem ländlichem Charakter gehaltenen Häusern an Ausdehnung gewonnen. Auch die Kolonie der Basler Baugesellschaft an der Lenzgasse ist um drei Gruppen mit zusammen fünfzehn Häusern erweitert worden; wie bei den frühern Bauten, wurde auch bei diesen wieder auf einfachste Weise, mit wenig Mitteln ein behaglich wohnlicher Eindruck erreicht.

Im Spalenquartier sind von Architekt Rudolf Linder zwei Einfamilienhäuser No. 6 und No. 8 am Anfang der Birmannsgasse zu erwähnen; sie zeichnen sich durch die an Linderschen Bauten gewohnte gefällige Eigenartigkeit aus.

Durch Architekt Ernst Mutschler sind am Spalenring No. 105, 107 und 109 drei ziemlich große Miethäuser zur Ausführung gekommen, deren Fassaden durch freie, neuzeitliche, mit Geschmack verwendete Formen sich bemerkbar machen.

Kleinbasel ist nur durch ganz wenige Beispiele von künstlerisch erwähnenswerten Neubauten vertreten; unter andern mag hier auf die beiden Häuser No. 40 und 42 Ecke Unterer Rheinweg und Florastraße von den Architekten Widmer, Erlacher und Calini, sowie auf die gegenüberliegende Reihe Miethäuser No. 36 bis 44 von Architekt Mutschler hingewiesen sein.

Das Hauptbauobjekt dieses Stadtteiles und das bedeutungsvollste für den ganzen Kanton Baselstadt überhaupt ist der seiner Vollendung entgegengehende neue badische Personenbahnhof; für uns kommt an dieser Stelle vornehmlich das von Architekt Karl Moser in Karlsruhe entworfene Aufnahmsgebäude in Betracht, welches jetzt im Rohbau könnte fertiggestellt sein, wenn nicht am 12. August der ganze Mittelbau durch den Brand der umfangreichen Gerüste für die Überwölbung der späteren Schalterhalle zerstört worden wäre. Wahrscheinlich wird bis zum nächstjährigen Bericht dieses hervorragende Bauwerk der badischen Staatsbahnen in den Hauptteilen vollendet sein.

Basler Chronik.

1. November 1910 bis 31. Oktober 1911.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1910.

2. Die Regierung wählt zum Sekretär des Justizdepartements Dr. jur. Eduard His aus Basel.

Ein heftiger Sturm richtet an den Verkaufsbuden der Messe auf dem Petersplatz große Verheerungen an.

3. Der Weitere Bürgerrat setzt als seinen Sitzungstag in der Regel den Dienstag fest, ratifiziert den Verkauf einer Parzelle Spitalland am Wielandplatz und genehmigt ein durch E. E. Zunft zu Weinleuten aufgenommenes Hypothekaranleihen. Endlich wird eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

4. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche nimmt in erster Lesung die Verfassung für die künftige freie Basler Volkskirche im wesentlichen nach dem Entwurfe des Kirchenrats an und genehmigt endgültig in Wiedererwägung eines Beschlusses vom 21. Okt. die im Entwurfe vorliegende neue Agende.

5. Die Herbstdelegiertenversammlung des Kantonalturnverbandes spricht das Kantonalturnfest für 1911 Riehen zu.

6. Die diesjährige Reformationskollekte, die für den Bau einer neuen protestantischen Kirche in Arlesheim erhoben wurde, ergibt in Baselstadt 5274 Fr. — In Kleinhüningen wird mit bescheidenen Festlichkeiten ein neues Geläute (von Rüetschi in Aarau) eingeweiht.

10. Der Große Rat erledigt in erster Lesung die Artt. 4—8 des staatlichen Wohnungsnachweises und validiert die Wahlen vom 22./23. und 29./30. Okt. (Regierungs- und Richterwahlen) und tritt ein auf die Beratung des Prüfungsberichts 1909.

11. Dr. O. Hinrichsen, Sekundararzt an der Irrenanstalt Friedmatt, hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent der Medizin über die psychischen Ursachen der Geistesstörungen.

12. Reg.-Rat Dr. Fritz Mangold wird bis zur Durchführung der Volkszählung von der Leitung eines Departements dispensiert. — Pfr. Ed. Preiswerk tritt aus Gesundheitsrücksichten als Geistlicher der St. Leonhardsgemeinde zurück.

Die schweizerische Neurologische Gesellschaft hält unter dem Vorsitz von Prof. v. Monakow (Zürich) in Basel ihre vierte Tagung ab.

Der Kaufmännische Verein begeht in der Rebleutenzunft seine Gründungsfeier. — Im Café Spitz veranstaltet das Wurzengraber-Kämmerli eine familiäre Feier zu seinem 25jährigen Bestehen.

13. 14. Der schweiz. Landesverein des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins feiert in der Pauluskirche seine Jahresversammlung. Am zweiten Tag (Montag) fand in der Aula des Museums die Hauptversammlung statt. Präsidiert wurde die Veranstaltung durch Pfr. Dr. Pfister (Zürich).

16. Die Regierung setzt das Budget für 1911 fest: 18,590,826 Fr. 45 Ausgaben und 16,550,221 Fr. Einnahmen, somit einem Defizit von 2,040,605 Fr. 45. (Zur Deckung des Defizits beantragt sie, die Steuerzuschläge für 1912 auf 20% zu erhöhen.)

18. Prof. Dr. Otto Eger hält seine Antrittsvorlesung über „die Papyri und das gräco-ägyptische Recht". Im An-

schluß daran wurde, da heuer wegen des Universitätsjubiläums im Sommer der dies academicus ausfällt, vom Rektor über die Lösung der Preisfragen berichtet. Es sind aus allen vier Fakultäten Lösungen eingegangen. Die theologische konnte nur mit einem Akzessit bedacht werden. Preise erhielten stud. jur. Hermann Henrici für Lösung der juristischen, Dr. Walter Frey für die der medizinischen und Fortunatus Zindel für die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der philosophischen Fakultät.

20. Beim Wettspiel um die schweizerische Fußballmeisterschaft Ser. A siegt der Fußballklub Basel über den Fußballklub Vereinigte Biel mit 3 : 1 Goal.

21. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche erledigt in zweiter Lesung die Verfassung der evangelisch-reformierten Kirche des Kts. Basel-Stadt und nimmt sie einstimmig an.

22. Die freiwillige Schulsynode wählt als neuen Präsidenten Dr. Wilhelm Brenner, beschließt eine Eingabe an die Regierung betr. finanzielle Besserstellung der Lehrer und weist nach einem Vortrag von Dr. Paul Sarasin die Frage betr. Einfügung des Naturschutzes in den Unterricht sämtlicher Schulen Basels an eine Kommission. Am Nachmittag wurde über Fürsorgeämter verhandelt (Referent U. Schär), und der Abend brachte eine gesellige Vereinigung zu Safran.

Zum Rektor der Universität für 1911 wählt die Regenz Prof. Rud. Metzner und bestätigt als Schreiber Prof. J. Wendland.

24. Großer Rat. Nach der Erledigung einer Interpellation, Bewilligung eines Nachtragkredites und Ratifikation einer Anzahl von Aufnahmen ins Bürgerrecht wird der Verwaltungsbericht für 1909 beraten.

25. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. nimmt 2 Motionen an. Die erste beauftragt eine Kommission mit dem Studium des Verhältnisses, in dem die Sparkassen der genossenschaftlichen Organisationen zum neuen Zivilgesetzbuch

ſtehen; die zweite verlangt Einberufung einer Generalverſammlung zur Beſprechung der Lebensmittelteuerung und ihrer Abhilfe. Außerdem wird der Übergang zur neuen Organiſation des Geſchäftes vorbereitet.

26. Der Regierungsrat wählt zum Kantonsſtatiſtiker den bisherigen Adjunkten Dr. O. Jenny.

26. 27. Der ſchweizeriſche ſozialdemokratiſche Parteitag erledigt in Anweſenheit von 247 Delegierten unter Vorſitz von Reg.-Rat Wullſchleger in Baſel ſeine Geſchäfte.

27. Die am heutigen 1. Advent in den reformierten Gottesdienſten erhobene Miſſionskollekte ergibt 6001 Fr. 72 (1909: 5323 Fr. 85), wovon der Basler Miſſion 5176 Fr. 72, dem allgem. evangeliſch-proteſtantiſchen Miſſionsverein 825 Fr. zufallen.

Dr. Alfred Nathan, ein 1854 in Italien geborener Engländer, früher Privatſekretär Mazzinis, ſeit 1893 in Baſel als Sprachlehrer des Kaufmänniſchen Vereins †.

28. Im Alter von 72 Jahren ſtirbt Dr. Kaſimir Nienhaus, gebürtig aus Weſtfalen, ſeit Mitte der 70er Jahre Beſitzer der Löwenapotheke, langjähriges Mitglied des Großen Rates und der Inſpektion des Gymnaſiums, ſowie der eidgenöſſiſchen Medizinalprüfungsbehörde, Ehrendoktor der Univerſität Baſel.

Die Basler Konſumgenoſſenſchaft beſchließt in ihrer Jahresverſammlung für das abgelaufene Geſchäftsjahr eine Dividende von 6%.

30. An der gemeinſamen Jahresverſammlung der poſitiven Gemeindevereine in der Burgvogteihalle ſpricht Red. Otto Zellweger über „Unſere Basler Kirche“.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat November 1910 betrug 4,7°, das mittl. Temp.-Max. 7,9, das mittl. Temp.-Min. 2,5°, das Mittel des Luftdrucks 732,0, die Summe der Niederſchlagsmenge 129,7 mm, die Summe der Sonnenſcheindauer 66,8 Stunden. Namentlich bemerkenswert

ist der starke Überschuß des Niederschlags über den Durchschnitt (71,5 mm) und die trotz starker Bewölkung hohe Summe der Sonnenscheindauer (3,1 Std. zuviel).

Dezember 1910.

1. Das Ergebnis der Volkszählung:

	1910	1900
Zahl der bewohnten Häuser	11,001	8,638
„ „ Haushaltungen	32,093	24,604
Auf ein Haus kommen Haushaltungen	2,92	2,85
Ortsanwesende Bevölkerung	136,310	112,885
Auf eine Haushaltg. kommen Personen	4,25	3,59
Geschlecht: männlich	63,486	52,626
weiblich	72,824	60,259
Auf 1000 Männer kommen Frauen	1,147	1,145
Familienstand: ledig	79,692	68,821
verheiratet	48,457	37,571
verwitwet	7,319	5,968
geschieden	842	525
Konfession: protestantisch	86,014	73,348
römisch-katholisch	41,070	37,469
christ-katholisch	4,491	
israelitisch	2,397	1,906
andere oder keine	2,338	162
Muttersprache: deutsch	127,501	107,238
französisch	3,601	2,715
italienisch	4,015	2,395
romanisch	138	102
andere	1,055	435
Heimat: Zählgemeinde	43,608	27,684
andere Gemeinde des Kantons	829	1,153
andere Kantone	39,951	40,696
Ausland	51,922	43,352
Die Wohnbevölkerung betrug	135,442	112,227

Zum Präsidenten des Organisationskomitees für das eidgenössische Turnfest 1912 in Basel wird gewählt Oberstdivisionär Dr. Isaak Iselin.

7. Die Frequenz der Universität Basel im Wintersemester 1910/11 verzeichnet 127 Lehrer und 823 Schüler (darunter 104 Damen), von den Schülern 692 (24) immatrikulierte Studenten. Von den Studenten sind Theologen 62, Juristen 63, Mediziner 183 (8), Philosophen I 173 (10), Philosophen II 211 (6). Weiter sind 549 (21) Schweizer, 143 (3) Ausländer. Von den 242 Baselstädtern studieren 24 Theologie, 38 Jurisprudenz, 36 (1) Medizin, 68 (5) Philosophie I und 86 (4) Philosophie II.

8. Großer Rat. Nachdem ein Landankauf bei Kleinhüningen ratifiziert worden ist, wird die Beratung des Prüfungsberichts für 1909 zu Ende geführt. Von den 20 Postulaten der Prüfungskommission werden eine ganze Reihe in dieser Sitzung behandelt.

10. Reg.-Rat Dr. F. Mangold übernimmt für den Rest der laufenden Amtsdauer die Leitung des Erziehungsdepartements.

10. 11. Bei schwacher Beteiligung vollziehen sich ohne Kampf die Wahlen in die gewerblichen Schiedsgerichte nach den von den Arbeitgeber- und Arbeiterverbänden aufgestellten Vorschlägen.

15. Der Weitere Bürgerrat lehnt den vom Engern Bürgerrat abgeschlossenen Verkauf des Spitalguts Oberbölchen ab, wählt die Prüfungskommission für 1910, erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht und beginnt die Beratung des Verwaltungsberichts über das Jahr 1909.

Der Große Rat weist die Angelegenheit des Ankaufs der Liegenschaft Leonhardsgraben 3 (Kaufmann-Merkle) an die Regierung zurück behufs Vorlegung eines gedruckten Ratschlags, genehmigt die Anträge der Regierung betr. Änderung

am Projekt der Neuerstellung des St. Albanrheinweges und beendigt die Beratung des Verwaltungsberichts.

16. Die Straßenbahnlinie Basel-Hüningen wird mit bescheidenen Feierlichkeiten dem Betrieb übergeben.

Der Genossenschaftsrat des A. C. V. stellt den Wortlaut einer Resolution fest, die der zur Besprechung der Lebensmittelteuerung einzuberufenden Generalversammlung vorgelegt werden soll und beschließt eine Eingabe an den Großen Rat in Sachen der Behandlung der Sparkasse des Vereins im kantonalen Einführungsgesetz zum eidg. Zivilgesetzbuch.

17. 18. Für Besetzung einiger Stellen in den gewerblichen Schiedsgerichten muß ein zweiter Wahlgang stattfinden.

22. Großer Rat. Nach Erledigung einiger kleinerer Geschäfte wird die Staatsrechnung 1909 genehmigt, die Vorlage betr. Abänderung des Armengesetzes angenommen, das revidierte Straßengesetz in erster Lesung zu Ende geführt, und die Erweiterung des Schießplatzes am Allschwiler Weiher im Jahr 1912 beschlossen.

Der Weitere Bürgerrat führt die Beratung des Prüfungsberichts zu Ende und genehmigt den Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrats für 1909.

23. Prof. Ed. Hagenbach-Bischoff, lange Jahrzehnte hindurch Lehrer der Physik an der Universität und erfolgreicher Forscher auf den verschiedensten Gebieten seiner Wissenschaft, im politischen Leben des Kantons Baselstadt u. a. als Jahrzehnte und bis zu seinem Tode gewissenhaft arbeitendes Mitglied des Großen Rates und in mannigfachen andern Stellungen tätig, stirbt im Alter von 78 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit. Sein Name ist vor allem auch durch sein rastloses Kämpfen für das proportionale Wahlverfahren im Inland wie im Ausland bekannt geworden.

24. Im Alter von 83 Jahren stirbt Hieronymus Burckhardt-Eckenstein, ursprünglich Bäckermeister, als Mitgründer

und langjähriger Direktor der Handwerkerbank um das Gedeihen dieſes Inſtituts vielverdient und um das Wohl von Zunft, Stadt und Staat, u. a. als Mitglied des Großen Rates lange Zeit eifrig bemüht.

Der Regierungsrat wählt zum außerordentlichen Profeſſor für Kunſtgeſchichte den Privatdozenten Dr. Ernſt Heidrich in Berlin.

31. Witterung. Der Monat Dezember 1910 wies ein Mittel der Temperatur auf von 3,9° C., ein mittleres Temperatur-Maximum von 6,2, ein mittl. Temp.-Minimum von 1,9° C., ein Mittel des Luftdrucks von 734,8 und eine Summe der Niederſchlagsmenge von 67,2 mm, endlich eine Summe der Sonnenſcheindauer von 62,2 Stunden. Der Monat fiel, wie der Dezember 1909, anormal warm aus und hatte einen ſtarken Überſchuß an Sonnenſchein.

Januar 1911.

1. Der Zivilſtandsverkehr Baſels im Jahr 1910 weiſt folgende Hauptzahlen auf: 1144 Trauungen, einſchließlich 177 auswärts vollzogene Trauungen hier wohnender Paare; unter den 1111 in Baſel geſetzlich vollzogenen Trauungen befinden ſich 144 auswärts wohnender Paare. Geburten fanden im Kanton ſtatt 3500, darunter 540 Paſſanten-Geburten; davon waren totgeboren 78 Knaben und 57 Mädchen. Von den 3365 Lebendgeborenen waren 1688 Knaben, 1677 Mädchen. Legitim wurden geboren 1608 Knaben, 1555 Mädchen, davon 71 Knaben und 52 Mädchen tot. Todesfälle fanden ſtatt 1854, darunter 259 Paſſanten-Todesfälle. Von den 1719 Geſtorbenen (ohne Totgeburten) waren 838 männlichen und 881 weiblichen Geſchlechts.

6. Der Allgem. Konſumverein veranſtaltet in der Burgvogteihalle eine außerordentliche Generalverſammlung, in der über die Lebensmittelteuerung Referate gehalten werden und eine Reſolution angenommen wird; dieſe empfiehlt

verſchiedene Maßregeln zur Hebung des Notſtandes und fordert jedermann auf, ſich in Genoſſenſchaften zuſammenzuſchließen zum Kampf gegen die Teuerung.

11. An einer raſchen Krankheit ſtirbt Auguſt Beck, S. M. C., urſprünglich Theologe, ein ſehr geſchätzter und fein gebildeter Gymnaſiallehrer.

12. Großer Rat. Reg.-Rat Zutt reicht auf Ende des Monats ſein Entlaſſungsgeſuch ein. Es werden einige Anzüge entgegengenommen und die Wahlen in die gewerblichen Schiedsgerichte validiert. Hierauf tritt der Rat ein auf die Ergänzung des Geſetzes über die direkten Steuern.

13. Der Genoſſenſchaftsrat des Allgem. Konſumvereins tritt ein auf die Beratung der Geſchäftsordnung des Genoſſenſchaftsrats.

Die Studentenſchaft veranſtaltet einen Fackelzug zu Ehren des verſtorbenen Prof. Ed. Hagenbach-Biſchoff.

14. Die Regierung erteilt Pfr. W. Eckli n die erbetene Entlaſſung auf den 1. Juni 1911.

19. Großer Rat. Das Geſuch von Reg.-Rat Zutt um Entlaſſung aus dem Staatsdienſt wird angenommen und das Geſetz betr. Ergänzung des Geſetzes über die direkten Steuern in erſter Leſung zu Ende beraten. Ein Antrag betr. Subventionierung der Witwen- und Waiſenkaſſe des Polizeikorps wird angenommen und der dem Rate vorgelegte Ankauf der Liegenſchaft Leonhardsgraben 3 (ſ. zum 17. Dez. 1910) ratifiziert.

Prof. H. Schieß übermacht der öffentlichen Kunſtſammlung eine Summe von über 60,000 Fr. als Schießſchen Fonds, aus deſſen Zinſen Bilder junger Basler Künſtler ſollen angekauft werden.

21. Die deutſche Kolonie begeht im Muſikſaal feierlich den Geburtstag des deutſchen Kaiſers und das Erinnerungsfeſt an die vor 40 Jahren erfolgte Gründung des Deutſchen Reichs.

20. Großer Rat. Nach Bewilligung eines Nachkredits von 15,000 Fr. für die Augenheilanstalt wird das Kirchenoberaufsichtsgesetz in erster Lesung erledigt, das Wahlgesetz bis auf einen Artikel in zweiter Lesung durchberaten und das Armengesetz in zweiter Lesung durchberaten und angenommen. Die Diskussion über den Bericht der Regierung betr. die Angelegenheit Merz geht aus in einen Beschluß, in dem der Große Rat die Erwartung ausspricht, daß die Regierung eine seinerzeit überwiesene Motion betr. Irrenschutz beförderlich erledigen werde. (Der Maschinenfabrikant M. hatte sich wegen angeblich widerrechtlicher Internierung in der Irrenanstalt Friedmatt beschwert und seine Angelegenheit durch Veröffentlichung einer Broschüre in aller Mund gebracht.)

27. Umzug der drei Ehrenzeichen Kleinbasels.

28. 29. Zum Pfarrer der Leonhardsgemeinde an Stelle des zurücktretenden Ed. Preiswerk wird ohne Opposition gewählt der Kandidat des Posit. Gemeindevereins St. Leonhard, Pfr. Wilhelm Arnold in Lausanne.

30. An einem Schlaganfall stirbt in seinem 88. Lebensjahr Anton Lanicca, Chef des Telegraphenbureaus Basel 1872—1908, seit 1908 im Ruhestand.

31. Zu Safran wird eine neue kantonale Partei, die Bürgerliche Fortschrittspartei gegründet.

In Riehen stirbt Jakob Hui, ehemaliger Direktor des Kreises II der S. B. B., früher Direktor der S. C. B., geb. 1845.

Witterung. Im Monat Januar 1911 betrug das Mittel der Temperatur —2,4° C., das mittlere Temp.-Max. 0,3°, das mittl. Temp.-Min. —0,3°, das Mittel des Luftdrucks 744,4, die Summe der Niederschlagsmenge 30,7 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 81,4 Stunden. Der Monat Januar 1911 hinterläßt das Andenken eines richtigen Wintermonats mit ansehnlicher Kälte und viel Schnee.

Februar 1911.

1. Die Regierung ernennt die bisherigen außerordentlichen Professoren an der Universität H. Hecht, W. Niedermann und Pfuhl zu ordentlichen Professoren.

2. Der Genossenschaftsrat des Allgem. Konsumvereins berät seine Geschäftsordnung zu Ende.

3. Dr. Ernst Hagenbach hält seine Antrittsvorlesung als Privatdozent der Medizin über Physiologie und Pathologie der Hypophyse.

6. 7. Ziehung der Tombola zugunsten der Sterbekasse der Basler Straßenbahnen.

9. Großer Rat. Nach der Wahl von je 10 Ersatzrichtern für Zivil- und Strafgericht wird das Kirchenoberaufsichtsgesetz in 2. Lesung durchberaten und angenommen und das Gesetz betr. neue Verteilung der Großratsmitglieder auf die Quartiere nach Regierungsantrag genehmigt; ebenso genehmigt der Rat den Nachtrag zum Vertrag mit der bad. Bahn betr. Verlegung des badischen Bahnhofs, der u. a. die Legung einer Schleifenbahnlinie durch die Langen Erlen vorsieht.

11. Zum Kantonstierarzt wählt die Regierung Dr. Arnold Nuesch, zurzeit in Flawil.

12. 13. Die Evangel. Gesellschaft für Stadtmission hält ihre Jahresfeier ab mit Pfr. H. Brassel in Zürich als Festredner.

16. Nach einer längern Debatte zur Tagesordnung beschließt der Große Rat in zweiter Lesung Eintreten auf die von einer Kommission durchberatene Vorlage betr. Wertzuwachssteuer und nimmt das Gesetz an.

17. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche nimmt die provisorische Kirchenordnung für die mit dem 1. April in Kraft tretende freie evangelische Volkskirche an.

18. 19. Die Initiative betr. Abschaffung der Beleuchtungssteuer wird bei einer Beteiligung von 36% der Stimmberechtigten mit 4585 gegen 3313 Stimmen verworfen. — Die reformierte Kirchenverfassung wird bei einer Beteiligung von 35% mit 4809 gegen 659, die christkatholische Kirchenverfassung bei einer Beteiligung von 40% mit 304 gegen 21 Stimmen angenommen. — Zum Pfarrer von St. Martin wird zum Ersatz des zurücktretenden Pfr. W. Ecklin ohne Opposition mit 65 Stimmen bei 168 Stimmberechtigten gewählt Pfr. Karl Stockmeyer, derzeit Hausvater im Alumneum.

23. In der Sitzung des Großen Rates beantwortet die Regierung eine Interpellation über ihre Schritte gegen den vom Bundesrat verfügten Zoll von 25 Fr. auf gefrorenes argentinisches Fleisch — städtische Bevölkerungen haben bei der herrschenden Fleischnot ein sehr lebhaftes Interesse an Erleichterung dieser Einfuhr — nach einer daran angefügten Diskussion zur Befriedigung der Interpellanten. Sodann wird das kantonale Einführungsgesetz zum schweiz. Zivilgesetzbuch in erster Lesung bis Titel 25 (§ 210) durchberaten.

24. Der Erziehungsrat wählt zu Lehrern am Gymnasium Dr. Wilhelm Altwegg, zurzeit in Biel, und Dr. Hans Kappeler, zurzeit provisorisch angestellt, beide von Basel, und zum Lehrer an der obern Realschule Dr. Moritz Henneberg aus Guggisberg, zurzeit in Bern.

28. Die Regierung ernennt zum Hauptmann der Feuerwehr Oberleutnant Arnold Weißkopf.

Der Weitere Bürgerrat nimmt eine Motion an, durch die der Engere Bürgerrat beauftragt wird, die Erwerbung der Liegenschaft Schanzenstraße 31 durch das Spitalpflegamt zu prüfen; er ratifiziert den Ankauf der Liegenschaft Hebelstraße 14 durch das Spitalpflegamt; er genehmigt das Budget der bürgerlichen Verwaltungen für 1911 und erledigt eine Reihe von Bürgerrechtsbegehren.

Im Alter von 85 Jahren ſtirbt Karl Schmid-Linder, geboren in Welzheim (Württemberg), ſeit 1859 im Basler Schuldienſt als Mädchenlehrer tätig. Sein großes Verdienſt iſt die von ihm angeregte Gründung der Frauenarbeitſchule durch die Gemeinnützige Geſellſchaft (1879). Er war der erſte Vorſteher dieſer Anſtalt und behielt dieſes Amt auch nach der Verſtaatlichung (1895) bei; im Oktober 1904 trat er zurück.

Eine Volksverſammlung der ſozialdemokratiſchen Partei und des Arbeiterbundes faßt eine Reſolution zum Proteſt gegen den Bundesratsbeſchluß betr. Verzollung des gefrorenen Fleiſches mit 25 Fr. per 100 Kilo.

Witterung. Im Monat Februar 1911 betrug das Mittel der Temperatur 2,3°, das mittlere Temp.-Maximum 5,8, das mittl. Temp.-Minimum —0,9° C., das Mittel des Luftdrucks 743,7, die Summe der Niederſchlagsmenge 34,2 mm, die Summe der Sonnenſcheindauer 101 Stunden. Die erſte Hälfte des Monats trug noch Wintercharakter. In der zweiten herrſchte mildere Witterung, und im ganzen hielt ſich die Temperatur um 0,6° über dem Durchſchnitt.

März 1911.

2. Der Große Rat ſtellt das Budget für 1911 feſt wie folgt: Einnahmen 16,550,221 Fr., Ausgaben 18,638,581 Fr., Defizit 2,088,360 Fr. Es wird beſchloſſen entgegen dem Antrag der Regierung auf 20% nur 10% Steuerzuſchlag pro 1911 zu erheben und die Regierung beauftragt zu prüfen, ob und wie der Staatshaushalt vereinfacht werden könne.

In ſeinem 57. Altersjahr ſtirbt Oberſtleutnant J. Ruef-Wueſt, Lehrer an der Mädchenſekundarſchule, gebürtig aus dem Kt. Aargau, verdient namentlich als Organiſator und langjähriger Leiter des militäriſchen Vorunterrichts in Baſel.

4. Die Regierung erteilt auf Ende der laufenden Amtsdauer Fritz Amſtein die aus Geſundheitsrückſichten erbetene Entlaſſung als Präſident der Aufſichtskommiſſion des Frauenſpitals.

6. ffg. Die diesjährige Fastnacht ist vom Verkehrsbureau aus einigermaßen organisiert worden. Wie gewohnt wurde sie eingeleitet durch ein großes Trommelkonzert, diesmal im Musiksaal, durch die Narrenabende der Männergesangvereine am Samstag, 4. März, und durch die Fastnachtfeuer am Sonntag. Von der Witterung begünstigt, bot sie ein buntes, glänzendes und bewegtes Bild, zur Freude der zu Tausenden von nah und fern zusammengeströmten Schaulustigen.

9. Großer Rat. Der 1. Staatsanwalt Dr. Arnold Müller reicht sein Entlassungsgesuch ein. Das Wahlgesetz wird einstimmig angenommen und die Ergänzung des Gesetzes über die direkten Steuern mit an Einstimmigkeit grenzender Mehrheit. Ein Anzug betr. Errichtung von Wohnungen durch die öffentliche Verwaltung und Unterstützung von Wohngenossenschaften wird überwiesen.

10. Die Gemeinnützige Gesellschaft wählt zu ihrem Schreiber Dr. Paul Ronus an Stelle des nach dreijähriger Tätigkeit zurücktretenden Dr. Rud. Miescher und nimmt davon Kenntnis, daß ihr Archiv dem Staatsarchiv angegliedert worden ist.

11. In Mentone, wo er sich seit dem Herbst zur Erholung von schwerer Krankheit aufhielt, stirbt unerwartet Bundesrat Dr. Ernst Brenner von Basel, geb. 1856. Als Neffe des radikalen Volksmanns Dr. Karl Brenner hatte er rasch Karrière gemacht, war mit 25 Jahren Mitglied des Großen Rates, mit 28 des Regierungs-, mit 31 des Nationalrates geworden. Den Nationalrat präsidierte er 1894/95. Am 25. März 1897 wurde er gegen Nat.-Rat Speiser im 4. Wahlgang als Nachfolger von Oberst Frey in den Bundesrat gewählt. Hier leitete er bis zu seinem Tode das Justiz- und Polizeidepartement mit Ausnahme der Jahre 1901 und 1907, wo er die Würde des Bundespräsidenten bekleidete. Vom ausgesprochenen Parteipolitiker, der er in seiner Jugend war, hat

Brenner sich zum eigentlichen Staatsmann entwickelt und nimmt das Bedauern über seinen allzu frühen Tod und das dankbare Andenken des ganzen Schweizervolks, in erster Linie seines Heimatkantons Baselstadt mit ins Grab.

13. Aus Kreisen der Gewerbetreibenden und Hausbesitzer wird gegen das Gesetz betr. Grundstückgewinnsteuer ein Referendum angebahnt.

15. Großer Rat. Nachdem der Vorsitzende in einer Ansprache des verstorbenen Bundesrats Brenner gedacht hat, wird der Bericht der Regierung betr. Pflanzen von Obstbäumen an den Straßen entgegengenommen und das Gesetz betr. amtlichen Wohnungsnachweis angenommen. Das Einführungsgesetz zum schweizerischen Zivilgesetzbuch wird in 1. Lesung bis Art. 238 gefördert.

19. Wie in verschiedenen europäischen Großstädten und Schweizerstädten findet auch in Basel und zwar im Großratssaal ein sozialdemokratischer Frauentag für politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts statt.

In der Aula des Museums wird in Anwesenheit der Regierungsräte Wullschleger und Mangold die Schlußfeier der kaufmännischen Lehrlingsprüfungen vorgenommen.

Die Heilsarmee veranstaltet im Musiksaal des Stadtkasinos eine zahlreich besuchte Versammlung, in der der greise General Booth auftritt. Dabei wurde Gebrauch gemacht von der kürzlich erfolgten Aufhebung des Umzugsverbotes, und in großem Aufmarsch zogen die Salutisten von ihrem Lokal am Erasmusplatz durch die ganze Stadt nach dem Musiksaal.

21. Die Synode der Evangelisch-reformierten Landeskirche genehmigt das vom Kirchenrat vorgelegte Budget über die Zeit vom 1. April bis zum 31. Dezember 1911 für die reformierte Volkskirche (138,000 Fr. Einnahmen, 78,000 Fr. Ausgaben), sowie einen Vertrag mit dem Baudepartement über Heizung der kirchlichen Lokale.

22. Der Regierungsrat entläßt Prof. Dr. Rud. Nietzki auf sein Gesuch von seinem Lehramt unter Verdankung der geleisteten Dienste.

23. Großer Rat. Nach Änderung der Straßenlinie Klingenthal-Kasernenstraße und Festsetzung von Bebauungsvorschriften für den Bundesplatz wird das Einführungsgesetz zum Zivilgesetzbuch inkl. Notariatsgesetz in erster Lesung zu Ende geführt, die Anzüge betr. eine Tramverbindung zwischen Margarethenbrücke und Heuwage und betr. Aufhebung der Baulinie Eisengasse-Rheinsprung überwiesen, ebenso eine Petition der Straßenbahner betr. Berechnung ihres Urlaubs, endlich das Initiativbegehren betr. Einführung der Stimmpflicht nicht erheblich erklärt.

24. Die Regenz erteilt Dr. Alfred Gigon von Goumois (Bern) die venia legendi für innere Medizin.

25. Der evangelisch-reformierte Kirchenrat wählt zum Kirchenverwalter L. Bürgin-Ratz, Sekretär der Staatskassaverwaltung.

31. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins behandelt die Rechnung für 1910 (Gesamtumsatz 21,900,000 Fr.) und setzt die Rückvergütung auf 8% fest.

In Blumenstein (Kt. Bern) stirbt 72jährig der frühere langjährige Basler Primarlehrer Hermann Egger-Herrmann, gebürtig aus Aarwangen. Egger war in seiner Jugend Telegraphist gewesen und wandte sich erst später dem Lehrerberuf zu. Er hat auch auf kirchlichem und gemeinnützigem Gebiet der Stadt Basel gedient.

Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat März betrug 5,6° C., das mittl. Temp.-Max. 10,4, das mittl. Temp.-Min. 1,8°, das Mittel des Luftdrucks 734,5, die Summe der Niederschlagsmenge 41,3 mm, die Summe der Sonnenscheindauer 127,7 Stunden. Wenn auch nicht so schön wie der März 1910, machte doch der März 1911 seinem Ruf als freundlicher Frühlingsmonat alle Ehre.

April 1911.

1. Mit dem heutigen Tag wird die Trennung von Kirche und Staat in Baselstadt zur Tatsache. Schon während geraumer Zeit hatten sich die kirchlichen Behörden, namentlich die der evangelisch-reformierten Landeskirche, von jetzt ab der evangelischen Volkskirche, und die des Staats mit der Ausscheidung der bisher vom Staat verwalteten Kirchengüter und ähnlichen Aufgaben, mit Verwaltungsfragen, die durch den neuen Stand der Dinge notwendig werden u. dgl. m. beschäftigt.

Zu der von der Vorsteherschaft der römisch-katholischen Gemeinde ausgeschriebene Konkurrenz für Erlangung von Plänen zur Verwertung des von der Gemeinde erworbenen Landes an der Kannenfeldstraße sind 63 Projekte eingelaufen. Das Preisgericht spricht den 1. Preis Archit. Gust. Doppler in Basel zu; weitere Preise erhielten Joh. Scheier in St. Gallen, Willy Meyer aus Basel in Dresden, La Roche, Stähelin und Cie. in Basel, Ehrenmeldungen zwei fernere Projekte.

2. Die Brüdergemeinde von Basel begeht eine Erinnerungsfeier zum Andenken an den vor 100 Jahren (4. April 1811) erfolgten Bezug ihres bisherigen Versammlungslokals im Ringgäßlein.

5. Die Regierungsratsverhandlungen teilen mit, daß 2069 Stimmberechtigte Volksabstimmung verlangen über das Gesetz betr. Grundstück-Gewinnsteuer.

Die Pestalozzi-Gesellschaft begeht ihre 15. Jahresversammlung.

Die Liedertafel verläßt Basel zu ihrer Sängerfahrt nach Rom, wo sie am Palmsonntag, 9. April, im Augusteum vor dem italienischen Königspaar und einer großen Zuhörerschaft mit größtem Erfolg auftritt.

11. Felix Burckhardt-Siber, in weiteren Kreisen namentlich als hervorragender Alpenklubist bekannt, stirbt im Alter von 64 Jahren.

13. Großer Rat. Eine Interpellation über die Börsenmanipulationen des Basler-Amerikaners Hans Bauder wird vom Interpellanten in einen Anzug betr. Überwachung von Emission und Anpreisung von Börsenpapieren umgewandelt und als dringlich auf die heutige Tagesordnung gesetzt. Der Rat wählt zum 1. Staatsanwalt Dr. Ruckhäberle, beschließt Korrektion der Birs zwischen Redingstraße und Eisenbahnbrücke, erklärt einen Anzug für erheblich, der die Regierung auffordert, Schritte zu tun zur Erweiterung des Güterbahnhofes, behandelt den Rückständebericht und überweist in etwas veränderter Form den am Beginn der Sitzung gestellten Anzug.

18. 19. Die Freunde der „Christlichen Welt" aus Süddeutschland und der Schweiz halten im Wettsteinhof ihre von gegen 200 Personen besuchte Versammlung ab.

20. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins erledigt eine Reihe von unbedeutenden laufenden Geschäften.

24. Prof. Gerhardt (Innere Medizin) nimmt einen Ruf nach Würzburg an.

25. Die Staatsrechnung für 1910 schließt bei 18,229,730 Fr. Ausgaben mit einem Defizit von 581,676 Fr. 60 Cts. (Budgetdefizit 3,005,740 Fr. 50).

26. Großer Rat. Die letzte Sitzung der Amtsperiode bringt noch eine Interpellation; das Einführungsgesetz zum Schweiz. Zivilgesetzbuch wird in 2. Lesung durchberaten und angenommen. Für Erweiterung der Schlachtanstalt werden Kredite von total 94,000 Fr. bewilligt. Über eine Petition betr. Erhöhung eines Ruhegehalts geht der Rat zur Tagesordnung, eine andere betr. Schaffung und Erhaltung öffentlicher Anlagen im Horburgquartier überweist er der Regierung. Damit ist die Legislaturperiode 1908/11 geschlossen.

28. Die Generalversammlung der Mitglieder des Allg. Konsumvereins beschließt gemäß dem Antrag der vorberatenden Behörden eine Rückvergütung von 8% für 1910.

30. Die schweizerische demokratische Partei hält in Basel ihre Generalversammlung ab. Nat.-Rat Scherrer-Füllemann aus St. Gallen hält das Hauptreferat über das demokratische Programm.

In der Pauluskirche wird der neugewählte Geistliche der Leonhardsgemeinde Pfr. W. Arnold feierlich in sein Amt eingeführt.

Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats April 1911 waren: Mittel der Temperatur 8,6°, mittl. Temp.-Max. 13,3, mittl. Temp.-Min. 3,5° C., Mittel des Luftdrucks 737,1, Summe der Niederschlagsmenge 33,1 mm, Summe der Sonnenscheindauer 182,3 Stunden. Der Monat war schön und trocken, dabei ungewöhnlich kalt und hielt dadurch die Vegetation in wohltätiger Weise zurück.

Mai 1911.

1. Die Maifeier der Arbeiterschaft geht in den hergebrachten Formen ohne außergewöhnliche Zwischenfälle vorüber.

6. Die Wahlen in den Großen Rat und den Regierungsrat für eine neue Periode von 3 Jahren werden vorgenommen bei der für Basel ungewöhnlich starken Beteiligung von mehr als 68% der Wählerschaft. Für den Großen Rat lagen sieben Listen vor, die der freisinnig-demokratischen, der liberalen, der sozialdemokratischen, der katholischen Volks- und der demokratischen Partei, ferner die der Freisinnigen Bürgerpartei, die erst in den letzten Monaten gegründet wurde und vornehmlich den Schutz des Mittelstandes bezweckt, endlich für das Spalenquartier die des Männervereins Spalen. In den Landgemeinden lagen Dorflisten vor, die von den städtischen Parteien zum Teil unterstützt wurden. Gewählt wurden 47 Sozialdemokraten (im abtretenden Großen Rat 43), 35 Freisinnige (40), 21 Liberale (25), 17 Katholiken (17), 6 Bürgerparteiler (bisher keine), 3 Kandidaten von Dorf-

listen (3), 1 Vertrauensmann des Männervereins Spalen. Der bisherige Vertreter der demokratischen Partei wurde nicht wieder gewählt.

Für den Regierungsrat konnten nur 5 von 7 Stellen besetzt werden. Bei einem absoluten Mehr von 7382 wurden im ersten Wahlgang gewählt die bisherigen Regierungsräte Dr. F. Mangold (vorgeschlagen von Liberalen, Freisinnigen und Sozialdemokraten) mit 10,694 St., Nat.-Rat Dr. P. Speiser (Lib., Freis., Sozialdem.) mit 10,679 St., Dr. C. Chr. Burckhardt-Schazmann (Lib., Freis., Sozialdem.) mit 10,489, Wullschleger (Sozialdem., Lib.) mit 8916 und Dr. Blocher (Sozialdem., Lib.) mit 8421 Stimmen. Weitere Stimmen erhielten Reg.-Rat Stöcklin (bisher, vorgeschlagen von Freisinnigen und Liberalen) 7111, Physikus Dr. F. Aemmer (für die durch Rücktritt von Reg.-Rat Zutt freigewordene Stelle vorgeschlagen von Freisinnigen und Liberalen) 5503, Dr. E. Feigenwinter (Katholiken) 2685 und Dr. O. Schär (Demokraten) 1938.

Der 6. Schweiz. Militär-Radfahrertag nahm am Samstag und Sonntag einen sehr gelungenen Verlauf. Das Programm bestand aus Meldefahren, Schießen und Distanzenschätzen.

9. Der Weitere Bürgerrat erklärt, nachdem eine Interpellation beantwortet ist, einen Anzug erheblich betr. Erwerbung der Liegenschaft Schanzenstraße 31 durch das Spitalpflegamt, ratifiziert den Verkauf eines Stückes Spitalland am Wielandplatz und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

10. Die Regierung entläßt den Chef des Kontrollbureaus Burkhard Mangold nach 51jährigem Staatsdienst in den Ruhestand.

Hebelmähli in Hausen i. W.

11. Der neugewählte Große Rat wird vom Alterspräsidenten Elias Weiß aus Bettingen eröffnet. Er wählt zu seinem Präsidenten Dr. Kully (katholisch), zum Statthalter

H. Jezler (freis.), zum Präsidenten des Regierungsrates für 1911/12 Reg.-Rat Speiser, zum Vizepräsidenten Reg.-Rat Blocher. Hierauf wird noch eine Interpellation behandelt.

12. Der Genossenschaftsrat des Allgem. Konsumvereins beschließt teilweise Überbauung des dem Verein gehörenden Areals beim Lysbüchel.

13. Am frühen Morgen bricht Kav.-Oberlieut. Theod. Real, der am Abend des 11. ds. von Darmstadt her eingetroffen war, mit seinem Euler-Zweidecker, der ersten Flugmaschine in Basel, vom Brüglinger Feld auf zur Fahrt nach Bern. Leider erlitt die Maschine beim Überfliegen des untern Hauensteins in der Nähe von Läufelfingen eine Havarie, die Real zwang, die Fahrt aufzugeben. Der Flieger blieb unverletzt.

Die Regierung beschließt, dem Großen Rat den Ankauf des Schneider-Elmerschen Gutes außerhalb des Kannenfelds zu beantragen.

13. 14. Bei der Stichwahl in den Regierungsrat werden bei 9308 abgegebenen Stimmen mit 6527 und 5066 Stimmen gewählt die von den Liberalen unterstützten freisinnigen Kandidaten Reg.-Rat Armin Stöcklin und Dr. med. Aemmer. Dr. Ernst Feigenwinter machte 2711, Dr. O. Schär 1875 Stimmen.

20. Auf der Reise nach Paris zum Besuch des Präsidenten Fallières kommt der König Peter Karageorgewitsch von Serbien hier an mit der Absicht, den Sonntag (21.) in Basel zu verbringen. Er muß aber am 23. unverrichteter Dinge wieder direkt nach Belgrad zurückreisen, weil Fallières ihn nicht empfangen kann, da in der Morgenfrühe des Sonntags durch ein Aviatiker-Unglück der französische Kriegsminister Berteaux getötet, der Ministerpräsident Monis schwer verwundet wurde. — Hart an unsrer Grenze geht auf der Fahrt von Freiburg nach Mülhausen und von da weiter nach Kolmar der deutsche Zuverlässigkeitsflug am Oberrhein von statten.

21. Der Fußballmatch zwischen der englischen Berufsmannschaft Newcastle United und dem Fußballklub Basel auf dem Landhof endete mit 7 : 1 Goals zugunsten der Gäste.

23. In einer Nachmittagssitzung validiert der Große Rat die Wahlen vom 6./7. und 13./14. Mai, beschließt Vergrößerung des Tierparks in den Langen Erlen und Doppelspur auf verschiedenen Strecken der Straßenbahn, genehmigt den Vertrag mit dem Kinderspital (jährlicher Staatsbeitrag von 8000 Fr.), wählt zum 2. Staatsanwalt Dr. Paul Siegfried, bisherigen Untersuchungsrichter und bestellt den Erziehungs- und den Bankrat für eine neue Amtsdauer.

24. Reg.-Rat Aemmer übernimmt die Leitung des durch Rücktritt von Reg.-Rat Zutt erledigten Sanitätsdepartements.

25. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1911/12 wird gewählt Prof. Eberhard Vischer.

27. Der Fußballklub Celtic aus Glasgow, eine Berufsmannschaft, schlägt den Fußballklub Basel mit 5 : 1 Goals.

30. Die evangelisch-reformierte Synode genehmigte den Bericht des Kirchenrats über die Zeit vom 1. Januar 1910 bis 31. März 1911, gewährt die Nachtragskredite für einige Teuerungszulagen und für die Bezahlung der Steuern, die nunmehr der Kirche als Besitzerin von Gebäuden zufallen, beschließt eine provisorische Steuerordnung und wählt den Kirchenrat mit Antistes v. Salis als Präsidenten für die Zeit bis Frühjahr 1912.

31. Prof. Andreas Heusler wird mit dem preußischen Orden pour le mérite ausgezeichnet.

Witterung. Die hauptsächlichsten meteorologischen Werte des Monats Mai 1911 waren: Mittel der Temperatur 13,9, mittleres Temperatur-Maximum 18,8, mittl. Temp.-Minimum 9,3° C. Mittel des Luftdrucks 736,8, Summe der Niederschlagsmenge 47,5 mm. Der Monat war wärmer und niederschlagsärmer als ein normaler Mai.

Juni 1911.

3. ffg. Der Schweiz. Typographenbund hält seine 53. Generalversammlung in Basel ab. Als wichtigstes Geschäft ist zu verzeichnen, daß er beschließt, den Prinzipalen den bestehenden Tarif auf den 31. Dezember 1912 zu kündigen.

5. Der Fußballklub Basel spielt gegen den Fußballklub Pforzheim und siegt mit 5 : 3 Goals.

6. ffg. Die Deutsche zoologische Gesellschaft hält ihre Versammlung in Basel ab. Entsprechend den wissenschaftlichen Zielen der Vereinigung macht der Anlaß sich nach außen nur wenig geltend.

7. Die Frequenz der Universität Basel im Sommersemester 1911 beträgt 702 immatrikulierte Studenten (darunter 36 Damen) und 104 (50) Hörer. Davon entfallen immatrikulierte Studenten auf Theologie 64, auf Jurisprudenz 70, auf Medizin 183, auf Philosophie I 192 und auf Philosophie II 193. Nach der Heimat sind Schweizer 558 (32), Ausländer 144 (4) Studierende. Von den 252 (18) Baselstädtern studieren Theologie 14, Jurisprudenz 45, Medizin 37 (1), Philosophie I 77 (12) und Philosophie II 79 (5).

8. Großer Rat. Die Sitzung wird mit einigen Interpellationen (betr. Vertretung der Sozialisten in den von der Regierung gewählten Kommissionen und betr. Erhöhung der Taxen bei den Straßenbahnen) eingeleitet. Der Rat ratifiziert den Ankauf des Schneider-Elmerschen Guts an der Burgfelderstraße für Erweiterung des Kannenfeldgottesackers um 1 Mill., heißt eine Reihe von Bürgeraufnahmen gut, wählt die Kontrollstelle der Kantonalbank, genehmigt Jahresbericht und Rechnung der Kantonalbank. Endlich wird beschlossen, auf die Vorlage betr. ein ständiges staatliches Einigungsamt einzutreten.

9. Besuch des Schweizer Männerchors von Chicago in Basel.

11. Im Gundeldingerquartier wird zu einer neuen römisch-katholischen Kirche der Grundstein gelegt.

Auf dem Landhof wird zwischen Young Boys Bern und Football-Club Zürich der Finalmatch um die schweizerische Meisterschaft Ser. A ausgetragen und mit 1 : 0 zugunsten Berns entschieden. Durch diesen dritten entscheidenden Sieg in 3 aufeinanderfolgenden Jahren geht der Wanderbecher endgültig in den Besitz der Young Boys über.

15. Der Genossenschaftsrat des A. C. V. trifft verschiedene Wahlen, bestätigt u. a. auf eine neue Amtsdauer sein Bureau mit A. Jeggli als Präsidenten.

16. Dr. Alfred Gigon hält seine Habilitationsvorlesung als Dozent der medizin. Fakultät über „Aus der Geschichte der Respiration und Ernährung".

Pfr. A. Altherr, der älteste Vertreter der Reformrichtung in Basel, seit Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts an der Leonhardsgemeinde, in den letzten Jahren als deren Hauptpfarrer tätig, erhält vom Kirchenrat die erbetene Entlassung.

17. 18. In der Volksabstimmung werden bei schwacher Beteiligung (etwa 40%) die von den Sozialdemokraten, den Demokraten, den Freisinnigen und den Katholiken empfohlene, von den Liberalen und von der freisinnigen Fortschrittspartei bekämpfte Grundstückgewinnsteuer (Wertzuwachssteuer) mit 5021 gegen 3577, die Stimmzwanginitiative mit 4595 gegen 3911 Stimmen verworfen.

18. Das I. Nordwestschweizerische Wettfahren auf dem Rhein, veranstaltet vom Wasserfahrverein St. Alban, bedeutet sportlich einen vollen Erfolg, leidet aber sehr unter der ungünstigen Witterung. — Der Straßburger Männergesangverein stattet den befreundeten Vereinen Liedertafel und Liederkranz einen Besuch ab und konzertiert im Musiksaal zugunsten des Schülertuchs und des Deutschen Hilfsvereins.

19. Der Verband Schweiz Verkehrsvereine hält im Großratssaale seine Jahresversammlung. Ingenieur R. Gelpke referiert über die Schiffahrt auf dem Oberrhein. Geselliges Beisammensein und eine Rheinfahrt nach Augst würzten die Tagung.

20. Habilitationsvorlesung von Dr. E. Dürr als Privatdozent an der philosophischen Fakultät I über Machiavelli und das Papsttum.

24. 25. 26. Der Schweiz. Techniker-Verband hält seine Jahresversammlung in Basel ab. Höhepunkte sind der Vortrag von Privatdozent Dr. H. Zickendraht über den „Aeroplan 1911", und die Fahrt zu den im Entstehen begriffenen Werken am Rhein bei Augst-Wyhlen.

25. Im Münster wird Pfr. K. Stockmeyer in sein Amt als Pfarrer der St. Martinsgemeinde eingeführt.

25. ffg. Die Woche der religiösen Jahresfeste in Basel sieht u. a. eine Versammlung von Vertrauensleuten der Basler Mission, die einstimmig den Beschluß fassen, diese Gesellschaft habe die Missionsarbeit in Nord-Togo zu übernehmen.

27. Der Weitere Bürgerrat beschließt Verkauf einer Landparzelle des Bürgerspitals am Riehenmattweg und Ankauf der Liegenschaft Schanzenstraße 31, nimmt einen Bericht entgegen über Verpachtung und Verkauf von Land der Christ. Merianschen Stiftung, beschließt über Verteilung der diesjährigen Intraden der Merianschen Stiftung und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Prof. J. F. de Quervain hält seine Antrittsvorlesung als Professor der Chirurgie über „Altes und Neues vom Krebs".

28. Die Regierung wählt zum Physikus Dr. med. Hans Hunziker, zum Chef des Kontrollbureaus Wilh. Tschopp, bisher ersten Gehilfen.

29. Der Große Rat wählt Feriensuppleanten des Appellationsgerichts, wählt Dr. Franz Freuler zum Unter-

ſuchungsrichter, genehmigt einen Landverkauf am Luzernerring, tritt auf artikelweiſe Beratung des Geſetzes betr. das ſtändige ſtaatliche Einigungsamt ein und erledigt es in erſter Leſung, beſchließt Legung einer Tramlinie von der Johanniterbrücke zum badiſchen Bahnhof und erklärt einen Anzug erheblich betr. die ſeit einiger Zeit eingeführte Bewaffnung des Polizeikorps mit Revolvern, die verſchiedene Unglücksfälle zur Folge hatte.

30. Witterung. Im Monat Juni 1911 betrug das Mittel der Temperatur 16,3, das mittl. Temp.-Maximum 21,1, das mittl. Temp.-Minimum 11,8°, das Mittel des Luftdrucks 738,8, die Summe der Niederſchlagsmenge 108,3 mm, die Summe der Sonnenſcheindauer 237,9 Stunden.

Juli 1911.

2. Die chriſtkatholiſche Gemeinde nimmt bei ſchwacher Beteiligung ohne Oppoſition die Steuerordnung an.

2.—9. Das Kantonalſchützenfeſt beider Baſel wird bei ungewöhnlicher Gunſt der Witterung und mit vollem Gelingen in Baſel abgehalten, veranſtaltet von der Feuerſchützengeſellſchaft, unter dem Präſidium von Ständerat Oberſt Scherrer. Der Schießſtand war im ſogenannten Säuwinkel hinter dem Allſchwiler Weiher, der Feſtplatz mit Feſthütte und Budenſtadt außerhalb des Schützenmattenparks. Der offizielle Tag, Donnerstag 6. Juli, verſammelte die Behörden der beiden Halbkantone zum Bankett in der Feſthütte. Durch all die Reden klang der eine Grundton: Wiedervereinigung der beiden Kantonshälften, aber nicht durch eine künſtliche und erzwungene Verfaſſungsreviſion, ſondern dadurch, daß man die einſt getrennten Brüder durch die Notwendigkeit der wirtſchaftlichen Verhältniſſe und durch verſtändiges gegenſeitiges Geben und Nehmen wiederum in einen Haushalt zurück- und ſo die Verſchmelzung durchführt. Meiſterſchütze beider Baſel wurde Otto Gerhard von der Schießſektion des Zwingli-Vereins Baſel,

im Sektionswettschießen erhielten den ersten Lorbeerkranz die Feldschützen Basel, im Gruppenwettkampf A (Gewehr) die Société de tir Sentinelle in Freiburg i. d. Schw., im Gruppenwettkampf B (Pistole) der Pistolenklub der Schützengesellschaft der Stadt Luzern.

9. Der Fischerklub veranstaltet ein Wettschwimmen über den Rhein, an dem auch Damen zur Konkurrenz zugelassen sind. Dank der guten Organisation, der schönen Witterung und den günstigen Stromverhältnissen endet das Fest mit einem vollen Erfolg.

10. Mit dem heutigen Montag beginnen die fünfwöchigen Hundstagferien. Damit setzen ein die Ferienversorgung, die Aufenthalte jüngerer Schüler bei Bauern in Baselland, der Gymnasiasten und der Realschüler in ihren Ferienheimen zu Brugnasco und Morgenholz, die Fußreisen durch die Schweiz unter Leitung von Lehrer Rudin, für die Zurückbleibenden die Milchverteilung der Pestalozzigesellschaft, die Jugendhorte und unzählige andere wohltätige und gemeinnützige Veranstaltungen, sodaß, wenn nicht der Zuzug von Auswärtigen nach der Schweiz wäre, die Stadt in gewissen Quartieren unbewohnt zu sein schiene.

11. Der Weitere Bürgerrat beschließt den Verkauf eines Stückes Spitalland zwischen Rütimeyer- und Kluserstraße und Übernahme des Waldhauses in der Hardt in den Besitz der Bürgergemeinde.

13. Nach Ratifikation einer Reihe von Bürgeraufnahmen bewilligt der Große Rat eine Anzahl von Nachtragskredite, erledigt verschiedene Rekurse, Petitionen und Begnadigungsgesuche und tritt seine Ferien an.

Eine Delegiertenversammlung baselstädtischer Vereine beschließt, auch in diesem Jahre den Tag der Schlacht von St. Jakob festlich zu begehen.

14. Die von der französischen Kolonie im Sommerkasino wie üblich gefeierte Fête nationale erfreut sich einer besonders günstigen Witterung.

17. Bei Müllheim entgleist der Eilzug nach Frankfurt, der Basel um 8 Uhr früh verlassen hat. Das Unglück kostet 13 Tote und verursacht eine größere Zahl Verletzungen. Von in Basel wohnhaften Personen kamen dabei ums Leben der Farbarbeiter A. Thudium-Wild und die Kinder Theodor Pfleiderer, Walter Schmidt, Katharina und Fritz Warthmann.

23. 24. Das im benachbarten Münchenstein gefeierte kantonale Turnfest von Baselland erhält auch aus der Stadt zahlreichen Besuch.

25. Das Sanitätsdepartement stellt angesichts der anhaltenden Trockenheit und großen Hitze, um den Wasserbestand des städtischen Reservoirs zu schonen, die Straßenbesprengung ein und erläßt an die Einwohnerschaft die Mahnung, mit dem Wasserverbrauch sparsam umzugehen.

30. In der Pauluskirche hält Frl. Gertrud v. Petzold aus Birmingham einen Abendgottesdienst, wohl die erste Frau, die redend die Kanzel einer der öffentlichen Kirchen Basels betritt.

31. Witterung. Wir stehen unter dem Eindruck eines ganz abnorm heißen, anhaltend trockenen Julimonats. Menschen und Tiere, die ausgedörrte Erde selbst und die welkende Vegetation lechzen nach Abkühlung und Regen. Die Hauptwerte sind: Mittel der Temp. 21,5, mittl. Temp.-Max. 27,9, mittl. Temp.-Min. 15,2° C., Mittel des Luftdrucks 733,8, Summe der Niederschlagsmenge 13,3 mm, Summe der Sonnenscheindauer 369,0 Stunden. Sind auch die absoluten Temperaturwerte des Monats schon gelegentlich erreicht und sogar überschritten worden, so beruht die Eigentümlichkeit des diesjährigen Julis auf der langen Dauer der Trockenperiode. Sie hat den Wiesen in der ganzen Schweiz und insbesondere um Basel übel mitgespielt. Auch die sonstige Landwirtschaft leidet darunter und Waldbrände kommen leider in diesem Jahr auch bei uns häufig vor.

August 1911.

1. Die Bundesfeier wird an verschiedenen Orten der Stadt unter besonderer Gunst der Witterung in der üblichen Weise begangen.

2. Die Regierung beruft zum Nachfolger von Prof. Gerhardt als Lehrer der innern Medizin Dr. Rudolf Stähelin aus Basel, derzeit a. o. Professor in Berlin.

3. Im Alter von 57 Jahren stirbt nach langem Leiden an einem Schlaganfall Albert Burckhardt-Finsler, 1902 bis 1910 Regierungsrat und Vorsteher des Erziehungsdepartements, vorher Gymnasiallehrer, dann Konservator des Historischen Museums und Professor für Schweizergeschichte an der Universität. Der Verstorbene hat drei Jahrzehnte lang als Herausgeber des Basler Jahrbuchs gewirkt und überhaupt für die Popularisierung der vaterstädtischen und der vaterländischen Geschichte viel getan.

6. Der Wasserfahrverein St. Johann veranstaltet ein sehr gelungenes Wettschwimmen mit nautischen Spielen auf dem Rhein.

9. ffg. Im Stadtkasino wird der X. Zionistenkongreß abgehalten. Zum Präsidenten wird gewählt Dr. Max Nordau (Paris). Es sind 427 Delegierte anwesend, weiter nach zionistischer Schätzung etwa 1000 Gäste. Jedenfalls ist der große Musiksaal mit seinen ad hoc eingebauten Tribünen bis zum letzten Platz gefüllt, und in der Nachbarschaft des blau-weißen Banners sowohl als in allen Gasthäusern weit über das städtische Weichbild hinaus wimmelt es von fremdartigen Typen jeden Alters und Standes und beider Geschlechter. Der Kongreß erledigt die laufenden Geschäfte der Zionistengemeinde, nimmt die Berichte der einzelnen Unternehmungen und Kommissionen entgegen spricht dazu seine Wünsche aus und trifft die notwendig gewordenen Wahlen. Als Hauptergebnis des X. Kongresses wird von zionistischer

Seite bezeichnet die Versöhnung der verschiedenen Strömungen im Zionismus.

9. Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins beschließt, mit den Arbeitern des Unternehmens Tarifverträge abzuschließen.

12. Im Neubaudes badischen Bahnhofs bricht in der Abenddämmerung Feuer aus. Es gelingt mit Mühe einer zahlreichen Mannschaft, des Feuers Herr zu werden, nachdem es in Zeit von einer Stunde das durch die Hitze dürr gewordene Holzwerk an der großen Einsteighalle verzehrt und sonst viel Schaden angerichtet hat.

14. Nach den fünfwöchentlichen Ferien beginnt der regelmäßige Schulbetrieb wieder. Der Erziehungsrat beschließt in Anbetracht der immer noch anhaltenden Hitze, die Nachmittagstunden einstweilen ausfallen zu lassen. Jedoch wird schon am 17., da die Temperatur etwas zurückgegangen ist, der Beschluß wieder aufgehoben.

18. Auf der Reise von Friedrichshafen nach Baden-Baden fährt am Vormittag nach $^1/_2$9 Uhr Zeppelins Luftschiff „Schwaben" unter dem Jubel der Bevölkerung über Basel.

19. Es wird auch in Basel begonnen mit Sammlung von Referendumsunterschriften gegen das im Sommer von der Bundesversammlung beschlossene Kranken- und Unfallversicherungsgesetz.

19. 20. In Basel findet die 12. ordentliche Delegiertenversammlung des Verbands eidgenössischer Post-, Telegraphen- und Zollangestellter zugleich mit der Feier des 20jährigen Bestandes der Sektion Basel statt. Die Versammlung faßt eine Resolution zugunsten der eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherung. Die übrigen Punkte der reichhaltigen Geschäftsliste betreffen innere Vereinsgeschäfte, über die zu berichten hier nicht der Ort ist. Auch gesellige Akte verschönten die Zusammenkunft.

Das 9. baselstädtische Kantonalturnfest zugleich mit dem 25jährigen Jubiläum des Stadt-

turnvereins wird mit bestem Gelingen im Klingenthal abgehalten. Der Jubiläumsverein hatte an Stelle des ursprünglich in Aussicht genommenen Riehen das Fest übernommen. Zahlreiche Vereine aus der Schweiz und aus der ausländischen Nachbarschaft hatten sich eingefunden.

21. Die baselstädtischen Kompagnien des Landwehrbataillons 118 (Kommandant Major Vischer) rückten zu ihrem Wiederholungskurs ein und begaben sich nach Liestal.

26. Das St. Jakobsfest vollzieht sich im großen und ganzen unter seltener Gunst der Witterung. Festredner war Pfr. H. Schachenmann. Leider fiel auf der Rheinbrücke ein Zugteilnehmer vom Schlag getroffen tot nieder, und beim Empfangsschießen zu Ehren des auf dem Schlachtfeld eintreffenden Zuges wurde ein 10jähriger Knabe getötet, ein Artillerist schwer verletzt.

Zugleich mit dem St. Jakobsfest wurde der 2. baselstädtische Blumentag abgehalten. Er warf netto 35,000 Fr. ab. Die Summe kommt zu $^2/_3$ dem geplanten Ferienheim für Mädchen in Prêles, zu $^1/_3$ den Krippen in Kleinbasel zugute. Veranstalter des Tages war die Pestalozzigesellschaft.

27. In Basel findet die 25. Jahresversammlung des Schweiz. Schreinermeistervereins statt.

31. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats August 1911 waren: Mittel der Temperatur 21,7; mittleres Temp.-Max. 28,3, mittl. Temp.-Min. 15,8°, Mittel des Luftdrucks 738,2, Summe der Niederschlagsmenge 47,7 mm, Summe der Sonnenscheindauer 320,8 Stunden. Den Monat kennzeichnen eine außerordentliche Hitze und Armut an Niederschlägen. Seine mittlere Temperatur übertrifft den 80jährigen Augustdurchschnitt um 3,8° C., der Monat ist der wärmste August seit Beginn der meteorologischen Aufzeichnungen in Basel 1820. Die Regenfälle konzentrierten sich auf die zweite Monatshälfte und brachten so die dürren Fluren wieder einigermaßen zum Ergrünen.

2. Das Bataillon 118 wird entlassen.

3. Die Historische Gesellschaft macht ihren Ausflug nach Schloß Wildenstein, wo Oberrichter Dr. W. Merz aus Aarau einen Vortrag hält. Das Mittagessen wird in Bad Bubendorf eingenommen.

4. Das Bataillon 54 unter Major Socin tritt seinen Wiederholungskurs an.

5. 6. Die Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft hält ihre Jahresversammlung in Basel ab. Es werden verschiedene Subventionen beschlossen und eine Zentral-Auskunftsstelle für soziale Fürsorge geschaffen. Die Hauptverhandlung erging über Ausländerfrage und Armenpflege. Ein Mittagessen im Stadtkasino und freie Vereinigung im Garten des Jahrespräsidenten machte den Beschluß.

6. Der Regierungsrat wählt zum Vorsteher des Vormundschaftswesens mit Amtsantritt am 1. Januar 1912 Dr. Paul Meerwein von Basel.

9. 10. Zum Pfarrer der Leonhardsgemeinde an Stelle des zurücktretenden Pfr. Altherr wird ohne Opposition gewählt Pfr. Hans Baur von der Matthäusgemeinde.

12. ffg. Der erste katholische Charitastag der Schweiz wird in Basel abgehalten.

14. In der Nacht vom 14. zum 15. bringt nach 10 Wochen lang anhaltender Dürre ein Gewitter den ersten einigermaßen ergiebigen Regen mit 12 mm Niederschlag.

15. Das Bataillon 54 kehrt aus dem Wiederholungskurs heim.

23. 24. Zweitägiger Ausmarsch der Kadetten nach Langenbruck.

24. Im Alter von 65 Jahren stirbt bei seinen Kindern in Basel der aus Bern stammende, in Greifswald als Professor der Theologie wirkende D. Samuel Oettli.

25. Komp. 2, 3 und 4 vom Bataillon 97 unter Major O. Senn treten ihren diesjährigen Wiederholungskurs an; die 1. Kompagnie hat ihn schon im Frühjahr in der Schießschule zu Wallenstadt bestanden.

28. Die Diakonissen-Anstalt in Riehen feiert ihr Jahresfest. Festprediger ist Pfr. W. Ecklin.

Witterung. Folgendes sind die meteorologischen Hauptwerte des Monats September 1911: Mittel der Temperatur 16,78, mittleres Temp.-Max. 22,54, mittl. Temp.-Min. 12,06°, Mittel des Luftdrucks 739,58, Summe der Niederschlagsmenge 71,7 mm, Summe der Sonnenscheindauer 195,6 Stunden. Der ungewöhnlichen sommerlichen Wärme der ersten Monatshälfte, die die Überlieferungen von Juli und August fortsetzte, verdankt man die auffallend hohen Durchschnittstemperaturen. Mit der Mitte des Monats sodann traten wieder normale Verhältnisse ein, vermochten aber nicht, die Durchschnittsziffern auf den gewöhnlichen Stand herunterzudrücken.

Oktober 1911.

1. ffg. Unter sehr starkem Besuch aus dem gesamten Vaterland wird nach einer Pause von mehr als 20 Jahren in Basel wieder ein schweizerischer Lehrertag abgehalten, der XXII. Am 1. Okt. (Sonntag) erledigte die Delegiertenversammlung im Großratssaal das Geschäftliche. Die allgemeinen Sitzungen fanden in der Pauluskirche statt. Am Montag wurde verhandelt über staatsbürgerliche Erziehung und Erhöhung der Bundessubvention an die Volksschule, am Dienstag über Schulreform und über die ökonomische Stellung des Lehrers. Daneben gingen Veranstaltungen her zur Pflege der Geselligkeit, sowie zum Kunstgenuß, und Vorträge aller Art zur Befriedigung besonderer Interessen und Tendenzen.

4. An der großen Schiffahrtschleuse des Wasserwerks Augst-Wyhlen werden die Pumpen außer Betrieb gesetzt; dieser Teil des Baues ist jetzt vollendet.

7. Die Preſſe meldet, daß die im vergangenen Sommer vorgenommene Sammlung zugunſten des Konzert- und Theater-Orcheſters 317,000 Fr. an einmaligen Gaben und 850 Fr. an jährlichen Beiträgen ergeben hat.

10. Der Weitere Bürgerrat bewilligt 80,000 Fr. zum Ankauf der Liegenſchaft Herbergſtraße 4 und 6 und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

12. Der Große Rat erteilt Appellationsgerichtspräſident Dr. H. Völlmy die erbetene Entlaſſung, bewilligt 680,000 Fr. für Erweiterung des Pumpwerks in den Langen Erlen, beſchließt einige Nachkredite und den Ankauf einer Liegenſchaft an der Waſſerſtraße, geht über einen Anzug Lotz betr. Verminderung der Betriebsdefizite bei Kliniken, Spitälern ꝛc. zur Tagesordnung, erledigt einige Petitionen, ändert das Initiativ- und Referendumgeſetz im Sinn einer Vereinfachung und hebt einige Geſetzesbeſtimmungen betr. Kautionsleiſtung auf.

13. ffg. In Baſel wird der II. wiſſenſchaftliche Kurſus über Alkoholismus abgehalten.

15. Die Sektion Baſel des Schweiz. Rennvereins veranſtaltet ein ſehr gelungenes Pferderennen auf dem Brüglinger Feld.

25. 26. Im Café Spitz wird ein Bazar abgehalten zugunſten verſchiedener Wohltätigkeitsunternehmungen der Matthäusgemeinde und ergibt einen Nettoertrag von 14,000 Franken.

27. Die Meſſe läutet ein. Seit einigen Jahren hat ſie ſich zum Barfüßerplatz den ehemaligen Kohlenplatz der S. B. B. erobert. Trotz dieſer räumlichen Erweiterung bietet ſie aber qualitativ nichts Neues. Der Verkauf iſt wie ſeit mehreren Jahrzehnten auf dem Petersplatz.

28. 29. Die Nationalratswahlen des Kantons Baſelſtadt führen bei einer Beteiligung von 12,034 Stimmberechtigten im 1. Wahlgang zu keinem Reſultat. Es

lagen vor eine sozialdemokratische Liste (Jäggi-Büttiker, Frei), eine freisinnige (Göttisheim, Müry, Rothenberger), eine liberale (C. Chr. Burckhardt, Iselin, Gelpke), eine der fortschrittlichen Bürgerpartei (Gelpke, Burckhardt, Iselin, Müry) und eine katholische (Dr. A. Joos). Die Demokraten hatten Wahlenthaltung empfohlen. Bei einem absoluten Mehr von 6026 erhielten Jäggi 5653, Frei 5078, Müry 4189, Iselin 4044, Burckhardt 3971, Rothenberger 3851, Gelpke 3570, Göttisheim 3530 und Joos 2160 Stimmen. Im entscheidenden Wahlgang vom 4./5. Nov. wurden unter der Herrschaft des relativen Mehrs gewählt bei total 13,407 abgegebenen Stimmen B. Jäggi (7099), J. Frei (6429), E. Müry (5004), Oberst Iselin (4588), Dr. Chr. Rothenberger (4296), Reg.-Rat C. Chr. Burckhardt (4211) und Dr. E. Göttisheim (3782); weitere Stimmen erhielten R. Gelpke (3609) und Dr. Joos (2844). Die demokratische Partei hatte für den zweiten Wahlgang eine Viererliste aufgestellt (Frei, Jäggi, Joos, Rothenberger), die katholische Volkspartei portierte außer Joos, wie im 1. Wahlgang, jetzt noch Frei, Jäggi, Iselin und Müry.

Am 28./29. Okt. wurde als Ständerat bestätigt Dr. Paul Scherrer mit 7317 Stimmen, und es wurden die eidgenössischen Geschworenen auf eine neue Amtsdauer von 6 Jahren gewählt.

30. Witterung. Die meteorologischen Hauptwerte des Monats waren: Mittel der Temperatur 10,10°, mittl. Temp.-Min. 7,19, mittl. Temp.-Max. 13,93°, Mittel des Luftdrucks 737,7, Summe der Niederschlagsmenge 64,2 mm, Summe der Sonnenscheindauer 109,5 Stunden. Der Oktober hat die Arbeit des Septembers, nach dem abnormen trockenen Sommer, die Witterungsverhältnisse wieder ins gewöhnliche Geleise zu bringen, zum erwünschten Abschluß gebracht.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9–Series 444

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 205 292 6

DQ
381
B29
1912